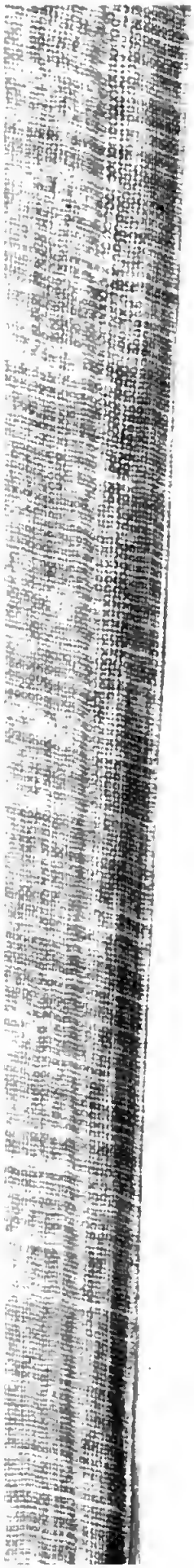
COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
1002692600

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY



Die

nordfriesischen Inseln

vormals und jetzt.

Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner.

Von

G. Weigelt.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt.

Hamburg.
Otto Meissner.
1873.

Seinem lieben Freunde

JULIUS SANDTMANN in HAMBURG

widmet diese Schrift

als ein Zeichen seines Dankes

für das seltene Interesse

das er ihm und der beschriebenen Gegend

gewidmet hat

der Verfasser.

100645

Vorwort.

Da eine zweite Auflage dieser Schrift nothwendig geworden ist, habe ich es mir angelegen sein lassen, den Inhalt der ersteren nicht nur durch Zusätze zu erweitern und hier und da zu berichtigen, sondern auch die Darstellung desselben zu verbessern. Demgemäss sind einige Kapitel ganz, andere theilweise umgearbeitet. Zu den ersteren gehört das über die Reconstruction der nordfriesischen Utlande, denn zu diesem interessanten Gegenstand hatten inzwischen die gründlichen Forschungen des Dr. Maack über die Urgeschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein ein sehr dankenswerthes Material geliefert, das auch in einem Buche ohne wissenschaftliche Form und Tendenz nicht unbenutzt bleiben durfte. Das Kapitel über Fluth und Ebbe hat gleichfalls eine durchaus neue Gestalt erhalten, weil es mir schien, dass die frühere Darstellung nicht erschöpfend genug, vielleicht auch nicht hinreichend klar gewesen ist. Ich habe dasselbe nun an das Ende gestellt, um nicht den, wenn auch nur lockern, Zusammenhang des Ganzen zu zerreissen.

Zu der Karte, welche das frühere und jetzige Land in einem Bilde darstellt, habe ich dies Mal nicht die Meyer'schen Karten in Danckwerths Landesbeschreibung benutzt, sondern eine nach König Waldemar's Erdbuch vom Jahre 1231 in Kopenhagen erschienene; und diese darum, weil auf dieselbe das jetzt noch vorhandene Land besser gelegt werden kann, als auf eine der Meyer'schen Karten. Nimmt man diese zur Grundlage,

so sind Aenderungen erforderlich, weil theilweise das gegenwärtige Land auf Meeresströme fällt, die eine wesentliche Ablenkung nicht werden erfahren haben. Ich habe aber aus Meyer's Karten das alte Helgoland und auch, so weit er nämlich Platz hatte, den Südstrand aufgenommen, beides freilich mit einem Fragezeichen versehen, wie schon in der ersten Auflage geschehen war. Da ich obendrein auch im Texte derselben diese Inseln mehrmals als mythisches Land bezeichnet hatte, so habe ich den Tadel nicht verdient, den Hallier in seinem Buche „Nordseestudien" wegen meines Glaubens an Meyer's Karten ausgesprochen hat. Die Gründe aber, die mich veranlassten, die historisch unsichern Gebiete, besonders Helgoland in seiner frühern grössern Ausdehnung, von der Karte nicht auszumerzen, sind im Texte selbst angegeben. Es war eine Zeit lang eine ausgemachte Sache mit dem Anspruch eines Dogmas, dass der Südstrand nie existirt und dass Helgoland von Alters her die jetzigen engen Grenzen gehabt hat. Sollten die geologischen Untersuchungen Prof. Wiebels, auf die sich Hallier beruft, in Hinsicht der letztern Insel wirklich so entscheidend sein, wie behauptet wird, so ist es für denjenigen, der solche Untersuchungen selbst anzustellen nicht im Stande ist, eine Beruhigung, mit Geologen, wie Meyn und Forchhammer, und mit besonnenen Forschern wie Maack in Irrthum verfallen zu sein.

Wyk auf Föhr, im Frühjahr 1873.

Einleitung.

Zweck der Schrift. Hauptsächlich benutzte Werke. Geographische Bestimmungen.

Wenn diese Schrift zunächst auch nur den praktischen Zweck hat, dem Fremden in einer wenig gekannten Gegend zum Führer zu dienen, so will sie sich doch nicht auf das vor Augen Liegende beschränken, also etwa nur eine Anleitung geben, wie sich die Badegäste auf Föhr den Aufenthalt daselbst möglichst angenehm machen können, welche Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, welche Ausflüge zu Wagen, zu Fuss und zu Schiffe zu unternehmen sind. Dergleichen darf freilich auch hier nicht ganz unerwähnt bleiben; was aber der Gebildete braucht und zu wissen wünscht, geht über die nächste Nähe und Gegenwart, eine kable Statistik hinaus. An verfallenen Burgen und Schlössern will Niemand vorüberreisen, ohne eine Kunde von den einstigen Bewohnern und von der Art, wie jene zerstört wurden, mitzunehmen. Wenn nun auch auf den zu beschreibenden Inseln solche Monumente einer Vergangenheit die Neugier oder Wissbegier nicht anregen, ja wenn hier auch überhaupt nur wenig Anderes als die eisernen Klammern der Häuser, zu Jahreszahlen der Erbauung geformt, auf eine Zeit vor der jetzigen deutet, so ist doch weit und breit kein Landesstrich, der so wie dieser den Blick rückwärts richtet. Denn die Insel, wo der Fremde Gesundheit holt, und alle kleinern und grössern umher gleichen im Wesen den

verwitternden Grundpfeilern verfallener Schlösser, bei denen die Führer und Handbücher den Reisenden zum Verweilen nöthigen. Was aber sind alle Ruinen an den Flüssen und Bergen anderer Länder gegen diese mit Noth und Mühe geretteten Ueberreste? Freilich erscheinen sie dem Auge als solche Trümmer nicht; Wiesen und Kornfelder überdecken sie freundlich, Dörfer ziehen sich darüber hin, in denen zufriedene Menschen leben, während sich um jene der Epheu rankt und Schlangen unter den Schutthaufen wohnen. Aber wie sich an die Burgruinen schauerliche Sagen knüpfen, so an diese Trümmer fruchtbarer Länder eine noch schauerlichere Geschichte. Dazu sind auch sie, wenigstens zum Theil, demselben Verhängniss der gänzlichen Umwandlung verfallen; wo jetzt Kühe grasen und Schornsteine rauchen, werden dereinst Fische ziehen und Wellen schäumen. Nur die Zeit weiss Niemand.

Fast ebenso wenig, als an dem Lande selbst die geschehene Verwüstung, nimmt der Fremde an den Bewohnern die unheilvollen Erfahrungen ihrer Ahnen wahr. Die Leiden dieser haben in den Zügen und dem Leben ihrer Nachkommen keine anderen erkennbaren Spuren zurückgelassen, als einen gewissen Zug der Schwermuth und eine dunkle flüchtige Erinnerung, die aber kaum den Genuss des gegenwärtigen Lebens stört. Glücklich in ihren Verhältnissen, sicher auf ihrem unsichern Grund und Boden, wohlhabend, kräftig und die Heimath liebend, verrathen sie nicht, dass sie die letzten Trümmer eines Volkes sind, das der Wuth der Elemente hat unterliegen müssen, wie andere Völker der Eroberungslust ihrer Nachbarn. Vorfahren, die im Kampf mit der Uebermacht fielen, leben im dankbaren Andenken ihrer Nachkommen, und ihre Heldenthaten verewigt Lied und

Sage, an die Stätten geheftet, wo sie kämpften und unterliegen mussten. Aber dem Kampfe mit gefühllosen Elementen fehlt das Tragische, weil der Gegner nicht ebenbürtig ist, keine Ansprüche geltend macht, kein Recht verficht. Nicht um eine hohe Idee gingen sie in den Tod, sondern wurden wie wehrlose Schlachtopfer zu Tausenden hingerafft, unter Wehklagen und Angst, und die Zeugen ihrer stillen Ergebung oder der besonnenen Anstrengung zur Rettung der Ihrigen wurden mit ihnen selbst in's nasse Grab gerissen. Dieses aber trägt keine Inschrift: sein Brausen wie sein Farbenspiel redet nur von der unmittelbaren Gegenwart.

Das ist also das Eigenthümliche an dieser Gegend, dass sie eine grossartige Ruine ist, ohne den Anschein einer solchen; dass ihre Bewohner die letzten Ueberreste eines einst bedeutenden Volksstammes sind, ohne die Physiognomie eines solchen, ja ohne den Schmerz und kaum ohne das Bewusstsein dessen. Aber der Fremde, der in diese Gegend und unter diese Menschen kommt, wird von einer Schrift, die ihn dort zurechtweisen soll, oder die er zur Erinnerung mit in seine Heimath nimmt, verlangen, dass sie zum wenigsten so viel leiste, als z. B. in den Gebirgsgegenden jene Führer, die bei jeder historisch denkwürdigen Stelle Halt machen und ihr Märchen oder ihre Geschichte vortragen.

Die kleinen Broschüren, die bisher mit besonderer Rücksicht auf Sommergäste geschrieben wurden, sind in der bezeichneten Hinsicht allzu mangelhaft; andere Schriften aber, welche die Vergangenheit dieses Inselreiches behandeln, sind meist zu speciell für Leute, die nicht kommen, um an Ort und Stelle Geschichte zu studiren. Von jener ersten Art Schriften ohne Zweifel

die beste ist das im Jahre 1824 geschriebene Buch von Fr. von Warnsted: „Die Insel Föhr.“ Für die Topographie und besonders für die früheren rechtlichen und Communalverhältnisse der Insel ist es noch jetzt eine sehr brauchbare Quelle. Aber nach welcher Norm die Abgaben vertheilt werden und was dergleichen für die Inselbewohner allerdings sehr Wichtiges mehr ist, liegt dem Interesse des besuchenden Gastes weit ferner als so manches Andere, was das Buch nicht enthält. Der berühmte Reisende Kohl hat im Jahre 1846 in drei Bänden „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein“ beschrieben. Bekanntlich zeichnen sich die Reisebeschreibungen dieses Mannes dadurch aus, dass sie unmittelbar und ohne ungehörige Reflexionen die Eindrücke so wiedergeben, wie sie von ihm empfangen sind; freilich aber auch in so zufälliger Weise wie der stets wechselnde sinnliche Eindruck. Wenn man eine Zeit lang in einer Gegend lebt, die Kohl beschrieben hat, so merkt man recht, dass Sehen und Hören eine Kunst ist, die eigentlich nur Wenige verstehen. Es ist merkwürdig, wie dieses Reisegenie auf den ersten Blick so Manches wahrnimmt, was Andere erst nach und nach entdecken, und wie er auch dem scheinbar Unbedeutenden und Gleichgültigen den ihm in der That gebührenden Werth zu geben weiss. Wirklich Gleichgültiges giebt es für ihn kaum irgendwo, da er in jedem Einzelnen immer eine Illustration allgemein menschlicher Interessen erkennt. „Es ist mir“, sagt er, „an sich selbst eigentlich ganz einerlei, ob ich in Boldixum und Wrixum unter Föhringern, oder am Nil, oder am Araxes reise“. In dem angeführten Werke sind Föhr und die umliegenden Inseln mit Vorliebe

behandelt, so dass der Fremde, der über einzelne Gegenstände und augenblickliche Verhältnisse daselbst eine gründlichere Belehrung wünscht, dieselbe dort meist auch findet.

Die beiden namhaft gemachten Schriften berühren die Vergangenheit der nordfriesischen Inselgruppe selten. Zur Kenntnissnahme dieser dienen aus neuerer Zeit „Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, von K. J. Clement, von der Insel Amr'am; 1845"; und „Chronik der friesischen Uthlande, von C. P. Hansen in Keitum auf Sylt; 1856." Das nicht ohne Affectation geschriebene Buch von Clement enthält viel interessante Einzelheiten, wenngleich Kohl darüber das Urtheil fällt, dass man beim Lesen desselben „mehr Rührung als Mitleid empfindet." Aber da der Schmerz über seinen Volksstamm, dem im Lauf der Jahrhunderte sein nationales Bewusstsein fast abhanden gekommen ist, den ruhig betrachtenden Geschichtschreiber in einen zürnenden Propheten verwandelt, so ist oft das Verschiedenartigste aneinander gereiht, wenn es nur geeignet ist, den verglimmenden Funken noch einmal anzufachen; den Faden der Erzählung unterbricht stets die Klage, dass Kraft wie Ruhm dahin ist, dass die Nachgebornen ihrer Väter nicht werth sind. Die Volkssage, klagt er, wird „wie das Gedächtniss der Menschen kürzer, ihre niedrige Begier länger, ihr Herz enger" und verstummet nach und nach ganz. Wie aber sollte die alte Sitte und das heimische Recht, wie sollte der Zusammenhang und das Bewusstsein der Nation erhalten werden, wenn dieser der Boden unter den Füssen weggerissen ward? Da ist Alles gewonnen, wenn nur der Mensch, der physische wie sittliche, erhalten bleibt, und jedes andere Verlangen ist unberechtigt. Ruhig

und besonnen gehalten ist die angeführte Chronik auch eines Eingebornen; aber sie theilt den Mangel aller chronikartigen Darstellung, sie heftet was auf einem bestimmten Raum in einer und derselben Zeit sich ereignet, also das Heterogenste, aneinander. Somit liefert sie kein historisches Bild, sondern das Material zu einem solchen. Hansen's Buch ist jedoch nicht durchaus nur Chronik, es giebt vielmehr ab und zu sehr gute Ueberblicke und Zusammenfassungen; ein Beweis, dass der Verfasser wohl eine Geschichte seines speciellen Vaterlandes hätte liefern können. Die verschiedenen spätern Schriften dieses Mannes, die sein engeres Vaterland, die Insel Sylt, zum Gegenstande haben, sind von geringerem Werth als das erste Buch; denn es ist das Material stellenweise allzusehr gehäuft, zu wenig kritisch gesichtet und nicht zu einem Gesammtbild des Ganzen verarbeitet. Doch enthalten auch diese späteren Schriften manche culturhistorische Notizen, werthvoll für die Charakteristik der Geschichte Nordfrieslands. Wenn nun auch die Quellen zu einer solchen nur spärlich fliessen, so hat doch Professor Michelsen durch sein „Nordfriesland im Mittelalter“, eine auf Urkunden basirte Darstellung, bewiesen, dass es dem sinnigen Geschichtsforscher möglich ist, wenn er es nicht verschmäht, in alten Staatsarchiven zu wühlen, ein Bild der Vergangenheit dieser nordfriesischen Lande zu zeichnen. Ohne Frage ist dies mit historischem Sinn geschriebene Buch das Beste, was bisher über die Geschichte Nordfrieslands veröffentlicht ist.

Wenn für einen Geschichtschreiber Clement zu viel nationales Gefühl nicht hat, sondern blicken lässt, so zeigt ein alter berühmter Chronist dessen zu wenig. Zum Theil nach eigenen Erlebnissen, zum Theil mit

Benutzung vieler alten, meist lateinischen Schriften hat Anton Heimreich im Jahre 1666 und „erneut“ 1668 eine „Nordfresische Chronik“ herausgegeben, die vornehmste Quelle für die Kunde der nordfriesischen Vorzeit. Heimreich war der Sohn eines Predigers auf dem alten Nordstrand, dessen Verwüstung 1634 in seine Kindheit fiel. Nachdem er seine Universitätsstudien vollendet hatte, bereiste er Deutschland, England, Frankreich und Italien und beschloss sein Leben als Prediger auf der Hallig Nordstrandischmoor, obgleich er wohl anderswo ein gutes Amt, wie man die Verkündigung des Evangeliums jetzt nennt, hätte erlangen, oder vielleicht vom Ertrage seiner Ländereien, die er in Eiderstädt und auf Pellworm besass, hätte leben können. Von ihm rühmt Clement, dass er der einzige friesische Prediger war, der die Wichtigkeit recht erkannte, das Gedächtniss der grossen Wasserfluthen, die Friesland verheerten, auf die Nachwelt zu bringen. In der That zählt er deren eine bedeutende Menge auf, und wenn er auch von den meisten kaum mehr als die Jahreszahlen angiebt, so müssen doch diese Partieen des alten Buches auch denjenigen fesseln, dessen Interesse die Vergangenheit Nordfrieslands ferne liegt. Im Uebrigen wird wohl nur selten Einer, der unsere Gegend besucht, sich durch alle Einzelheiten dieser werthvollen Chronik, die Stammregister der Könige und Herzöge, der königlichen und herzoglichen Staller, wie auch vornehmer friesischer Personen, durch die kahlen Berichte von äussern und innern Streitigkeiten, von der Gründung der Kirchen, wie durch die Register der geschehenen Eindeichungen hindurchlesen. Aus der in seinem Buche herrschenden Darstellung geht hervor, dass der alte Prediger auf seinen Reisen nicht gelernt hat, das Einzelne

als Aeusserungen volksthümlichen Wesens aufzufassen, und aus seinen historischen Quellenschriften nicht, das Material zu sichten und zu verarbeiten. Das für die Geschichte und Erinnerung Gleichgültigste wird wie das Werthvollste in demselben Tenor vorgetragen; der Faden, auf den sich alles Detail aufreiht, ist gelehrter Sammlerfleiss. Dabei versteht es sich denn freilich von selbst, dass manche Partieen nicht bloss für den Historiker von Fach Werth haben, wie die Erzählung von alten Rechten und Sitten und deren Verfall; auch spiegelt sich hier und da die Cultur jener Zeit in diesem Buche ab, z. B. in dem Glauben an die verschiedenartigen Warnungszeichen, die einer grossen Fluth vorhergehen, aber leider immer erst hinterdrein als solche erkannt sind. Der dreissigjährige Krieg ist auch in Friesland durch „einen schrecklichen Kometstern“ angezeigt; besonders merkwürdig aber ist, dass todte Walfische, wenn sie zu Friedenszeiten an den Strand treiben, Krieg, wenn aber zu Kriegszeiten, Frieden bedeuten.

Etwas früher, als der ebengenannte Autor seine Chronik verfasste, hatte Johannes Meyer, „bestallter königlicher Mathematicus,“ vom dänischen Könige Friedrich III. den Auftrag erhalten, genaue Karten der einzelnen Aemter und Theile der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu entwerfen. Da er nun zur Herausgabe derselben einer Beschreibung bedurfte, ist mit ihm Caspar Danckwerth, Doctor und Bürgermeister zu Husum, der „von seiner Jugend an grosse Liebe zu den Historien getragen,“ übereingekommen, eine solche Beschreibung dazu zu liefern. So ist im Jahre 1652 die „Newe Landesbeschreibung der zwey Herzogthümer Schleswich und Holstein“ in Folio sammt vielen Karten zum Druck befördert. Die

Beschreibung zeugt sowohl vom Studium der alten historischen Quellen, als auch von gewissenhafter Erforschung des damaligen Zustandes jener Länder. Danckwerth meint, es sei „unlieblich und unangenehm," in einer Landesbeschreibung nichts Anderes als Grenzen, Flüsse, Städte u. s. w. anzuführen; darum erweitert er die Grenzen einer statistischen Geographie und zieht Manches herbei, was nicht strenge dazu gehört, weil er es „um der lieben Antiquitäten Willen nicht verschmähen will." Da ist ihm denn sein Buch „unter der Hand gewachsen," nämlich zu einem grossen Folianten. Die Darstellungsweise aber ist, wo die Materie es gestattet, von lebendiger Anschaulichkeit und oftmals gewürzt mit naivem Humor, weshalb ich es mir auch nicht versagen konnte, diesen alten Autor zum Oeftern in seiner originellen Sprache reden zu lassen. In der Dedication seines Buches an den König Friedrich III. von Dänemark rühmt er den grossen, vortrefflichen Nutzen des Studiums der Geschichte, da ja auch „die heilige Schrift selbst, der Brunnquell aller Weisheit, zum halben Theil in Historien verfasst ist." Er führt dem Könige zu Gemüthe, wie sehr es sich von jeher gute Regenten haben angelegen sein lassen, aus der Geschichte Weisheit zu schöpfen, aus der sie lernen, dass auch „die hohen Potentaten, wenn sie gar zu weit über die Schnur hauen, dem allerhöchsten Richter nicht entwachsen sind." Somit bildet der Text zu den Karten eine anziehende Vereinigung von Geschichte, Rechtskunde und Geographie, und ist mit mehr wissenschaftlichem Sinn als die Chronik des Predigers Heimrich abgefasst. Die Karten aber sind mit einer für jene Zeit bewundernswerthen Genauigkeit aufgenommen und mit grosser Sorgfalt gestochen. Für

unsere Gegend an der Westsee haben dieselben aber noch ein ganz eigenes Interesse. Die grosse Umwandlung, welche zum Theil zur Zeit Meyers und Danckwerths, zum Theil viel früher. Küsten und Inseln daselbst erfahren hatten, lebte noch in der Erinnerung ihrer Bewohner; man wusste noch die Oerter der weggespülten Dörfer und Kirchen anzugeben, ja man wollte noch hier und da aus der Tiefe des Meeres das Läuten der versunkenen Glocken hören. Joh. Meyer ist deshalb „fleissig den Tiefen nachgefahren, hat alte glaubwürdige Männer jederzeit mitgenommen“ und hat auf diese Weise nicht nur das Verhältniss des Landes und Meeres, wie es zu seiner Zeit bestand, sondern auch in mehreren Karten das alte Nordfriesland gezeichnet, wie es vierhundert Jahre früher gestaltet war. Die Richtigkeit der Karten ist von den kritischen Gelehrten nicht im Grossen und Ganzen, sondern nur in Einzelheiten bestritten worden. In ähnlicher Weise hat man aus übrig gebliebenen Fundamenten, Säulen und Fensterbögen alter Bauwerke, zusammen mit den darüber vorhandenen Sagen und Erinnerungen, ihre ursprüngliche Gestalt im Bilde wieder hergestellt.

Endlich ist vor Kurzem durch die gründliche und gewissenhafte Quellenforschung des Doctor Maack in Kiel auf die vorhistorische Zeit der Herzogthümer ein dankenswerthes Licht geworfen. Seine „Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes“ ist leider nur noch in ihrem ersten Theil vollendet; aber dieser Theil verbreitet sich eingehend über die frühere Naturbeschaffenheit des Bodens, als die wesentliche Voraussetzung der Cultur und Geschichte seiner Bewohner, und ist somit für die Kenntniss der Urzeit auch des Theiles, mit dem wir uns besonders zu beschäftigen haben, von grosser

Wichtigkeit und in vielen Fragen gewiss entscheidend. Die Forderung, die der Verfasser an den Historiker eines Volkes stellt, mit Hülfe der Naturwissenschaft, der vergleichenden Sprachenkunde und der Mythologie den natürlichen und geistigen Boden, auf der sich die beglaubigte Geschichte entwickelt hat, zu erforschen, bevor er an die Darstellung dieser Geschichte selber geht, diese Forderung hat in weiteren Kreisen die ihr gebührende Anerkennung gefunden; das Beispiel aber, mit dem er für unser Land vorangegangen ist, kann nicht verfehlen, die Historiker anderer Länder zur Nachfolge anzufeuern.

Es ist sonst allerdings keine Sitte, in einer Schrift wie diese, die keinen wissenschaftlichen oder kritischen Zweck und Charakter hat, die hauptsächlichsten der neuern und ältern, den Gegenstand betreffenden Werke aufzuführen. Aber auch Sommergäste, die sich durch Land und Leute angezogen fühlen, fragen mehrfach nach jenen, weshalb der bedeutendsten hier Erwähnung geschah. Mit Ausnahme der beiden zuerst genannten, will sich denselben diese Schrift nicht zur Seite stellen. Denn ihr Maass liegt nicht so sehr in der dargestellten Sache, als vielmehr ausserhalb derselben in der Wissbegier von Fremden, die auf eine kurze Zeit im Jahre den beschriebenen Inseln einen Besuch abstatten. Selbstverständlich geht solches Interesse mehr in die Weite, als in die Tiefe; weshalb es mit Rücksicht auf dasselbe darauf ankommt, das vorhandene Material anschaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zusammenzufügen.

Nach ihrem verschiedenartigen Verhältniss zum Meere ordnen sich die nordfriesischen Inseln in folgender Weise.

Zum Theil durch Dünen, zum Theil durch Erhöhung des Bodens geschützt ist Sylt, eine Insel von fast 5 Meilen Länge und einer Breite von 1/8 bis 1 1/2 Meilen, mit fast 3000 Einwohnern in 15 Dörfern; und Amrum, 1 1/4 Meile lang und 1/4 Meile breit mit etwa 700 Einwohnern in 3 Dörfern.

Halb durch einen Deich und halb durch die hohe Lage des Landes geschützt ist Föhr, bei einem Umfang von 5 Meilen 1 1/2 Quadratmeilen gross; hat in 16 Dörfern etwa 5000 Einwohner.

Ganz und nur durch Deiche geschützt sind Pellworm und Nordstrand, deren jedes ungefähr eine Quadratmeile gross ist und etwa 2000 Einwohner hat, die auf zerstreut liegenden Werften wohnen.

Ungeschützt gegen das Meer, so dass die Fluth sie zuweilen überspült, sind die 15 Halligen, von denen ein Paar unbewohnt sind. Die Häuser der bewohnten liegen auf Werften, auf denen allen zusammen fast 700 Menschen leben. Die grössten der Halligen sind Hooge mit 70, Langeness mit 57, Nordmarsch mit 34 und Oland mit 27 Häusern.

Diese Inseln liegen an der Westküste des Herzogthums Schleswig und zwar vom 25.° 56′ bis zum 26.° 37′ östlich von Ferro. Sie umfassen also einen Raum geographischer Länge, innerhalb dessen Bremen, Frankfurt a. M., Heidelberg, Mannheim, Luzern und Zürich liegen, mit welchen Städten sie ungefähr die Tagesstunden gleich haben. Ihre nördliche Breite reicht vom 54.° 27′ bis 55.° 4′. Sie haben also dieselbe Entfernung vom Aequator wie Flensburg, Schleswig,

Königsberg, Durham in England, die Inseln Laaland, Falster, Fehmarn und Rügen. Wyk auf Föhr liegt 26° 14′ östlich von Ferro oder 4° westlich von Kopenhagen, 54° 41′ nördlich vom Aequator.

Die beigegebene Karte der nordfriesischen Inseln soll hauptsächlich nur das Verhältniss des übrig gebliebenen Landes zu dem untergegangenen versinnlichen. Letzteres ist nach einer kleinen, in Kopenhagen erschienenen Karte gezeichnet, welcher das Erdbuch König Waldemar's II. von Dänemark zu Grunde liegt. Die Karte macht auf geographische Genauigkeit ebenso wenig Anspruch, als die von Föhr, die bestimmt ist, dem Fremden, der die Insel besehen will, als Wegweiser zu dienen.

I.

Von Husum nach Föhr.

Husums frühere Schicksale und bessere Zeiten. Die Landreise nach Dagebüll. Geest und Marsch. Seefahrt nach Föhr. Dreierlei Inseln. Die einzelnen Halligen. Die scheinbare Armseligkeit, die Unsicherheit und Abnahme aller. Die Zufriedenheit und der Wohlstand der Bewohner. Die grosse Bedeutung dieser Inseln für das Festland.

Der Reisende, den die Eisenbahn nach Husum gebracht hat, wird vor seiner Weiterreise gewöhnlich hinreichende Zeit haben, diese Stadt in Augenschein zu nehmen, es sei denn, dass der Stand des Wassers,

den das abgehende Dampfschiff wahrnehmen muss, mit dem Eintreffen des Eisenbahnzuges zusammenfällt. Die Strassen Husums sind übrigens bald durchwandert und ausser dem im Jahre 1582 erbauten, zur Residenz der Wittwen schleswigscher Herzöge bestimmten Schlosse, das jetzt dem Landrath zur Wohnung dient, bietet die Stadt keine besonderen Sehenswürdigkeiten. Getäuscht findet sich, wer sich hier, nachdem Hitze und Staub der Reise überstanden sind, im Anblick der See zu kühlen hofft. Liegen zwischen der Ankunft des Zuges und dem Abgang des Schiffes mehrere Stunden, was der Mond, der die Fluth noch nicht gebracht hat, verschuldet, so stecken in dem kleinen Hafen die Schiffe im Meeresschlamm, und trocken liegt die schmale Westerstrasse, die den Hafen mit der See verbindet, eine verschlickende „Au“, wie man hier solche Bäche nennt, die einstmals bessere Zeiten gesehen hat. Die Segel von vierzig grossen Seeschiffen, von den Husumer Kaufherren ausgerüstet, ungerechnet die vielen kleinen, blähten sich auf ihr und führten aus Holland, England und Schottland Waaren heim. Als vor langer Zeit die ostwärts gelegenen Wälder ausgerodet wurden, versiegte die Au allmählig, und ihre träge Mündung verschlammte sich. Jetzt kann sie nur noch Schiffen geringen Tiefgangs als Strasse dienen. Danckwerth ist der Meinung, dass sie der Stadt den Namen gegeben habe, indem die Heimath an der Aue, das Auesheim oder Aushem durch Voranstellung des Kehllautes, wie das auch sonst geschah, allmählig zu dem jetzigen Husum ward. Schon 1089 soll ein reicher Wirth „allda an einem lustigen Wald ein Wirthshaus gebauet haben,“ indem er sich aus Furcht vor dem Wasser an dieser sichern Stelle niederliess. Doch erst zu Anfang des fünfzehnten Jahr-

hunderts wird des Ortes „in den Historien gedacht," obgleich er schon im Jahrhundert vorher über zweihundert Haushaltungen gehabt haben soll.

Es ist der Stadt wie manchem Menschen ergangen, der, betriebsam und glücklich in einer untergeordneten Stellung, seine Bedeutung schwinden sieht, wenn er zu Rang und Würden kommt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hat Husum die Rechte einer Stadt erhalten, welche dem Orte lange waren verweigert worden und zwar darum verweigert, damit derselbe nicht, durch Gräben und Mauern befestigt, die Dithmarscher anlocken und ihnen, wenn sie ihn einnehmen würden, zur Verschanzung gegen die Landesherren dienen möchte. Nachdem nun endlich der ursprünglich aus zwei Dörfern bestehende Ort zur Würde einer Stadt erhoben worden war, sank nicht lange nachher durch ungünstige Verhältnisse sein Wohlstand. Begründet ward dieser vormals durch die glückliche Lage Husums in der Nähe des Meeres und einer fruchtbaren Marsch, der einst so grossen und an Produkten reichen Insel Nordstrand gegenüber; denn hier war, erzählt Danckwerth, „so zu reden der Fleischstapel, in „deme das niedliche Marschvieh an Ochsen, Kälbern, „jungen Lämmern u. dgl." zu Markte gebracht ward. Sind doch zur Zeit jenes Geographen in einem Jahre viertausend Pferde zum Kriegsbedarf dort verkauft. Da die lange Westküste der cimbrischen Halbinsel den Schiffen nur sehr wenig sichere Häfen bietet, so ist begreiflich, dass einstmals sogar die Kaufherren Hamburgs dem Aufblühen Husums mit Furcht und Neid zusahen. Man sagt ihnen sogar nach, dass sie sich eines nicht sehr ehrenhaften Mittels bedienten, die Nebenbuhlerin unschädlich zu machen. Als nämlich

im Jahre 1472 Husum sich zum Abfall vom dänischen Könige Christian I. durch dessen Bruder, einen Grafen von Oldenburg, verleiten liess, und auch die Nachbarfriesen sich mit diesem Statthalter des Herzogthums verbündeten, da soll der König, dem damals die Dithmarscher zur Seite standen, sich auch den Beistand der Hamburger gesichert haben; doch musste er ihnen als den Preis der Hülfe die Zerstörung der jungen Stadt geloben. Freilich jagte der König seinen Bruder in die Flucht, sühnte an den Häuptern der Gegenpartei den Widerstand durch Schwert und Rad und zog ihre Besitzthümer ein. Aber die gelobte Einäscherung der Stadt unterblieb dennoch; sie wurde zum Verlust ihrer Privilegien, zu hoher Geldbusse und zu Plünderung begnadigt. Dies und spätere Kriegsdrangsale, wie auch eine dreijährige Einquartirung kaiserlicher Truppen im siebzehnten Jahrhundert, konnte eine Stadt verwinden, auf deren Markt die fruchtbaren Landstrecken umher ihre Produkte sandten. Als aber 1634 eine der unheilvollsten Fluthen in Nordfriesland diese Landstrecken und besonders den Nordstrand zum Theil gänzlich verwüstete, zum Theil auf lange Zeit unbrauchbar machte, da war dieser Handelsstadt ihr Lebensnerv abgeschnitten. Danckwerth spricht die Meinung aus, die sich auch nachher bestätigte, dass der Wohlstand sich nicht eher heben würde, „bis der Nordstand, so der Hu„sumer Speisekammer und Kornspiker war, wie Sicilien „der Stadt Roni, *si parva licet componere magnis,* „wiederumb bedeichet werden möchte.“

Letzteres ist jedoch nur zu einem kleinen Theil geschehen und somit ist die Stille in den Strassen dieser Stadt ein trauriger Bewillkommnungsgruss, mit welchem das Meer den fremden Gast empfängt. Die

Tücke desselben braucht er übrigens nicht zu fürchten; denn auf der Reise von Husum nach Föhr, die in etwa drei Stunden zurückgelegt wird, gehört selbst die gefürchtete, aber gefahrlose Seekrankheit zu den Ausnahmen.

In unsern Tagen gilt diejenige Reise für die beste, die am schnellsten zurückgelegt wird, und auf den Genuss wechselnder Eindrücke, welchen der Weg bietet, wird, anders als in unserer Grossväter Zeit, nur noch wenig Werth gelegt. Auf der längeren Landreise von Husum nach der Fährstelle Dagebüll nähert man sich der Insel Föhr bis auf anderthalb Meilen, und dieser etwa sechs Meilen lange Weg würde solche Eindrücke bieten, die Manchem neu und anregend wären. Es ist der Wechsel von Geest und Marsch. Die mässig erhöhten, sandigen Landstrecken führen hier den erstern Namen, welchen unser Danckwerth von dem Wort Göse oder Göst herleitet, d. i. dürr oder trocken, wie auch ein versiegter Elbarm die Gose Elbe heisst. „Halte derowegen, fährt er fort, dass die „Marschleute, so gleichsamb in einem wasserreichen, „fruchtbaren Paradeissgarten wohnen, die dürre hohe „Orte und Felder Göss oder Göst genennet haben.“ Diese Geeststrecken erheben sich mit ihren Dörfern aus der tiefern Marsch, deren aus- und einspringende Grenze nach Osten bildend, oder unterbrechen sie inselartig. „Es werden aber, sagt Danckwerth, Marsch„länder genennet niedrige, am Meer gelegene Länder, „*quasi maritimae regiones*, nicht zwar darumb allein, „dass sie an dem Meere belegen, sondern auch, weil „sie dem Meere gleichsam entzogen, ja noch etlicher„massen des Meeres Gewalt unterworffen seyn; dann „wo sie durch hohe Dämme, hier zu Lande Teiche

„genannt, wider des Meeres Ungestüm nicht beschirmet „würden, stunden sie nicht wohl zu gebrauchen.“

Auf der Karte, die dieser Schrift beigegeben ist, zieht sich als eine dunkle Linie von Husum nordwärts die Grenze des Landes gegen das Meer hin, das ist der „Haffdeich“ oder „Fastewall,“ mit welchem letztern Wort auch wohl diese ganze Gegend im Unterschied von den draussen liegenden Inseln bezeichnet wird, ein nicht viele Jahrhunderte altes Menschenwerk. Ist man von sandiger Gegend in die Ebene herabgekommen, so hebt sich bald irgendwo gegen den Horizont der Deich, eine scharf abgeschnittene, langestreckte Erhöhung ab, auf welche dann wohl der Weg hinaufführt. Dort, glaubt man, werde sich der Meeresspiegel ausbreiten; aber oben angelangt, sieht man statt des Meeres nur die Wiederholung derselben Landschaft. Es war ein „Binnendeich“; nicht die jetzige, sondern die ehemalige Grenze gegen das salze Wasser. In allen Richtungen durchziehen alte Wälle die Marsch, indem sie dieselbe in Thei'e verschiedener Form und Grösse zerlegen. Ihren ursprünglichen Zweck haben die innern Schutzmauern freilich verloren, aber doch nur insofern, als die äusserste Stand hält. Gelingt es dem draussen lauernden Feind, diese zu durchbrechen, so treten die Binnendeiche wieder in den alten Dienst, wie die innern Bastionen einer Festung die Belagerten schützen, wenn die äussern erstürmt sind. „*Deus mare, Friso litora fecit*“ — Gott schuf das Meer, der Friese dessen Grenze — ist ein alter kühner Ausspruch der Völkerschaften, die von hier an bis Calais Jahrhunderte lang dem Meere sein Gebiet zu entreissen suchten. Immerhin jedoch ein unsicheres Gebiet; darum siedeln sie sich am liebsten auf natürlichen oder auch aufgeworfnen

Erhöhungen an, wo einzeln oder zusammengedrängt die Häuser stehen. Nicht alle, denn vielfach auch trifft man unterhalb der Binnendeiche stattliche Bauernhöfe, mit Wassergräben umzogen. Sonst ist Alles völlig eben wie der Meeresspiegel; keine Baumgruppe unterbricht die grüne Einförmigkeit; nur um die Wohnungen drängen sich Gesträuche und Bäume in mässiger Höhe, gegen Westen mit verkrüppelten Zweigen, weil der Sturm über das dem Meere geraubte Gebiet hinbraust, wie über das Meer. Hier wühlt der Pflug keinen Stein heraus, hier quillt kein Wasser hervor; in graden Linien, in rechten Winkeln durchschneiden Gräben das Land. Hier verrichtet in beneidenswerthem Ueberfluss das Rindvieh sein Tagewerk des Wiederkäuens, dort schwankt das Korn schwer auf hohen Halmen.

So ist es jetzt. Einen Anblick ganz anderer Art bot vor Jahrhunderten diese Landschaft. Bis an den östlichen Haiderücken, die vormalige natürliche Grenze, reichte das Meer, wenn es durch die Fluth am höchsten stand. Mit der Ebbe wich es zurück, sein trübes Gewässer stellenweise in weiten Lachen zurücklassend, anderswo den fetten Schlamm, der sich abgelagert hatte, blosslegend, ein zweifelhaftes, sumpfiges Gebiet, durch das die Landesbäche in vielfach gewundenen Schlangenlinien zwischen Binsen und Rohricht dahinflossen, eine nasse Oede ohne Weg und Steg.

Nach etwa sechs Stunden sieht der Reisende an kleinen Masten, die mit ihren Wimpeln über den Haffdeich hervorragen, dass er der Fährstelle Dagebüll nahe ist. Hier zeigt die Karte deutlicher, wie viel dem Meere, das noch vor wenig Jahrhunderten tief ins Land hereinlangte, abgewonnen ist. Ist der Deich erstiegen, so liegt statt der Gras- und Kornfelder das

Meer ausgebreitet da. Schwach hebt sich vom Horizont die entgegengesetzte Küste ab, das ist Föhr, und in kaum einer Stunde ist man mit dem Dampfschiff im Wyker Hafen eingelaufen.

Die Mehrzahl der Reisenden wird jedoch das in Husum bereit liegende Dampfschiff benutzen, und dies mit Recht, nicht bloss um Zeit zu gewinnen. Denn die kurze Seereise am Festlandsdeich hin oder zwischen Inseln hindurch ist bei günstigem Wetter nicht so sehr eine eigentliche Reise, als eine Lustfahrt, auf die man sich begiebt, um sich an neuen Eindrücken zu erfrischen. Wenn die eben beschriebene Husumer Au sich mit Fluthwasser gefüllt hat, erreicht man in ganz kurzer Zeit die offnen Fahrstrassen der noch eben trocknen Wattenfelder, die sich vor der Mündung jenes Baches ausdehnen. Während aber auf der Landreise der Weg durch eine fruchtbare Landschaft führte, die vordem Meer war, fährt man mit dem Schiffe jetzt, wo noch vor gut zweihundert Jahren der Pflug Furchen zog. In der Höhe des jetzigen Meeresspiegels lagen damals dieselben Wiesen und Kornfelder, auf die wir einen Blick geworfen haben, durch eben solche Binnendeiche in Parcelen zerschnitten; dazwischen auf sogenannten Wurten oder in der Ebene stattliche Bauernhöfe und wohlhabende Dörfer. Auf dem Wege durch dies alte Nordstrand bis zur Stelle, wo man nach Föhr über das tiefe Wasser setzte, zählte man zweiundzwanzig Kirchen, und eine grössere Zahl von Mühlen ragte aus der fruchtreichen Ebene hervor, ein gesegneter, bevölkerter Landstrich, worüber hin nun das Schiff streicht, wo man heute bis zu fünfzig Fuss das Senkblei werfen muss, um den Meeresgrund zu erreichen.

Jedoch nicht Alles ist schon hinweggespült oder

versunken. Gleich beim Ausgang aus der Au erscheint nach Westen zu auf dem Meeresspiel eine flache Insel und bald noch weiter hinaus eine andere, das neue Nordstrand und Pellworm, die grössten Ueberreste der zertrümmerten Landschaft, der fruchtbaren Mitte des alten Nordfrieslandes. Diese beiden Inseln sind mit Deichen umzogen; denn so tief liegen sie, dass der Fluthspiegel des Meeres die Wiesen Pellworms überragt. Die hinter den Deichen wohnenden Bauern haben den Charakter der Schiffahrt und Ackerbau treibenden Friesen gänzlich eingebüsst. Es sind meist Nachkommen von Niederländern, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dem Meere diesen kleinen Theil seiner Beute wieder entrissen haben, und auch die friesische Sprache hat hier dem Plattdeutsch des Festlandes weichen müssen. Jede dieser beiden Inseln enthält auf ungefähr einer Quadratmeile den fettesten Acker- und Wiesenboden; auf jeder derselben wohnen ungefähr zweitausend Menschen in Häusern, die meist auf künstlichen Erdhügeln, Werften oder Wurten genannt, gebaut sind. Wer also einen Blick in die Marsch des Festlandes gethan hat, der kennt auch die Physiognomie dieser mit vieler Mühe und grossem Kostenaufwand dem Meere abgewonnenen Inseln. Ihre Fruchtbarkeit verdanken sie dem bläulichen, fetten Thon, der nur wenig mit Sand gemischt und nur selten durch höher gelegene, dürre Landstrecken unterbrochen ist. Durch die Festlandsmarsch führen seit einigen Jahren chaussirte Landstrassen, die freilich im trocknen Sommer, wenn sich jener Meeresthon oder Klei, wie man ihn hier nennt, verhärtet hat, überflüssig sind, deren Mangel aber in der nassen Jahreszeit den Verkehr im höchsten Grade erschwert. Jene Inseln entbehren noch der Wohl-

that dieser Verkehrsmittel. Wenn darum im Herbst Regenwetter einfällt, nehmen die festen Sommerwege die Consistenz eines dicken Breies an, in welchen die Räder bis an die Achsen versinken, und während die Pferde sich aus der klebrigen Masse mühsam herausziehen, sind sie kaum im Stande, den Wagen von der Stelle zu bringen. Am schnellsten reist man dann, wie Hebel das nennt, auf des Schuhmachers Rappen; doch kann es auch vorkommen, dass man ein solches Ross unterwegs lässt und merkt es kaum, wie es jenem tapfern Fussgänger auf Pellworm einmal ergangen ist. Denn als er Abends matt und müde im Wirthshaus angelangt war, forderte er zu allererst einen Stiefelknecht, weil ihm die Stiefel schwer geworden waren. Den vom rechten Fuss brachte er glücklich herunter, das Mädchen leuchtete ihm dazu; beim linken Fuss aber ging das nicht so gut; er zog und zog, und der Stiefel blieb, wo er war, nämlich irgendwo auf dem Wege. Er hatte die Reise nur halb mitgemacht, und sein Herr hatte das erst bemerkt, als die Dienstmagd mit dem Lichte in ein helles Gelächter ausbrach.

Zu gleicher Zeit mit diesen befestigten Inseln kommt dem Reisenden eine andre Art zu Gesicht und bald deren mehrere, rechts und links vom Schiffe, Inseln ohne alle künstliche wie natürliche Schutzwehr. Wenn das Wasser den höchsten oder nahe den höchsten Stand erreicht, so ragen diese Inseln nur wenig Fuss über dasselbe hervor; die sanfte Abdachung, die sich vom Wiesenlande ab in die tiefern Wasserstrassen hinabzieht, ist alsdann von den Fluthwellen überdeckt; unter der grünen Rasendecke ist nur noch eine scharf abfallende Schicht dunklen, moorigen Marschlandes sichtbar, sodass es das Ansehen hat, als liegen diese grünen Eilande mit ihrer

schwärzlichen Unterlage schwimmend auf dem Wasser. Das sind die Halligen, klein an Umfang und an Menschenmenge, aber interessant wegen ihrer eigenthümlichen Verhältnisse, von denen sogleich das Wichtigste erwähnt werden soll. Man bezeichnet aber mit dem Worte der Hallig, das nach Adelung mit Halde oder Hügel dasselbe ist, alles am Meere gelegene Land, das von der Fluth ganz oder zum Theil überschwemmt wird, hänge dasselbe nun mit dem Festlande zusammen, oder sei es von demselben getrennt, wie unsere im engern Sinne sogenannten Halligen.

Eine dritte Art von Inseln bildet das Ziel der Reise oder liegt über diese hinaus. Durch unterirdische Kräfte sind die Hauptbestandtheile Föhrs, Amrums und Sylts so weit über den Meeresspiegel gehoben, dass die Fluth nicht darüber hingeht. Dazu haben Sylt und Amrum Dünen, die sich gegen Westen auf den Untergrund gelagert haben, eine Schutzwehr gegen die andringende See; nach innen oder Osten zu haben sich Striche fetten Marschlandes abgesetzt, wohinüber zu Zeiten die Fluth spült; doch hat Föhr seine östlichen Marschen durch Deiche gesichert.

Wir haben mithin in dieser kleinen südöstlichen Ecke der Nordsee eine Gruppe von Eilanden mannigfacher Art; niedrige Marschinseln, mit Deichen umzogen; Inseln aus Gras- und Marschland gemischt, mit Dünen und ohne solche; endlich durchaus schutzlose Inselbrocken, deren Existenz der unzuverlässigen Gunst des Meeres anheimgegeben ist.

Von diesen letzten, den sechzehn Halligen, sind funfzehn die Ueberbleibsel des alten Nordstrand, das sich bis zum Jahre 1634 vom Meeresstrome der Hewer, in den die Husumer Au ihr weniges Wasser ergiesst,

bis nahe an Föhr erstreckte. Gelangt man in den genannten Meeresstrom, so hat man in unklarer Entfernung am westlichen Horizont die Hallig Südfall, hinter der noch weiter hinaus Süderoog und Norderoog liegen, das nördliche und südliche Auge, denn Augen des Meeres heissen den Friesen kleine Inseln. Die letztere Hallig wird nur im Sommer bei der Heuernte bewohnt und darnach eine zeitlang von Schafheerden beweidet, während jede der beiden andern einer einzelnen ansässigen Familie Lebensunterhalt gewährt. Grosse Schaaren von Seevögeln, Möwen und anderen haben sich diese einsamen Stätten zum Brüten ausersehen. Besonders aber ist der Rasen des nun menschenleeren Norderoog in früheren Jahren mit Eiern förmlich belegt gewesen, so dass die schmackhafte Speise den Schweinen vorgesetzt ward. Das ist dann im Frühjahr eine sausende, rauschende Unterbrechung der stillen Einsamkeit. Zu andern Zeiten übernehmen die Wellen dies Amt; denn diese kleinen Inseln liegen nach der offenen See hinaus auf einem meilenweit ausgedehnten Wattenplateau, auf dem sich bei Weststürmen die herangewälzten Wellen brechen, in dessen Brandung verschlagne Schiffe stranden. Vor wenig Jahren noch in einer einzigen Nacht deren drei und gleich darauf noch eins, vier Wracks neben einander, rund umher Schiffstrümmer und Waaren zerstreut, eins derselben ein stolzer Dreimaster mit reicher Ladung von Ostindien, dessen Mannschaft hilflos ertrinken musste.

Nahe an Pohnshallig, dem Vaterland auch nur einer Familie, vorüber geht der Cours des Schiffes und bald liegt zur Linken Nordstrandischmoor, dessen acht bis zehn Häuser eine Kirche und einen Prediger haben, der zugleich Lehrer der Jugend ist. Hier schrieb

unser Chronist Heimreich seine Chronik. Er nennt diese armselige Hallig „einen zwar schlechten, aber vergnüglichen Ort“, freilich wohl ohne Anspruch darauf zu machen, dass Andere dies Urtheil unterschreiben. Sein Sohn Walter predigte und lehrte gleichfalls hier bis zu seinem Tode und fügte der Chronik des Vaters in derselben trocknen Weise Zusätze hinzu. Es ist doch der heimathliche Boden ein wunderlicher Magnet. Dies hochbelegene Moor war damals, was sein Name besagt, eine wüste Haidegegend und, weil hochbelegen, die Zufluchtsstätte einiger Familien des weggeschwemmten Nordstrand, die Hab und Gut verloren hatten. Oder war das vielleicht die Fessel, die Vater und Sohn hier festhielt? Der dritte Schriftsteller dieser kleinen Hallig ist der Prediger Biernatzky, dessen theologisirender Roman dem lesenden Publikum bekannter ist als die alte treuherzige Chronik Heimreichs. Seit der Zeit des letztern ist diese Erdscholle mehr und mehr gesunken, so dass sie jetzt nur noch einen bis zwei Fuss die Höhe der gewöhnlichen Fluth überragt, die niedrigste aller Halligen; gesunken, nicht von oben abgespült. Denn als das grosse Nordstand rund umher weggerissen war, verlor das auf schwankenden Untergrund lagernde Moor das Gegengewicht.

Von sämmtlichen Halligen am meisten geschützt ist die nun folgende Hamburgerhallig, gleich den vorigen auf einer isolirten, von einem Meeresstrom umgrenzten Wattenplatte gelagert, in ihrer Nähe nach Hansens Bericht ein versunkener Kirchhof, von dem man ab und zu Leichensteine holt. Der erwähnte Meeresstrom ist nach dem Festland zu so unbedeutend, dass man versucht hat, zwischen diesem und der Hallig dem Meere den Durchgang zu versperren, freilich bis jetzt

noch erfolglos. Weiter nach Westen hinaus ist von allen Halligen die bevölkertste Hooge; sie trägt etwa siebenzig Wohnungen und ist auch die wohlhabendste, so dass man ihre Bewohner wegen ihres Stolzes vormals die Spanier unter den Halligleuten nannte. Oder war es so gemeint, wie man den Einäugigen unter den Blinden König nennt? Nachdem die Fahrt an einer Gruppe von drei Halligen, Gröde, Habel und Appelland, vorübergangen ist, wird bald das einsam liegende Oland erreicht. Hier liegen auf einem Hügel die Häuser dicht an einander; vor einer grossen Fluth des Jahres 1717 waren solcher Hügel oder Wurten noch zwei; aber der, worauf die Kirche stand mit den Gräbern umher wurde damals unterwühlt und musste später geräumt werden. Jetzt geht der Cours des Schiffes hart an dem Ueberrest des alten Kirchhofes vorüber, in dem die Todten ihre Ruhe nicht hatten finden können. Langgestreckt liegen nach links mit mehreren Werften die Halligen Langeness und Nordmarsch; nur der Kundige findet unter den zerstreuten Häusern die Kirche heraus. Diese beiden Inseln begrenzen von Wyk aus einen Theil des Horizontes.

Einigen dieser Halligen kommt das Schiff, je nachdem gemäss dem Wasserstande die Fahrt genommen wird, so nahe, dass Häuser und weidendes Vieh deutlich zu erkennen sind. Menschen gewahrt man selten beim Vorüberfahren, denn sie säen und ernten nicht. Somit ist der Eindruck, den diese Eilande machen, der einer tief stillen Einsamkeit und Oede. Schon bald nach Christi Geburt erzählte der Römer Plinius seinen Landsleuten von Menschen, die ganz wie diese wohnen. Er nennt sie Chauci, eine *misera gens*, ein bejammernswerthes Geschlecht. Auf zweifelhaftem Lande haben

sie Hügel mit den Händen aufgeworfen, so hoch, als man weiss, dass je die Fluth gedrungen ist. Somit gleichen sie Schiffern, wenn das Meer Alles rund umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn es zurückgewichen ist. Sie schlingen Rohr und Binsen zu Seilen und knüpfen Netze daraus, um auf die mit dem Meere entweichenden Fische Jagd zu machen. Mit ihren Händen formen sie Koth, den sie mehr im Wind als in der Sonne trocknen, um ihre Speisen und die kalten Glieder damit zu wärmen.

Dem alten Heimreich war dieses Armuthszeugniss, von dem hochgebildeten Römer seinen Vorfahren ausgestellt, wohlbekannt; aber er entkräftete den Makel, der etwa an der Herkunft des Brennmaterials haften möchte, durch die Berufung auf das Beispiel der „Gebritzer in Oberungarn“, einiger asiatischer Völker und gar der Maltheser Ritter; denn die Sache selbst ist bis auf diesen Tag nicht in Abrede zu stellen. Man sammelt auf den Halligen den Winterdünger in ausgemauerten Gruben, bringt ihn im April an die Luft, knetet ihn mit den Füssen, breitet ihn an der Sonne in Schichten aus und zerschneidet diese, wenn sie getrocknet sind, zu viereckigen Stücken, den sogenannten Ditten; in ähnlicher Weise wird diese Arbeit auf den Weiden bis in den nassen Herbst getrieben.

Die Halligbewohner, obgleich im Besitz des fruchtbarsten Ackerbodens, können diesen zur Bestellung der Saat nicht benutzen; sie dürfen mit dem Pfluge die Grasnarbe nicht aufreissen, da diese für ihre Scholle eine feste, schützende Decke ist, wenn sich das Meer erhebt und bis an den Fuss der Wurthügel dringt; auch würde die dem Lande anvertraute Saat sehr wahrscheinlich die Beute des Meeres werden. Somit sind Kühe

und Schafe ihr einziger Reichthum, die in dem feinen Grase, das dort wächst, eine vortreffliche Weide haben. Da fast alle jungen Leute sich der Schifffahrt widmen, so fällt den Frauen der grösste Theil der Landarbeit zu, die auch, weil sie sehr einfach ist, den Männern nicht genug Beschäftigung gewähren würde. Der Landbesitz der Einzelnen besteht in so oder so vielen Theilen „Nuedsland"; ein Nuedsland oder Nutzland ist aber so viel, als eine Kuh Weide im Sommer braucht, und als hinreicht, um für den Winterbedarf Heu zu liefern. Auf der zu einer Werfte gehörenden Weide grasen dann die Schafe und Kühe gemeinschaftlich; das zum Mähen bestimmte Land aber wird mit Rücksicht auf die höhere oder mehr niedrige Lage oder auf die Bodengüte jährlich neu getheilt. Dies ist schon darum nöthig, weil Denen, die ihren Theil an der Aussenseite haben, das Meer denselben jährlich verkleinert, oder weil dort im Winter Eisschollen die Grasnabe abschälen. Mit einem Rechen messen sie ab, was Jedem nach seinen Ansprüchen zukommt, und mit einem Messer schneiden sie die Namen in die Rasendecke.

Wie nun auch die Witterung des Frühjahrs gewesen und darnach der Graswuchs ausgefallen sein möge, es wird zum Tage Johannis mit dem Mähen angefangen, aus Furcht, dass später das Wasser übertritt und die Hoffnung des Winters vernichtet. Zur Heuernte werden nach einigen Halligen Pferde vom festen Lande gemiethet und nach vollbrachter Arbeit wieder ausgeschifft, für die kleineren dieser Inseln jedoch ein zu theurer Luxus. Während dieser Ernte belebt sich die sonst so einsame Hallig, denn die Arbeit muss schnell beschafft sein. Dann ist Alles draussen, das älteste Mütterchen rührt die steifen Hände, kleine Kinder

tragen Heu zusammen, der Geistliche mit Frau und Kindern unter ihnen. In grosse Leinentücher wird der einzige Ertrag des Landes zusammengebunden und auf den Köpfen an die Wurthügel getragen, wo die Kräftigeren die Last entgegennehmen und den holperichten Weg hinaufschleppen. Das ist eine Freude, wenn Alles geborgen ist, und der Pastor die Erntepredigt halten kann. Nur ein Sturm aus Westen, und in einer Stunde wäre Alles verloren oder Vieles verdorben gewesen. Das salze Wasser, wenn es über das zum Trocknen ausgebreitete oder sorgsam gehäufelte Gras hinweggeht, wirft Seetang und Schlamm darüber, wühlt Muscheln, Steine und Sand dazwischen, oder mit der Ebbe treibt der Jahressegen fort. Dann waten die Männer und Frauen im Wasser, um von dem entführten Raube des Meeres Etwas zu retten; kam aber die Fluth zu unerwartet, so müssen sie es treiben lassen, um die Schafe und Kühe auf den Wurten zu bergen.

Ist nun der Herbst günstig und wird während desselben die Weide nicht durch Salzwasser verdorben, so dass das Vieh lange draussen bleiben kann, so ist für den Winter gesorgt, wenn nicht anderes Unheil hereinbricht. Es geschieht freilich nicht jedes Jahr, dass das über das Wiesenland getretene Meer seinen Schaum gegen die Häuser der Wurthügel spritzt, oder dass, wie sie dort sagen, der blanke Hans an's Fenster klopft; aber wenn das geschieht und das Meer zurückweicht, so ist damit ein Nahrungsquell verstopft, der eben so werthvoll ist, als der Wintersegen des geborgnen Heues. Jedes Haus der Hallig hat eine gemauerte Cisterne, die sich mit dem Regenwasser der Dächer füllt, und deren mehrere haben grössere Bassins, Fädings genannt, zum Tränken des Viehes bestimmt. Mischt

sich hier das Meerwasser mit dem trüben süssen, wie das oft geschehen ist, so müssen die Behälter leer geschöpft und es muss gewartet werden, bis die Wolken sie wieder füllen. So leiden diese Leute Durst wie verschlagene Schiffbrüchige. Oder es kommen dürre Jahre; dann trocknet der Wasservorrath ein, wie in den Jahren 1857 bis 1859. Man holt Wasser von Föhr, so lange das Eis sich nicht dazwischen legt; aber wie wenig ausreichend ist dies für Menschen und Vieh; man mischt zu dem süssen Wasser salziges; man schmelzt in allen Fässern, die vorhanden sind, Eis, das man aus dem Meere holt, und das fast kein Salz enthält; man gräbt Löcher, wenn sich der Himmel bezieht, um das Bischen Regen aufzufangen, und schöpft aus diesen das Gewonnene schnell, ehe die ebenso durstige Erde es aufgesogen hat, in die Cisternen. Inzwischen aber ist das Vieh hingesiecht; die Kühe werden auf's Festland oder nach Föhr geschafft bis auf bessere Zeit oder verkauft, wenn die Noth gross geworden ist.

Was entschädigt nun für alle diese Entbehrungen und Mühen? Da auf den Wurthügeln die Häuser nahe an einander liegen, so fehlt es an Raum zu ausreichendem Gemüse- und Kartoffelbau; nur ein wenig Kohl gedeiht zwischen den Wohnungen, und für kleine Blumengärten sind hier und da höchstens einige Fussbreit Erde übrig. Einen schattigen Baum sieht man selten, ab und zu drängt sich ein verkrüppelter Hollunder ängstlich an die Mauer. Ein wenig Butter und Käse, etliche Schafe oder deren Wolle tauschen die Halligbewohner gegen Brodkorn und die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens ein. Die übrige Wolle verspinnen sie zu Garn und weben dasselbe selbst zur Kleidung; nur die Wohlhabenderen dürfen sich den Luxus einer seidenen

Schürze gönnen. Mancher Wintermonat vergeht, in welchem kein Fleisch auf den Herd gesetzt wird, denn wochenlang ist es wegen des Eises oft unmöglich, die Insel zu verlassen. Was dann die nahe oder ferne Welt erschüttern möge, der Halligbewohner ahnt nichts davon. Das wäre noch zu ertragen, da er die geführten Kriege, die Pläne der staatlichen und kirchlichen Politik früh genug erfährt; aber wenn ein Glied der Familie erkrankt, dann müssen die Leute sich mit ihren kleinen Böten durch die Eisschollen drängen, oder wenn das nicht geht, bis zur Ebbezeit warten und durch den Schlick und über das gelagerte Eis nach dem Festland wandern, um einen Arzt und Arznei zu holen. Und auch das ist nicht immer möglich.

Wenn nun doch wenigstens das so mühsam behauptete Leben und Eigenthum sicher wäre! Hinter den Seedeichen andrer Inseln und des Festlandes wohnt man auch auf Wurthügeln, und fast jedes Haus hat auf breitem Wassergraben ein Boot, wohinein man sich, wenn die Deiche brechen, retten kann. Den Halligbewohnern würden solche Böte nichts nützen. Denn während dort das über die Deiche gespülte oder durch eingerissene Wehlen hereingedrungene Wasser sich ausbreitet zu einem mehr ruhigen Binnensee, tobt hier die Brandung an den Werften gewaltig, und wer sich in ein kleines Boot flüchten wollte, wäre sicher verloren. Somit ist denn die Wohnung die einzige Zuflucht, und man hat desshalb bei Aufführung der Häuser auf die immer drohende Gefahr Rücksicht nehmen müssen. Ihr oberer Theil ruht nicht auf den Mauern, sondern auf starken Pfählen, die innerhalb der Aussenwände stehen, fest in die Erde gerammt. Diese tragen dann vielleicht noch, wenn das Mauerwerk weggeschlagen

ist, den Boden, wohinauf die Menschen sich selbst, ihre Habseligkeiten und einen Theil des Viehes geflüchtet haben, und wo sie in Angst den Einsturz des schwankenden Gebäudes erwarten. Viele Jammerscenen sind mit dem Sturm verrauscht und vergessen, einige sind aufgezeichnet. So erzählt Walter Heimreich, der Sohn unseres Chronisten, von einem starken Sturm, der sich am Weihnachtsabend des Jahres 1717 erhob. Damals stieg das Wasser, dem Sturme anstatt dem Monde gehorsam, als es eben ebben sollte, woraus ersichtlich, wie er schreibt, „dass der allwaltende Gott an keine „Zeit verbunden, sondern dass die Winde, welche er „auch zum Theil zur Rache erschaffen hat, seinen Zorn „ausrichten müssen, wenn's ihm beliebig ist." „Nach „verrichtetem Morgen- und Bussgebet, wie auch Gesängen" war nun, da wider alles Erwarten der Fluth eine Fluth folgte, zur Rettung der Habe auf den Boden keine Zeit mehr. Durchnässt, denn schon war das Wasser in's Haus gedrungen, flüchtete Walter mit den Seinen hinauf, während das Vieh ertrank, Betten, alle bewegliche Habe durch die eingeschlagenen Wände fortgeschwemmt ward, und das Gebäude auf den hölzernen Pfeilern schwankte. Fast ohne Nahrung mussten sie acht Tage in Kälte, Sturm und Regen ausharren, bis am Neujahrsabend ein Boot sie nach Husum brachte. Und doch kehrten sie zurück. Damals wurden auf Hooge zwölf Häuser weggerissen, in deren sechszig die Wände eingeschlagen, und Aehnliches geschah auf den andern Halligen. Rettungslos verloren sind dann die Bewohner der umgestürzten Häuser. Ja, auch zu den Todten dringt das Meer. Auf der „Kirchwerft" der Hallig Oland wurden im Jahre 1825 die Särge blossgelegt oder zertrümmert; das Meer nagte fort und fort an dem Todten-

hügel, man musste die in ihrer Ruhe Gestörten zum zweiten Mal bestatten. Ein alter Mann sammelte die Gebeine, wofür ihm das Holz der morschen Särge zufiel, und wenn er in Wochen oder Monaten deren hinreichend gesammelt hatte, führte man sie nach dem jetzigen Kirchhof. Das ist nun hier der einzige noch übrige Wurthügel, ein abermaliger Umzug also nicht möglich. Noch unheimlicher ist, was man sich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Pastorat der Hallig Gröde erzählt. Damals riss eine Sturmfluth Särge aus den Gräbern, sie stiessen mit den Wogen gegen die Wände des Hauses und drangen ins Zimmer. So kamen im Geheul des Sturmes die Todten, um die Lebenden zu rufen. Hier ist Stoff zu einer schauerlichen Ballade.

Nach einer solchen Katastrophe verliessen dann freilich manche Halligbewohner ihre Heimath, aber doch nothgedrungen meist nur diejenigen, deren Häuser weggerissen waren, denn neue baut man nicht auf diesen Inseln, wo das Land, darauf die Wohnung stehen soll, erst herbeigeschafft werden muss, wo der Boden, der seine Bewohner ernähren soll, ihnen gleichsam unter den Füssen schwindet. Gefährlicher als gewaltsame Sturmfluthen, die doch nur selten sind, ist die ruhige, gleichmässige Arbeit des Wassers. Leise plätschernd oder Wellen schlagend oder strömend wie ein Bach, immer aber ruhelos, nagt das Meer täglich an den schroffen dunklen Rändern der auf den Sandwatten ruhenden Inseln, spült die feinen Erdtheile herab, entführt sie und legt die Beute an den Deichen des gegenüberliegenden Festlandes nieder. Oder ein Wattstrom sucht sich ein anderes Bette; vordem in gefahrloser Entfernung, rückt er der Hallig näher und

zieht bald unmittelbar daran vorbei, das Werk der Zerstörung beschleunigend. Hier vollführt das Wasser schnell, was an Ruinen langsam die Atmosphäre; es ist ein sichtbares Verwittern. Jetzt Lebende erinnern sich sehr gut einer kleinen Hallig, die nun verschwunden ist, und es kommt vor, dass die Menschen ihr Vaterland überleben oder es anderswo an den Deichen als sich begrünendes Vorland wiederfinden, worauf nun fremde Kühe grasen. Hier erfüllt sich buchstäblich das Wort der Schrift: „Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch noch genommen was er hat.“

Noch eine andere Methode langsamen Zerstörens übt das Meer. Irgendwo an einer geeigneten Stelle, etwa wo sich eine kleine Einbiegung befindet, lockert die anspülende Fluth ein grösseres Stück des Bodens, um eine Stelle zu gewinnen, wo sie landeinwärts weiter dringen kann. Langsam und sicher wühlt und gräbt das Meer in's Wiesenland, langt in seltsamen Windungen tief hinein und theilt, um ihrer besser habhaft zu werden, die Beute in viele kleine Portionen. Das macht die Wanderung ohne Führer von einem Wurthügel zum andern sehr beschwerlich; man muss entweder kreuz und quer diese sogenannten Schloten umgehen, oder sie auf hinübergelegten Balken überschreiten. Innerhalb dieser Canäle, an ihren Rändern arbeitet nun das Meer wie aussen herum, erweitert sie, bringt sie mit einander in Verbindung. Eine planvollere Belagerung ist nicht denkbar; es ist, als werde alles zu einem Sturm vorbereitet, dem der im Innern geschwächte Feind um so leichter erliegen muss.

Ungefähr auf eines Fahrweges Breite rund umher schätzt man wohl den jährlichen Verlust. In der letzten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat z. B. die Hallig Hooge, wie erwähnt die wohlhabendste, in je zehn Jahren den achtzehnten Theil ihres Gebietes verloren. Von allen die geschützteste ist Hamburgerhallig, doch auch sie muss jährlich an dreihundert Quadratruthen dem Meere opfern. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts steuerten acht Halligen für doppelt so viel Land als jetzt, wonach man zu dem Schlusse berechtigt zu sein scheint, dass bei unveränderten Verhältnissen für die Gesammtheit dieser Eilande das letzte Jahrhundert ihres Daseins angebrochen ist. Inzwischen aber hat der Staat nirgends bessere Steuerzahler, als auf seinen ärmsten Inseln. Denn da die Vermessung, wonach die Abgaben entrichtet werden, nur zeitweilig geschieht, die Verminderung aber stetig ist, so zahlen die Bewohner an die Regierung für Etwas, das sie nicht haben. Die von langen Reisen zurückgekehrten Männer finden die See näher an ihre Häuser gerückt, oder hier und da einen Wurthügel mit der Wohnung darauf öde und schon verlassen liegen, jetzt hart am Meer, in ihren Kinderjahren noch von Wiesenland umgeben.

Alles bisher Erzählte bestätigt das oben angeführte Urtheil des gebildeten Römers über Menschen, die auf einem Grund und Boden leben, von dem man nicht recht weiss, ob man ihn zum Meere oder zum Lande rechnen soll. Ist das nicht wirklich eine *misera gens*? Man kann sich, wenn man fremd an ihnen vorüberfährt, des herzlichen Mitleids nicht erwehren, und ein Besuch, den man einer kleinen dieser Inseln abstattet, rechtfertigt meist dies Gefühl. Da von Föhr aus Oland am leichtesten und fast bei allen Winden zu erreichen ist, wenn man den Fluthstrom zur Hinfahrt und den

Ebbestrom zur Rückfahrt benutzt, so wird diese Hallig von den Sommergästen vorzugsweise besucht und besehen. Oland aber ist durch das Meer verarmt; nur noch auf einem Hügel stehen die etwa funfzehn Häuser dicht an einander gedrängt, wie eine Schafheerde im Sturm; man windet sich dazwischen durch und zwischen die Einzäunungen, wo kaum zwei Menschen neben einander gehen können, späht nach einem Gesicht an den Fenstern und ist erfreut, wenn man einen Menschen findet, der den Fragen Rede steht. Der Eindruck ist der einer totalen Verlassenheit, noch erhöht durch einen Blick auf den Rasen unten weit umher, von einigen Canälen salzen Wassers krumm durchfurcht — und das Ganze sieht aus wie ein grosses treibendes Floss.

Unweit freundlicher ist das nahe Langeness, aber schwerer zu erreichen; hier liegt eine Anzahl Hügel auf dem Wiesenteppich zerstreut, die „Schlote“ jedoch verlegen den Weg, als wären es Vertheidigungsgräben. Freilich auch unangemeldet ist der Fremde willkommen, denn wie alle isolirt lebenden Völkerschaften üben die Halligleute die heidnische Tugend der Gastfreundschaft; wer aber seinen Besuch durch Bekannte vorher bei ihnen melden lassen kann, der macht ihnen eine grössere Freude. Kann das Boot vielleicht nicht unmittelbar ans Land stossen, so kommen sie barfuss über die Watten, um die Gäste zu bewillkommnen, und tragen sie auf ihren Schultern vom Schiff auf den Strand, wenn die Entfernung nicht zu gross ist.

Dass nur Keiner sich auf den Eintritt in eine ärmliche Wohnung gefasst mache! Alles ist hier eigenthümlich, behaglich und im höchsten Grade sauber. Durch die klaren Fensterscheiben dringt das Sonnenlicht ungetrübt und beleuchtet ein zum Empfange vor-

bereitetes Zimmer. Die Wände sind mit sogenannten Kacheln ausgesetzt, das sind gebrannte und mit Glasur überzogene Steine, entweder mit Arabesken oder mit Scenen aus der biblischen Geschichte bemalt, wie man das häufig auf alten Oefen findet; an den Wänden hängen Bilder, zum Theil solche, die dem Geschmack keine Schande machen; eine kleine Büchersammlung, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, ein Glasschrank mit Porzellan und Silbergeschirr, kurz Alles zeigt uns statt der erwarteten Armuth vielmehr einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, besonders auf den grössern der Halligen. Der Tisch ist mit sauberm Leinen gedeckt, das Wasser brodelt in dem blanken messingenen Kessel; allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse ist für den Gast zurecht gestellt. Das Beste aber sind die über den Besuch frohen Menschen.

Man sieht sogleich, dass sie auf ihren Seereisen mehr als Geld erwerben; Erfahrung und eine gewisse ungeschminkte Bildung zeigt sich sowol in dem Urtheil, als in der Redeweise dieser Leute; linkische Verlegenheit, die man so oft bei Dorfbewohnern des festen Landes trifft, ist dem Wesen der Halligleute fremd; sie behaupten im Gegentheil dem Fremden gegenüber eine bescheidene, freundliche Sicherheit. Dazu steht ihnen ein gewisser Ernst sehr wohl; sie sind, wie alle Friesen, nicht vorschnell, aber klar in ihrem Urtheil, und überhaupt gilt von ihnen was ich über den friesischen Charakter später noch zu erwähnen Gelegenheit haben werde. Die Halligbewohner lieben ein gutes Buch wie den geselligen Verkehr, sie statten sich fleissig Besuche auf ihren Wurthügeln ab; die Kirche versäumen sie nicht, denn eine ungeheuchelte, von pedantischem Pietismus freie Frömmigkeit charakterisirt

fast Alle. Auf den Halligen hat der sonntägliche Gottesdienst noch einigermassen die Bedeutung alter Zeit, er ist von den vielen Mitteln, durch Hülfe derer sich jetzt der Mensch aus der Schwere des materiellen Lebens in eine ideale Welt erhebt, hier fast das einzige, ein für Alle gleiches Bedürfniss. Eine Flagge wird aufgezogen, wenn der Gottesdienst beginnen soll; nur auf Oland läutet die aus der Sturmfluth gerettete Glocke. Sie finden sich Alle zusammen, sie kommen in Böten von den Nachbarhalligen; nur wer Kranke zu pflegen hat, bleibt daheim. Auf den Halligen ist der Dienst des Evangeliums noch nicht ein gutes Staatsamt; in dieser einen Hinsicht sind somit die Prediger hier den apostolischen Sendboten mehr ähnlich, als die hohen, hochbesoldeten Würdenträger der Kirche; die Predigt von der Nachfolge des armen Christus wird ihnen nicht bequem gemacht. Wenn aber der Geistliche hier auch nur ein bescheidenes Auskommen findet, so hat er für die Entbehrungen einen reichen Ersatz in dem leicht zu erwerbenden Vertrauen und der Liebe seiner Pfarrkinder. In minder kritischen Fällen ist hier der Seelenarzt auch Arzt für den Leib, wie zuweilen auch Sachwalter und Notar. Nur auf Hooge ist der Unterricht der Jugend vom Pfarramte getrennt; eine einzige Hallig hat einen Schullehrer, aber keinen Prediger; auf Langeness, Oland und Gröde vereinigen die Prediger die Pflichten, Leiden und Freuden des Geistlichen, Küsters und Jugendlehrers.

Lange nicht den Haupterwerb giebt der unsichere Boden. Fast alle jungen Leute widmen sich dem Seedienst oder dem Zimmerhandwerk, das sie gleichfalls dazu befähigt. Wo sie gekannt sind, werden sie als tüchtige und besonders mässige Seefahrer hoch geschätzt,

und nicht selten arbeiten sie sich zum Range eines Capitäns auf fremden Schiffen empor. Nicht vergeuden sie auf ihren Reisen das Erworbene, sondern schicken oder bringen es ihren Frauen, ihren Aeltern und Geschwistern. Während sie als Matrosen, Steuerleute und Capitäne Länder sehen, welche die Natur verschwenderisch bedacht hat, haben sie kein anderes Ziel im Auge, als so viel zu erwerben, dass sie ihre Tage auf einer jener einsamen Werften beschliessen können. Dies besonders erklärt, zusammen mit der sparsamen, aber durchaus nicht knickerigen Lebensweise, die auf mehreren dieser Inseln herrschende Wohlhabenheit. Eigentlich Arme oder Darbende giebt es dort nicht, trotz der beispiellosen Kargheit der Natur; ja im Vergleich mit den Einwohnern der Städte führen diese Insulaner ein bequemes Leben; sie sind nicht, um sich und die Ihren zu ernähren, verdammt, Sklaven der Arbeit zu sein. So steht es denn auch gut mit den allgemeinen Angelegenheiten, so unbedeutend diese sind; Communallasten drücken die Einzelnen nicht. Diese kleinen Inseln bildeten im vorigen Jahrhundert eigene Communen, hatten keine Schulden und erfreuten sich, um was mancher Staat sie beneiden könnte, eines guten Credits. Aber nach einer grossen Fluth in der Mitte des vorigen Jahrhunderts veränderten sich ihre günstigen Verhältnisse in etwas. Sie schlossen sich betreffs der Communalverwaltung an die Insel Pellworm an, mit der sie früher nur das Gerichtswesen gemeinschaftlich hatten, und tragen nun grössere Lasten.

Somit bleibt von Allem, was unser Mitleid rege machen könnte, nur die mögliche Gefahr; in allem Uebrigen können diese Insulaner mit vollem Rechte über die „misera gens“ des gebildeten Römers mitleidig lächeln,

denn dagegen ernstlich zu protestiren, werden sie ihrem Charakter gemäss schwerlich der Mühe werth halten. Das Vorurtheil, womit wir etwa ihr Land betreten, ist verschwunden, ehe wir Abschied nehmen. Selbst die baum- und kornlose Gegend ohne Weg, aber nicht ohne Steg, macht einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck. Lagert man sich am Abhang eines der grasbewachsenen Hügel, so hat man, zumal im Sonnenschein, einen Anblick einziger Art. Rund umher der saftige Wiesenteppich ausgebreitet, mit seinen schmalen, unregelmässig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben sich in malerischer Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwischen weidende Kühe, und das Ganze eingefasst von dem blanken Rahmen des Meeres. Indem man aber über die Wiesen hin von einem Hügel zum andern wandert, so verschiebt sich in die mannichfaltigsten Lagen das Verhältniss der emporragenden Werften. Schon dieser landschaftlichen Eigenthümlichkeit wegen ist den Fremden in Wyk der Besuch einer grössern Hallig, wie besonders Langeness, zu empfehlen. Wir hatten die Fahrt mit einer ziemlich grossen Gesellschaft im Nebel angetreten; als dieser sich verlor, der Alles verdeckte, lag das Schiff an einer zum Landen ungünstigen Stelle, das Wasser lief ab und legte den Meeresboden bloss. Sowie die Leute, die uns erwarteten, unser ansichtig wurden, kamen sie barfuss eine kleine halbe Stunde über die Watten und wir Alle, Herren und Damen, setzten uns ebenso vom Schiffe aus in Bewegung; das von der Sonne durchwärmte Seewasser spielte bis an die Knöchel. Am Abend fuhren wir dann bei Mondschein zu Wagen eine Strecke in's Meer hinaus; wo es tief genug wurde, stiegen wir in ein kleines Boot, das uns zurück in unser Fahrzeug brachte.

Indem nun diese Inseln langsam und sicher zerbröckeln, geht zufriedenen Menschen nicht allein Hab und Gut, sondern eine Heimath verloren, die sie lieb haben. Durch Deiche ist dieselbe nicht zu schützen, weil das so Gewonnene allzu geringe wäre, die Kosten zu decken. Nun kommt aber zu der Bedeutung, welche für ihre Bewohner die Halligen haben, eine andere, die vielleicht noch schwerer wiegt. Ein Blick auf die beigegebene Karte zeigt, dass südlich von der Fährstelle Dagebüll der Festlandsdeich sich einwärts biegt, und dass seine ganze Linie bis hin über die nördlichen Deiche der Halbinsel Eiderstedt eine Meeresbucht bildet. In solchen gegen Westen gewendeten Buchten staut sich das Fluthwasser höher auf, die Wellen schlagen heftiger an's Ufer und führen mittelst ihrer gewaltsamen Bewegung unfruchtbare Sandmassen mit sich, aus deren Ablagerung dann der Wind Dünen baut. Wenn so gelegene niedrige Gegenden durch Deiche geschützt werden sollen, so müssen diese, von ganz besonderer Stärke sein, mit Wellenbrechern versehen, welche die Wucht der Brandung mässigen, und sind in bester Verfassung doch nur ein unsicherer Schutz. Wo nun die bezeichnete Bucht am meisten landeinwärts biegt, da hat sie als Wellenbrecher die Inseln Nordstrand und Pellworm aussen vor, und kleine südliche Halligen verstärken noch den natürlichen Schutz. Weiter nach Norden bis an Föhr sind die übrigen Halligen vor den Festlandsdeichen gelagert. Alle diese Inseln nehmen den ersten Anprall und die stärkste Wucht des hereinbrechenden Meeres auf, sie sind für den Festlandsdeich vorgeschobene Forts, ihm unentbehrlich in seiner jetzigen Bauart und Stärke. Dass dem so sein muss, ergiebt die einfachste Betrachtung der Verhältnisse, dass dem so ist, ergiebt

die Beschaffenheit der nach Westen hinaus liegenden Ränder dieser Inseln. Denn um ihn zu halten, hat man den gegen die offene See gekehrten Theil des Deiches von Pellworm mit grossen Steinen belegen müssen; die gewöhnliche Bedeckung durch Stroh, womit man, wie mit einem Flechtwerk, sonst den Fuss der Deiche überzieht, ist hier nicht ausreichend. Besonders die andringenden Eisschollen zerreiben solche Decken, wie sie auch auf den Westseiten der Halligen die Grasnarbe aufreissen. Hier ist auch ihr Abbruch bedeutend stärker, als auf ihrer Innenseite; hier legt sich der Meeressand über den Rasen und macht unfruchtbar, was nicht weggeschwemmt ist.

Das ist der eine grosse Werth, den für das Festland diese Inseln haben; sie wehren den ersten und stärksten Angriff ab. Nur stehen sie freilich dem Aussenmeere nicht wie eine zusammenhängende Mauer entgegen; fluthend dringt es durch die Seestrassen, die sie offen lassen, herein, aber sie zwingen dasselbe, den einseitigen westlichen Andrang in viele einzelne Ströme aufzulösen, die um die Inseln herumfliessen, die sich gegenseitig hemmen und beruhigen, wenn sie auf der Innenseite an einander stossen. Hier können dann die Wellen die Kraft und Höhe der im offnen Meere nicht wieder erhalten; im Vergleich zu diesen liegt hinter den Halligen und Inseln eine beruhigte See. Eine beruhigte See aber ist kein Feind des Landes mehr; im Gegentheil, sie strebt wieder herauszugehen, was sie anderswo geraubt hat. So lange wir Wasser, welchem in feiner Auflösung feste Bestandtheile beigemischt sind, schütteln, bildet sich kein Bodensatz; nur gröbere Sandkörner und kleine Steinchen mögen auf dem Boden des Gefässes liegen bleiben. Die schwersten Theile, welche das Meer

mit sich führt, sind schon draussen an den westlichen Deichen Pellworms, an den westlichen Rändern der Halligen, auf ihren Wattenfeldern liegen geblieben, oder sie lagern sich an den Rändern der Wattenströme, durch welche die Fluth herein dringt. Schon gebrochen und abgelenkt, beruhigt sich diese, je höher sie steigt; hat sie aber ihre grösste Höhe in vierundzwanzig Stunden zwei Mal erreicht, so hört eine kurze Zeit alle Strömung auf. Es haben sich gesenkt und senken sich die leichtern Bestandtheile, der feine Thon, die zerriebenen Kalk- und Kieselschalen mikroskopischer Seethiere. Dann beginnt draussen mit der Ebbe das Niveau des Meeres zu sinken und zieht auch den Spiegel des inneren Wattenmeeres herab, aber nicht so heftig, dass die zu Boden gesunkenen festen Bestandtheile sämmtlich wieder mit fortgezogen werden könnten. Dass sie zurückgeblieben sind, erkennt man, wenn auch nicht in Wochen und Monaten, so doch in Jahren. Denn es wächst allmählig aus dem Meere das Land hervor, ein dankenswerthes Geschenk, ein Bodensatz mit Kräften der Vegetation ausgestattet, über unfruchtbare Sandflächen hingelagert, an den Ostseiten der Halligen und zumeist am Fusse des Festlanddeiches, von den Bewohnern als schützendes Vorland willkommen geheissen. In ruhigem Sommer und bei andauernd grossen Ebben ziehen sich feine Fäden über den Schlick, das sind die Anfänge des Lebens; das Auge bemerkt einen grünen Schimmer, der Fuss tritt auf schlüpfrigen Grund. Der abgelagerte Thon mischt sich mit den verwesenden Resten der ersten Vegetation und bereitet unter steter Wiederholung derselben die Entstehung einer höheren vor. Hat sich der Boden so weit erhoben, dass er bei gewöhnlicher Ebbe an drei Stunden trocken liegt, so überzieht er

sich mit den ersten Blüthen tragenden Pflanzen, dem sogenannten Queller, dessen feine Wurzeln das salze Erdreich heben, indem sie es lockern, und dessen zarte Verästelungen den Meeresthon halten und binden. So geht es fort; immer kürzer werden die Perioden der Ueberfluthung, und demgemäss wird die Vegetation mannigfaltiger und vollkommner. Wenn den Anwuchs jedes Mal nur eine Stunde Hochwasser bedeckt, so trägt der Boden schon ein Pferdefutter, den Andel, den Vorboten des Grases, und es wird Zeit, das Geschenk des Meeres durch Deiche zu schützen und dadurch culturfähig zu machen.

Unmöglich wäre diese Anschlickung, wie man das nennt, an den Deichen des schleswigschen Festlandes ohne unsere davor gelagerten Inseln; dasselbe Meer, das beruhigt den fettesten Ackerboden erzeugt, wirft auf die offenen Westküsten Sylts und Amrums unfruchtbaren Sand. Die aus diesem gebildeten, langgestreckten Dünen, das hochgelegene Föhr, leisten der Halbinsel denselben Dienst wie südlich das bedeichte Pellworm und Nordstrand; diese, selbst geschützt, und dann schutzlos die Halligen sichern nicht nur die fetten Festlandsmarschen, sondern ermöglichen die Bildung eines Vorlandes, auf dem im Sommer Viehheerden grasen, von dem das Meer unschädlich zurückweicht, und das endlich als ein neuer „Koog“ dem alten angefügt wird. Dann ist der frühere Seedeich in die Reserve, oder richtiger, da die Binnendeiche nur gegen den ins Innere gedrungenen Feind die Vertheidigung haben, in den Landsturm getreten. Hier also lernen wir das Meer von einer anderen Seite kennen, nicht zerstörend, sondern schaffend. Das Land, das es hinweggerissen hat, lässt es wieder aus sich hervorwachsen,

und um so rascher, je mehr ihm der Mensch dabei zur Hülfe kommt.

Ohne einen Plan, der das Ganze umfasst und in der Gegenwart für die Zukunft arbeitet, ist freilich Alles unsicher. Wenn die Bewohner des Festlandes in den Deichen Pellworms und Nordstrands, in den Dünen Sylts und Amrums nur die Schutzwälle dieser Inseln selbst erkennen, für die schutzlosen Halligen aber nur das Bedauern unheilbarer Krankheit haben; wenn nach dem Grundsatz verfahren wird, dass Jeder für sich selbst zu sorgen hat, und man ruhig sein mag, bis der Feind vor den Thoren steht: dann ist der Untergang aller dieser schützenden Bollwerke nur eine Frage der Zeit. Aber die Sicherheit der Festlandsmarschen ist dann auch nur eine andere. Man braucht nur ein Mal im Sturm die volle Wuth des Meeres an Küsten, die nach Westen offen liegen, gesehen zu haben, um das Schicksal dort hingestellter Deiche zu ahnen. Unbegreiflich kurzsichtig war man in frühern Jahrhunderten. „In Deichsachen, sagt Heimrich, hat man „vor Alters also gehalten, dass ein Jeder für sich „selbst das Wasser müsse abwehren und er von keinem „Andern Hülfe gehabt.“ Dann, durch Erfahrung gewitzigt, hat man die dem Nachbar drohende Gefahr als eine eigene erkannt und hat dieser Einsicht durch besondere Gesetze Ausdruck gegeben, deren neuestes, noch gültiges, durch Sachverständige festgestellt, aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammt. Der erweiterte Blick hat Deichverbände ins Leben gerufen, welche die Sorge und Arbeit mehrerer Districte als gemeinschaftliche Sache betrachten und behandeln; vielleicht wäre es besser, wenn statt derer drei oder vier nur ein einziger existirte, der Alles umfasst. Dann könnte

es nicht mehr geschehen, dass dem stark bedrohten Pellworm die Last seiner Deiche unerträglich wird. Wenn keine aussergewöhnlichen Ereignisse eintreten, erfordert ihre Erhaltung, die doch nur eine Quadratmeile Land umfassen, einen Kostenaufwand von jährlich mehr als vierzigtausend Thalern, während das eben so grosse Nordstrand mit fünfzehntausend ausreicht, nur weil es im Schutze der Nachbarinsel liegt. So ist es in gewöhnlichen Zeitläuften; aber im Jahre 1825 mussten zur Ausbesserung des Schadens an den Pellwormer Deichen über zweimal hunderttausend Thaler verwandt werden. Erst nach zehn Jahren war Alles wieder in gehörigem Stand, jedoch so, dass ein Drittheil alles Landes an die Regierung hatte verpfändet werden müssen. Zu enge ist hier der gute Grundsatz: Arbeite und sorge Jeder für sich, so nutzt er dem Ganzen.

Der Werth, welchen die Halligen für das Festland haben, wird in unsern Tagen von keinem Sachverständigen mehr verkannt, wenn auch jeder die Unmöglichkeit einsieht, sie zu erhalten, wie sie sind. Sie aber ihrem Schicksal überlassen, wäre so viel, als mit einem wichtigen Aussenfort, auf das der Feind seinen Angriff gerichtet hat, ohne Noth die Verbindung abbrechen. Man hat vorgeschlagen, die Wattströme, wo sie durch Näherrücken allzu gefährlich werden, durch Bollwerke abzulenken, wie das auch bei Deichen geschieht; die am meisten bedrohten Aussenseiten ähnlich wie den Fuss der Deiche zu schützen; der inneren Zerreissung durch die natürlichen Canäle, welche das Meer gräbt und erweitert, vorzubeugen; einen Zusammenhang zwischen den Halligen und dem Festland, wo die Natur vorgearbeitet hat, für die Zu-

kunft anzubahnen; also einen Rückzug vorzubereiten, der, wenn nicht Alles, doch das Meiste rettet.

Die Natur wie die Bedeutung der Ueberreste eines fruchtbaren Landstriches, die auf der Fahrt nach Föhr in grösserer oder geringerer Entfernung aus dem Wasser auftauchen und wieder verschwinden, ist hiermit, so weit es für die Reisenden von Interesse sein kann, beschrieben und nachgewiesen. Wenn wir einer der kleinsten dieser Ruinen, der Hallig Oland, den Rücken kehren, verdeckt keine andre mehr den Anblick der vor uns liegenden Insel Föhr, die nun in kaum einer halben Stunde erreicht ist. Ihre Mühlen und stumpfen Thürme, die Häuser und Bäume des Fleckens Wyk heben sich vom Horizonte ab; an den kleinen Hafen zur Rechten schliesst sich der Haffdeich, dessen gleichförmige Linie das Auge verfolgt, bis er sich bei dem sogenannten Näshörn nach vorwärts biegt. Rechts vom Flecken erhebt sich im Gegensatz zu jenem Deich ein ebenso hohes, scharf abgeschnittenes Ufer.

II.

Die Insel Föhr.

Die Namen Föhr und Wyk. Der Flecken Wyk. Vor der Saison. Die Saison. Bedeutung der Nähe des Strandes. Landschaftlicher Charakter. Eigenthümlichkeit des Wyker Seebades. Nach der Saison. Frühere Ausdehnung der Insel. Geest und Marsch. Die Inseldörfer auf der Scheidelinie. Die drei Kirchen und die Kirchhöfe. Die Lembecksburg. Osterland- und Westerlandföhr. Nationale Tracht. Lebensweise und Charakter. Sprachenmenge. Landwirthschaft. Vogelkojen.

Als noch der alte Nordstand, dessen bereits Erwähnung gethan ist und von dem später mehr die Rede sein wird, bis ziemlich nahe an das Ufer des jetzigen Föhr heranreichte, und auch der südöstliche Rand dieser letztern Insel weiter in die See vorsprang, soll da, wo das Wasser am schmalsten war, eine stark benutzte Fähre die einander gegenüberliegenden Districte verbunden und der Insel den Namen gegeben haben. Eine Etymologie wunderlicher Art, da es doch nicht gerade etwas Aussergewöhnliches ist, dass man auf einem Boot oder einer Fähre nach einer nahen Insel gelangt. Dankwerth nennt die unsere „Föhr oder Föhrde“; eine Föhrde aber, gleichlautend mit einem skandinavischen Wort, ist ein Einschnitt des Wassers in's Land. Während nun die Districte des alten Nordfriesland fast sämmtlich nur durch zweifelhafte und unbedeutende Wasserscheiden, über deren viele man zur Ebbezeit mittelst eines Steges oder hineingelegter grosser Steine trat, von einander getrennt waren, ist, soweit die Erinnerung zurückreicht, die Ostseite unserer Insel durch ein, wenn auch nicht

breites, so doch tiefes Meerwasser begrenzt gewesen. Dasselbe ist aber auf den alten Meyer'schen Specialkarten des Nordertheils von Nordfriesland durch mehrere, in's Land gehende Buchten oder Föhrden ausgezeichnet. Hiernach wäre denn Föhr die Insel der Meeresbuchten, was zu sein sie jetzt freilich keinen Anspruch mehr machen kann. An einer derselben, die auf der erwähnten Karte den Namen Iwensee führt, standen alten Nachrichten zufolge zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einige Fischerhütten, zu denen damals der Schiffer eines nahen Dorfes einen Packraum baute. Grosse Fluthen in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts veranlassten Bewohner des alten Nordstand, sich in dieser höher gelegenen, durch die Natur geschützten Gegend anzusiedeln. Die aus ihrer Heimath Geflüchteten oder Gewichenen nannten unsere Inselbewohner Wyklinge, was nach Warnstedt ihrer Niederlassung den Namen gab. Aber besser erklärt sich derselbe, wenn wir eine Bemerkung Dankwerth's zu Hülfe nehmen. Dieser sagt bei einer andern Gelegenheit: „Den Niedersachsen heisset „Bucht eine Wieck, so ein alt gut teutsch Wort, von „dem Hineinweichen formiret.“ Hiermit in Uebereinstimmung steht noch der jetzige Spachgebrauch; denn unsere Insulaner geben dem Ort im Unterschied von allen andern den bestimmten Artikel. Sie gehen „na de Wyk“, man wohnt „an oder bi de Wyk.“ Wenn somit die ganze Insel von den früheren tiefen Buchten ihrer Ostseite, so hat unser Ort von deren einer, die für ihn das Charakteristische ist, den Namen erhalten. Nur muss man, was ihm den Namen gab, jetzt nicht mehr suchen wollen.

Nicht bloss seine Benennung, sondern auch seine Bedeutung verdankt er seiner günstigen Lage. In

kurzer Zeit war es an dieser Bucht so angebaut, dass schon um die Mitte desselben Jahrhunderts einer der Geistlichen auf Föhr sich verleiten liess, die irdische Herrlichkeit des neu entstandenen Ortes zu preisen:

„Wyk, Du bist (acht ich wohl) ein Lusthaus dieser Insel,
Prunkst alle Jahre mehr und hebst Dein Haupt empor!"

Dieses Emporheben des Hauptes haben aber, wie noch heute, so vom Anbeginn an die übrigen Insulaner übel vermerkt und sich sehr bald daran gemacht, den Hochmuth zu beugen. Das aufblühende Dorf gehörte zu einer der grossen Landcommünen, in deren zwei früher die Insel zerfiel, zu Osterlandföhr. Besonders nach dem Werthe der zu ihr gehörenden Ländereien hatte jede Commüne der Regierung eine bestimmte Summe an Steuern zu zahlen und haftete für diese solidarisch, d. h. Einer für Alle und Alle für Einen; wie aber von den Einzelnen zu dieser Summe beizusteuern sei, das ward durch ihre Vertreter festgesetzt. Die Fremdlinge an der Bucht mussten nun, weil sie Ländereien nur wenig hatten, eine unverhältnissmässig hohe Besteuerung ihrer beweglichen Habe und kleinen Kaufmannsgüter erdulden, so sehr, dass es durch die übergrosse Last mit der Ansiedlung den Krebsgang ging. Und doch waren es Schiffbrüchige, nicht von fernher, sondern über das schmale Wasser gekommen, Friesen wie jene, nur in der Kleidung und im Dialekt anderartig. Und doch lag der Gedanke so nahe, dass das Aufblühen eines Handelsplatzes nicht diesem allein, sondern der ganzen Insel zu Gute kommen müsse. Aber wir werden auch später noch sehen, dass das Bewusstsein der Stammesgemeinschaft bei den Friesen auch in Angelegenheiten ernsterer Natur selten kräftig

und wirksam war, und dass ihr Blick nicht leicht über den direkten Vortheil, der sich mit der Hand greifen lässt, hinausreicht. Die Regierung war jedoch weitsichtiger; sie trennte im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Ansiedlung von der missgünstigen Commüne, gab dem Dorfe die Privilegien eines Fleckens mit eigener Gerichtsbarkeit, selbständiger Verwaltung der Angelegenheiten und gesonderter Steuerleistung.

Von da ab gedieh der Ort. Er gedieh besonders durch seinen kleinen, aber sichern Hafen, den besten an diesen für die Landung ungünstigen Küsten. Nachdem der alte in mangelhaftem Zustande gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Sturmfluth versandet war, wurde mit bedeutender Unterstützung der Regierung der jetzige im Anfang dieses angelegt. Bei einer Breite von etwa sechzig, einer Länge von fünf- bis sechshundert und einem Wasserstande von zehn Fuss bei gewöhnlicher Fluth, soll er ungefähr funfzig grössern, aber über hundert kleinern Schiffen Raum bieten. Im Winter zwischen 1813 und 1814 lag daselbst eine kleine, aus zwanzig Fahrzeugen bestehende dänische Flotille. Als im Jahre 1817 in Folge eines Deichbruchs dicht am Hafen das hereinstürzende Wasser eine grosse Höhlung wühlte, wurde diese durch eine Schleuse mit dem Hafen verbunden; das mit der Fluth da hineingelassene Wasser wird, wenn bei Ebbezeit der Hafen trocken liegt, dazu benutzt, denselben von dem eingedrungenen Meeresschlamm und Sand rein zu spülen. Die Umgebung des Bassins wurde von König Christian VIII. durch eine Parkanlage verschönert, deren Spazierwege bei fast allen Winden Schutz gewähren.

Zwei Mal in den zwei letzten Jahrzehnten, zumeist aber 1857 im Mai, war einige Stunden lang die Existenz

des Fleckens im höchsten Grade fraglich, indem eine Feuersbrunst bei heftig wehendem Ostwinde ungefähr die Hälfte desselben in Asche legte. Bei dieser Richtung des Windes liegt in vierundzwanzig Stunden zwei Mal der Strand in einer Breite von mehreren hundert Fuss trocken; und eben in dem verhängnissvollen Augenblick der Entstehung des Brandes war das Wasser, das nach so vielem in dieser Gegend angerichteten Unheil ein Mal hätte von grossem Nutzen sein können, vor den Hülfe Suchenden weit zurückgewichen. Die Häuser des Fleckens sind nahe aneinander gebaut, meist nur durch einen schmalen Durchgang von einander geschieden, und waren damals noch, bei nur einzelnen Ausnahmen, mit Schilf gedeckt. Als alle menschliche Anstrengung bereits lange vergeblich war, nahm der heftige Wind eine andere Richtung an, und indem die Flammen von dem noch verschonten Theil des Ortes seitwärts hinweggetrieben wurden, war dieser gerettet. Die Bewohner Wyks waren in jeder Beziehung auf den Angriff dieses Feindes unvorbereitet gewesen; sie hatten, durch keine schlimme Erfahrung belehrt, ihre bewegliche und unbewegliche Habe nur sehr niedrig, letztere grossentheils gar nicht versichert. Aber ihr Unglück fand eine unerwartete rege und thätige Theilnahme; bei dem Wiederaufbau ihrer Wohnungen wurden sie durch zweckmässige Massregeln der Regierung wie durch reiche Geldspenden von nah und fern unterstützt, so dass schon vor Beginn des Winters fast sämmtliche eingeäscherte Gebäude wieder aufgerichtet waren. Dasselbe Unglück brach zwölf Jahre später über den damals verschont gebliebenen Theil des Ortes herein, jedoch in geringerem Maasse; denn während das erste Mal über hundert Gebäude, wurde jetzt kaum die Hälfte dieser Zahl in Asche gelegt.

Es gereicht der Commüne zum Lobe, dass sie durch umsichtige Regulirung des Grundes und Bodens das geschehene Unglück zum Guten wandte, eine nicht leichte Aufgabe, da in solchem Falle vielfach sich kreuzende Privat-Interessen mit dem Gemeinwohl auszugleichen sind. Die gute Folge des Unheils steht nun in der freundlichen Erscheinung unsres Ortes leibhaftig da. An breiten, offnen Strassen liegen die Häuser, luftig überall; auch die kleinsten bieten einen saubern Anblick; kaum ist, wie man das in Orten dieser Grösse sonst doch überall sieht, ein armseliges, baufälliges Gebäude zu finden. Auf dem etwas erhöhten Ufer, dem sogenannten Sandwall, liegt die Reihe der von den Fremden vorzugsweise gesuchten Wohnungen, vor der Sonne im Schutz einer mehrfachen Baumreihe, nur wenig Schritte von dem tiefern Strande entfernt und mit ungehinderter Aussicht auf denselben. Die bescheidene aber saubre Aussenseite des Ganzen wird durch das Innere nicht Lügen gestraft. Sauberkeit ist ein allgemeines Attribut der nordfriesischen Häuser und wird schon dadurch garantirt, dass nach Clements Versicherung die friesische Sprache für das Wort „scheuern“ fast ein Dutzend verschiedener Ausdrücke hat. Bei einer Nation, die hauptsächlich von der Schifffahrt lebt, wird Sauberkeit bald zur andern Natur, besonders wenn, wie es hier der Fall ist, eigentliche Armuth fast gar nicht herrscht. Einem Bettler wird man hier so leicht nicht begegnen, es sei denn, dass einer vom Festland herübergekommen wäre. Da der Ort auf erhöhtem, sandigen Untergrund liegt, so ist er im vollen Sinne des Wortes ein gesunder. Die meisten Häuser haben eigne Brunnen mit frischem und kühlem Wasser, dessen Mangel in so manchen

niedrigen Marschgegenden die Veranlassung endemischer Krankheiten ist. Diese fehlen hier, und auch gegen Epidemien schützt das Terrain. Ist einmal eine Ansteckung von fernher hereingebracht, so bleibt sie gewöhnlich auf einzelne Fälle eingeschränkt, da ihr die Bedingungen der Ansiedlung und Verbreitung fehlen. Es muss das doch Etwas bedeuten, dass in den letzten sechszehn Jahren in einem Ort von nur tausend Einwohnern drei Diamanthochzeiten, d. h. Ehen sechszigjähriger Dauer, gefeiert werden konnten.

Die Bewohner der zweihundert Häuser des Fleckens treiben meist Schifffahrt und Handel; doch sind auch die hauptsächlichsten Handwerke vertreten, unter denen sich die Goldschmiedekunst durch zierliche Filigranarbeit auszeichnet. Wiecklinge oder Fremdlinge sind nun die Einwohner in weit grösserem Maasse, als dies bei der ersten Ansiedelung der Fall war. Während damals die übrigen Insulaner sich als Föhringer von den hier ansässig gewordenen Friesen in Kleidung, Sprache und Sitten unterschieden, und sich dieser schwache Gegensatz stets im Bewusstsein lebendig erhielt: sind nunmehr überhaupt die Friesen in bedeutender Minderzahl. Denn es hat das Seebad und der durch dasselbe bedingte Erwerb nicht minder als der Handel Viele herbeigezogen, und abhängig in seiner Existenz vom Bade ist nun der Ort.

Desshalb dreht sich Alles um dasselbe so sehr, dass man hier anstatt der sonst gebräuchlichen vier Jahreszeiten deren nur drei zählt, nämlich „vor, in und nach der Badezeit.“ Nehmen wir die erste in etwas weiterem Sinn, so könnte es interessant sein, neben der betrachteten äussern Umwandlung, welche der Ort erfahren hat, auch die innere durch ihre Stadien zu verfolgen,

wenn solche ins Detail gehende Schilderung nicht allzu weitläufig würde. Im Verschwinden begriffen oder fast schon verschwunden ist die friesische Tracht der Frauen, sie kleiden sich, was für anständiger gilt, „deutsch," wie sie das nennen; fast verschwunden ist hier mit der Tracht auch die friesische Sprache; verschwunden ist bis auf wenige Ausnahmen der sonst überall noch festgehaltene altfriesische Baustyl und mit demselben die gleichmässige innere Einrichtung der Gebäude; sind die in die Wände hineingebauten Schlafstätten, am Tage durch Thüren verschlossen, den Schiffskojen ähnlich; beseitigt ist die Bekleidung der Wände durch glasurte, aus Thon gebrannte „Kacheln" mit ihren Bildern aus der biblischen Geschichte in steter Wiederholung, oder mit Inschriften wie „Durch Schiffahrt und durch Walfischfang ernährt Gott viel Leute und Land." Verschwunden ist auch wenigstens theilweise die alte Genügsamkeit der Lebensart, was schon die zahlreichen Wirthshäuser, für Einheimische bestimmt, bekunden, die man in den Dörfern vergebens sucht. Verschwunden ist mit den grösseren Bedürfnissen der Commüne in ihren Verhältnissen die alte Simplicität. Vor nicht sehr langer Zeit konnte noch die Wittwe des Polizeidieners nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft ein ganzes Jahr fortsetzen, ohne dass dadurch die öffentliche Ordnung an Respect verlor. Damals lag neben der Küche dieses wichtigen Beamten das Gefängniss für die wegen „Vergehen" Verurtheilten, ein sehr kleines Gemach, aber doch inmitten der Familie. Nur für eine einzige Person war Raum vorhanden. Was nun thun, wenn zu gleicher Zeit eine zweite eine Strafe abzubüssen hatte? Vielleicht war das noch nie vorgekommen, aber es traf sich doch einmal so,

und der Delinquent wurde in einen Keller gebracht. Aber der Delinquent war ein hochgewachsenes Frauenzimmer, der Keller niedrig, und „Thuer“ konnte doch die Möglichkeit aufrechter Stellung als allgemeines Menschenrecht fordern. So ward denn eine Diele des obern Fussbodens herausgehoben, und nun wanderte Thuer, den Leib im Gefängniss, das Haupt in der Freiheit, auf der schmalen Bahn umher, und die leichtfertige Jugend sah dem Schauspiel durch's Fenster zu. So weit sind wir jedoch noch nicht aus der Simplicität herausgefallen, dass das Gericht jedes Jahr seine Kosten decken kann, und dass ein Rechtsanwalt es gewagt hätte, sich hier niederzulassen. Wer hierher eingewandert ist, mag des Nachts seine Hausthür durch Riegel verschliessen, weil er diese Gewohnheit aus einer mehr cultivirten Gegend mitgebracht hat; aber viele ältere Insassen treiben diesen Luxus auch heute noch nicht.

Etwas früher als im Kalender Frühling steht, wann die hier zahlreichen Staare ihr vorjähriges Nest wieder in Besitz nehmen und säubern, beginnt auch die erste der drei Jahreszeiten. Ihr Kommen giebt sich überall in den Häusern kund, nämlich durch Farbegeruch. Innen und aussen wird an den Wohnungen geputzt, dass, was daran und darin beweglich und unbeweglich ist, ein neues Aussehen gewinnt. Dann sind die Handwerker geplagte Leute, die zu andern Zeiten des Jahres oft nur zu gute Tage haben; aber eben so geplagt sind Alle, die ihrer bedürfen, denn es ist keine leichte Kunst, sie bei der gerade begonnenen Arbeit, die doch von allen die wichtigste ist, festzuhalten. Die Parteifragen, die bis dahin die Gemüther aufgeregt hatten, besänftigen sich; das Hauptinteresse ist ein von früheren

Gästen eingelaufener Brief, worin vorgefragt wird, ob die alte Wohnung wiederum könne bezogen werden. Hier gilt die Ehre fast so viel, als der in Aussicht stehende Gewinn. Beides aber ist unsern Ortsbewohnern zu gönnen, denn bessere Wirthe als besonders die friesischen Eingebornen sind schwerlich anderswo zu finden — Ausnahmen stossen die Regel nicht um. Die Frauen und Töchter des Hauses gehen ganz auf in die Sorge für ihre Gäste; immer zu Dienstleistungen bereit, rücksichtsvoll, erfinderisch in kleinen Aufmerksamkeiten, macht es den Eindruck, als gälte es, einem werthen Besuch den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen. So ist es denn auch begreiflich, dass gar nicht selten die zum zweiten Mal wiederkommenden Fremden der weniger günstig gelegenen Wohnung nicht untreu werden wollen, weil sie nach ihrer Meinung nirgendswo anders so gut aufgehoben sind.

Freilich werden die Wohnungen in unmittelbarer Nähe des Strandes immer den Vorzug behaupten. In der Lage des Ortes, dem Meere so unmittelbar nahe, haben wir vor andern Seebädern an der Nordsee einen Vorzug, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Denn anderswo lagern sich Dünen zwischen Wohnungen und Strand, oder das Ufer ist abschüssig und gefährlich; oder schattenlose Sonne und heisser Sand unter den Füssen erschwert den Verkehr mit der See, oder der von dort herwehende Westwind macht diese unnahbar. Nun aber haben die in neuerer Zeit angestellten Untersuchungen über die ebenso überraschenden, als schwer zu erklärenden Wirkungen des Seebades dargethan, dass ein nicht geringer Theil derselben auf Rechnung der Seeluft zu stellen ist. Also ist die freundliche Beschaffenheit und Lage eines See-

badeortes schon insofern von Bedeutung, als darin für die Gäste ein Reiz liegt, die Zeit so viel als möglich im Freien zuzubringen: um so besser, wenn der Badegast das Meer so zu sagen vor der Thür seiner Wohnung hat. Durch alle Sinne und auch durch das Auge übt es indirect seinen wohlthätigen Einfluss auf den leiblichen Organismus, und vielleicht ist seine stete Nähe ebenso wichtig, als das Untertauchen in die Fluth. Hier nun wehen die vom Westen kommenden rauhen Winde, von der Rückseite des Ortes aufgefangen, nur wenig empfunden über uns hin, und den nahen Strand schützt obendrein noch die Erhöhung des Ufers, auf welchem die Wohnungen stehen. Der Strand selbst ist während des Sommers mit Leinenzelten besetzt, so weit hinabgerückt, dass die ansteigende Fluth um einige Fuss entfernt bleibt, und wer in einer der Nebenstrassen wohnt oder wer überhaupt dem Meere nicht nahe genug sein zu können glaubt, verbringt in dieser zweiten leinenen Auflage des Ortes den grössten Theil des Tages. Sich selbst überlassen können hier die Kinder die Freiheit geniessen, die ihnen die Stadt nicht gönnt; sie wühlen und schaufeln im warmen Sand, tummeln sich, spielen, wenn das Meer unruhig ist, mit den ungefährlichen Wellen, die auf den ganz flachen Strand heraufrollen, werfen Sandwälle auf, damit die Fluth dieselbe wieder einreisse, oder fangen diese in kleinen Gruben. Jedes Jahr andere Kinder, und doch immer ganz dasselbe Spiel. Da ist es denn nicht zu verwundern, dass die schlaffen Glieder stark werden, und die bleichen Wangen sich färben. Es haben hier alle natürlichen Verhältnisse zusammengewirkt, ein Bad für Familien mit Kindern herzustellen.

Auffallend ist es, dass vor fünfzig Jahren, nämlich

in der ersten Zeit des Bades, die Sommergäste die unmittelbare Nähe des Strandes so gering schätzten, dass sie damals fast sämmtlich vorzogen, innerhalb des Ortes selbst Wohnung zu nehmen. Jedenfalls erkennt man hieraus, was auch sonst aus der Geschichte der Malerei hervorgeht, dass das landschaftliche Interessse nicht bloss in seinen Gegenständen wechselt, sondern auch zu Zeiten nur in geringem Maasse vorhanden ist. Jetzt überwiegt in der Malerei die Landschaft jedes andere Genre, die ehedem nur eine Staffage war, und in Uebereinstimmung mit dem augenblicklichen Vorherrschen der lyrischen Production in der Poesie steht das Interesse für das landschaftliche Stimmungsbild, das ein lyrisches Product in Farben ist. Der herrschende Geschmack bevorzugt freilich die in engerem Sinne sogenannte schöne Landschaft, wilde Gebirgsgegenden, Felsenpartieen mit Wasserfällen und dergl. in Gegensatz zu früher beliebten Fernsichten der Ebene. Aber in der Marinemalerei oder den Seestücken behauptet neben den Sturmbildern wild aufgeregten Meeres ein hohes Ansehen die Idylle einer sinnig beruhigten See, in der sich ankernde Schiffe spiegeln, deren Oberfläche das Licht vielfarbig reflectirt, friedliche Strandbilder mit abgetakelten Fischerböten, und wie immer in künstlerischer Darstellung des Meeres das beruhigte Menschenleben abgespiegelt wird, ein versöhnender Gegensatz zur fried- und ruhelosen Welt.

Zu dieser letztern Art von Bildern bietet unser Strand vielfache Motive und nur ausnahmsweise zu denen entgegengesetzter Art. Das nach rechts hinaus liegende offene Meer ist hier durch die Biegung des Ufers dem Blick entzogen, und nur wenn es stark von Südwesten stürmt, ziehen die Wogen in langgestreckten

Linien herein. Eine mehr ruhige Atmosphäre, Sonnenlicht durch Wolken gestört oder gebrochen, der während des Sommers am südöstlichen Horizonte heraufziehende Mond giebt unserem Strand seine landschaftliche Schönheit; ein Nachmittagsregenbogen spannt sich darüber hin, und besonders um Sonnenuntergang sind oft die Lichtreflexe von überraschender Schönheit und Mannigfaltigkeit. Es fehlt auch die Staffage fast nie; bei jeder Richtung und Stärke des Windes ziehen unsere Böte an einander vorüber, die Lustfahrenden aus- oder einschiffend; dazu der immer belebte Vordergrund mit Zelten und spielendem Kindergewühl. Nur an einer Stelle grenzen Meer und Himmel zusammen; links zieht sich in einer Entfernung von anderthalb Meilen der Deich des Festlandes hin, über den bei klarem Wetter Mühlen und Häuser hervorragen; den Horizont rechts begrenzen Halligwerften mit ihren Wohnungen; bei niedrigem Wasserstand erscheinen sie durch eine scharfe Linie, welche das tiefe Wiesenland bildet, mit einander verbunden; zur Zeit hoher Fluth verschwindet diese Verbindung dem Auge, und die Werften zeigen sich als ebenso viele Inseln, bei klarer Luft mehr in die Ferne gerückt, bei feuchter herangezogen, halb in Nebel gehüllt über den Wasserspiegel gehoben, dass sie in der Luft zu schweben scheinen. Dieselbe stärkere Verdichtung des unteren Theils der Atmosphäre, die für die erstaunten Bewohner Reggios das jenseitige Messina mit seinen Schlössern und Thürmen auf eine kurze Zeit als Fata morgana aus dem Meer hervorzaubert, oder die französische Küste zuweilen dem südlichen England sichtbar macht, hebt auch zu Zeiten über jenen Kranz von Halligen die Deiche, Bäume,

Häuser und Thürme Pellworms oder ferner liegende Theile des Festlandes hervor.

Dieser an die Wohnungen grenzende Strand verleiht unserem Bade eine Ausnahmestellung unter den an der Nordsee gelegenen. Die Ostsee hat an hügeligen Ufern Waldungen, die an die Wasserfläche reichen, und bildet mit ihren tiefen, grünen Buchten Bilder, die recht eigentlich zum Genre der im engern Sinne sogenannten schönen Landschaft gehören. Aber das höhere Genre des Stimmungsbildes findet ein mit künstlerischer Auffassung der Natur nur etwas begabtes Auge an diesem ruhigen Platz der Nordsee. Jener fehlt das frische Fluthen und Ebben, die mit Wasserdunst so reich gesättigte Atmosphäre, die auch die stärkere Sonnenwärme minder fühlbar macht, und selbst der rauhern Luft die leicht empfundne Natur des Weichen verleiht. Strömt die Fluth herein, so bringt sie Kühlung an sonnigen Tagen, wie sie hinwiederum den kalten westlichen Luftstrom temperirt. So wird das Athmen leicht; in ihre zahllosen Kanäle nimmt die Lunge mit dem Gefühl des Wohlbehagens die dichtere, wasserreiche Seeluft auf; die Athemzüge werden voller, kräftiger wird der Herzschlag, das gereinigte Blut strömt erfrischend durch den Körper, und an Energie wächst die Bedingung alles Lebens, der Stoffwechsel der Elemente. Wenn dem eben Angekommenen Luft, Strand und Meer, wie das wohl geschieht, gleichgültig liessen, so ist es nicht zu verwundern, dass ihm nach wenig Tagen die neue Scenerie einen Reiz und Schimmer des Schönen erhalten hat. Denn wie der Mensch ist, so sieht er auch die Welt.

Schon ergiebt sich aus den bisher geschilderten Verhältnissen des Badeortes und seiner Lage eine eigen-

thümliche Beschaffenheit des Bades in engerem Sinne. Da unser Strand gegen Südosten, der Badestrand gegen Süden gekehrt ist, so erreicht die vom Westen herandringende Fluth den letztern nicht in paralleler Richtungslinie; der Wellenschlag ist mithin gemässigt. Vielfach ist noch die Meinung verbreitet, dass die Fluth denselben bildet, als rausche sie von zwölf zu zwölf Stunden in hohen Wogen heran. Aber man erkennt diese an den deutschen Gestaden der Nordsee immer nur an ihren Folgen: Das Niveau des Meeres steht jetzt höher oder tiefer als vor einer Stunde. Bei ruhigem Wetter kräuselt sich nur auch an dem gegen Westen gekehrten Strande die Grenzlinie zwischen Meer und Land. Im Uebrigen liegt die Nordsee bei Windstille oft Tage lang ruhig, ein grosser vollkommner Spiegel, den unbemerkt die Fluth höher hebt, und die Ebbe erniedrigt. Erst der Wind bringt, was man zu sehen wünscht, den Wellenschlag, vor Allem der aus Westen, weil dieser heftig und ungebrochen über eine weit ausgedehnte Wassermasse streicht, deren Oberfläche er aufwühlt, ohne die Ruhe der Tiefe zu stören. Er aber macht zugleich das Ufer unwirthbar, besonders wenn er eine nördliche Richtung annimmt, verhindert das Gedeihen einer schützenden Vegetation oder tödtet dieselbe, indem er das Grün schwärzt und die Zweige der Bäume verkrüppelt. Selbst auf Föhr wird, je weiter wir nach Westen kommen, der Baumwuchs um so zwerghafter und seltener. Wer nun also das Seebad vorzugsweise als Sturzbad geniessen will oder darf, der hat dafür Verzicht zu leisten auf ein relativ mildes Klima, auf schattige Stellen, auf Wohnungen, vor denen der Meeresspiegel sich ausbreitet.

Aerztlicher Entscheidung ist es anheimzugeben, ob der Organismus des Reizmittels eines starken Wellenschlages bedarf oder nicht. Ein Reizmittel, und zwar ein tief eingreifendes, ist er jedenfalls, wie man auch über ihn urtheilen mag. Eine Zeit lang galt er sogar als ein nothwendiges Requisit für Alle, denen überhaupt die See verordnet ward; sein therapeutischer Werth bleibt unbestritten, jedoch wird er von Sachkundigen immer mehr auf besondere Fälle beschränkt. Auch in der Erfahrung der Laien bestätigt sich der allgemein gültige Satz, dass nicht gerade für Alle Alles gut ist, wie es denn überhaupt eben so wenig ein Universalmittel, als einen Stein der Weisen giebt. Vielfach ist hier die Erfahrung gemacht, dass, während anderswo Schlaflosigkeit, Störungen der Verdauung und dergleichen die Folgen starken Wellenschlags waren, eine mildere Nordsee sehr gut vertragen wird. In milderer Form dient sie so vielen durch Krankheit Geschwächten, durch aufregendes Leben Abgespannten; besonders in unserer Zeit, wo die nervösen Leiden so sehr prävaliren, Leiden von so geheimnissvoll eigensinniger Natur, dass schon ein kleines Quantum von zu aufregender Wirkung des Seewassers einen nachtheiligen Einfluss üben kann. Unter dem Schutze unseres gegen Süden gekehrten Ufers brandet die See nur bei wärmeren Winden, aber sehr kräftig merkbar zieht der Meeresstrom fluthend und ebbend vorbei. Ueber die draussen liegenden Wattenfelder der Insel Amrum strömt die Fluth herein und nimmt die Sonnenwärme des Sandes in sich auf; das stäker erwärmte Wasser verdampft energischer und gewinnt an Salzgehalt, der auch durch kein näher oder ferner sich ergiessendes Wasser verringert wird. Dazu sind die Einrichtungen so getroffen, dass der Badende

einer rauhen Luft so wenig als möglich ausgesetzt wird. Vierräderige Wagen, mit Leinewand überspannt und rund umher gut verschlossen, werden durch Pferde in's Wasser gezogen, so weit, dass dieses fast den Fussboden berührt. Der Badende kann nun nach Bedürfniss und Laune entweder unter herabgelassenem Schirme bei seinem Zelte bleiben oder grössere Tiefe suchen, letzteres ohne Bedenken, da sich der Grund sehr allmählig abdacht und nirgends plötzlich abfallende Vertiefungen hat. Wenn nun der Vollständigkeit wegen auch noch erwähnt wird, dass die alte, unvollkommne Einrichtung für warme Seebäder durch eine neue zweckmässige und hübsch ausgestattete ersetzt ist, so wird alles bisher Gesagte ausreichen, dem verständigen Laien oder dem sachkundigen Arzte die Entscheidung darüber zu ermöglichen, ob in seiner milderen Form das hiesige Bad, oder ob ein mehr irritirendes und rauheres das zweckmässige ist.

Eines der letzteren Art haben wir in nächster Nähe, denn in zwei Stunden bringt uns das Dampfschiff nach Sylt, vielleicht dem stärksten aller Nordseebäder. Denn offen, gerade gegen Westen gekehrt, liegt hier in meilenlanger Ausdehnung der Strand mit seinen Dünen, hinter denen als eine Schutzmauer die Wohnungen stehen, und bei Sturm mit Wogen, die sich aufrecht stellen und überstürzen. Es berühren sich mithin die Extreme auf einem kleinen Raum der Art, dass man fast sagen kann, wir haben sie hier zusammen. Und das ist ein Vortheil der Nachbarbäder, der sich schon vielfach darin zeigt, dass Mancher in diese Gegend kommt, um die Probe zu machen, ob ihm die stärkere oder schwächere Dosis diene, oder

dass er mit der milden beginnt, um mit der starken den Schluss zu machen.

Den Vorzug des Alters, wenn es einer ist, hat freilich das Wyker Bad, da es schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, als erst die Seebäder anfingen, in der Therapie ihre jetzt so wichtige Rolle zu spielen, gegründet ward. Auf Anregung des Physicus Friedlieb in Husum, der die hier vorhandenen günstigen Bedingungen erkannte, veranlasste von Colditz, damals Landvogt für Wyk und Osterland-Föhr und erst kürzlich verstorben, im Jahre 1819 die Eröffnung des Bades, zu dessen Besuch er durch eine kleine Schrift eingeladen hatte. Eine grössere Bedeutung erlangte der Badeort aber erst, als König Christian VIII. etliche Jahre hindurch hier seinen Sommeraufenthalt nahm und in der leutseligen Weise dieses gebildeten Monarchen die fremden Gäste zu einem zwanglosen Kreise um sich sammelte. Der Reisende Kohl berichtet in seinem oben angeführten Werk auch darüber, und noch immer lebt diese Zeit als „die Königszeit“ in der Erinnerung der Eingeborenen. Die um die Selbständigkeit der Herzogthümer geführten Kriege, wie die dazwischen liegende gereizte Stimmung der verwandten Nationen übte bald mehr, bald weniger auf das Emporblühen des Bades einen hemmenden Einfluss aus. Aus der Verschmelzung der Herzogthümer mit dem deutschen Reiche, wie besonders aus der Erkenntniss der Eigenthümlichkeit des Bades, die sich immer mehr Bahn bricht, wird demselben eine gute Zukunft prophezeit. Schon begonnen hat diese durch eine gesteigerte Frequenz der letzten Jahre, ohne dass der Charakter der Einfachheit darunter gelitten hätte. Denn nicht gehemmt durch einen maassgebenden Luxus bewegt

sich der Sommergast frei, je nach Bedürfniss sich isolirend, oder ihm gemässe, engere Kreise suchend. Noch immer zutreffend ist das Zeugniss, das schon vor vielen Jahren der Reisende Kohl dem Bade ausstellte. „Dasselbe, sagt er, hat eine salzige, kräftige „See, wie sie fast kein andres Seebad hat; dann eine „ehrliche, ordnungsliebende Bevölkerung und räumliche „Wohnungen; jedenfalls aber mehr Raum und Freiheit „als Helgoland und mehr Annehmlichkeiten, als „Wangeroog und Norderney.“

Hiermit wären von den genannten drei Jahreszeiten zwei absolvirt; der Abzug der Sommergäste bezeichnet den Beginn der dritten. Aus dem Nothbehelf kleiner Hintergebäude, aus Küchenabseiten und Bodenkammern finden sich die zurückgesetzten Hausgenossen wieder zusammen, um von den Fremdengemächern die bescheidneren in Besitz zu nehmen, und der geregelte Hausstand beginnt nach kurzer Unterbrechung von Neuem. Es sieht im Orte aus, als sei ein Feiertag zu Ende gegangen, aber dies umgekehrt als sonst in Städten und Dörfern. Denn das bunte Leben der Promenade, die Musik Morgens und Abends, das Wagengefahre, die von Lustböten belebte See, die erleuchteten Zimmer der Häuser, kurz diese ganze Feiertagsphysiognomie des Ortes weicht nicht dem Leben und Treiben einer Arbeitswoche, das darauf folgen sollte. Der Strand liegt verödet da, dunkel werden die Strassen und bleiben es, die muntre Stadt wird still und verfällt in das Schweigen der Einsamkeit. Schnell vollzieht sich die Metamorphose, und doch ist der Contrast so gross, dass man meinen sollte, es sei eine Verwandlung vieler Jahre vorgegangen. Freilich arbeitet das Handwerk in seinen Werkstätten; aber

das bedeutet in dieser Jahreszeit nicht viel; die Küstenfahrer bringen ihre Schiffe von der letzten Reise nach Hause und legen sie in das Winterquartier des Hafens. Und dies zu rechter Zeit, denn schwer schiffbar ist das Wattenmeer, wenn die Weststürme Seevögel über's Land jagen; das Brausen der Luft mischt sich mit der aufgeregten See zu einem einförmigen Getöse, zuweilen so andauernd, dass sich das Ohr daran gewöhnt hat, und dessen erst inne wird, wenn der Lärmen schweigt. Meist aber schweigt er plötzlich, denn so ein langdauernder Herbststurm endet gewöhnlich mit einem letzten Zusammenraffen aller Kraft, wie ein schlechter Acteur mit declamatorischem Geschrei von der Bühne abtritt. Dann ist es plötzlich so still in der Luft, dass ein brennendes Licht nicht verlöscht. Oder auch es hüllten sich Himmel und Meer in ein einförmiges, langweiliges Grau, nur ab und zu von dem Sonnenblick eines schönen Tages durchbrochen, der aber dann auch die Oberfläche des Meeres mit doppelt schönen Farben überzieht; denn wenn die Sonne tief steht und Nebelhaufen am Horizonte lagern, gelingt die Beleuchtung am besten. Endlich gewinnen östliche Winde die Oberherrschaft; nachdem das Eis nahe Buchten der Ostsee schon unzugänglich gemacht hat, zeigen sich hier die ersten mürben Schollen. Der Fluthstrom bringt sie von den Watten, wo sie sich rascher bilden, als in dem tiefern Wasser, das der Golfstrom warm hält; das Treiben des Eises in wechselnder Richtung zeigt das Fluthen und Ebben an. Die Schollen lagern sich immer dichter an einander, aber nur ausnahmsweise wird Alles zu einer festen, stehenden Masse, denn durch die Einwirkung der Fluth, die vom atlantischen Oceane hereindringt, erreicht an

diesen Meeresküsten die Winterkälte niemals auc annäherungsweise den Grad selbst nahe gelegener des Festlandes. Das Quecksilber des Thermom fällt hier kaum über zwölf Grad unter den Gefrierpu wenn es in Hamburg oder Berlin bis auf zwan gesunken ist. Wenn aber die Flüsse und die Ostse buchten noch vom Eise starren, sind hier lange scho die letzten Ueberreste desselben geschmolzen oder weggeführt.

Das ist die Physiognomie unsres Ortes und seiner äussern Umrahmung. Nach häufigen aber kürzeren Unterbrechungen der Verbindung mit dem Festland durch Herbststürme isolirt uns das Treibeis wohl auf längere Zeit, bis zu drei Wochen. Viel ist durch solche Absperrung nicht verloren, denn Handel und andre Geschäfte schleppen sich doch nur durch die Wintermonate hin, und nicht so stark wie anderswo ist der Hunger nach politischer Geistesnahrung. Ab und zu wird die Gleichförmigkeit der Tage durch die Sensationsnachricht einer Strandung auf den nahen Untiefen unterbrochen; aber in der allgemeinen Abgeschlossenheit, die von der Theilnahme an den grossen Tagesfragen abzieht, gedeiht und blüht die Politik der communalen Interessen, scheinbar Bagatellen, und doch von der schwersten Bedeutung, dass sich schroffe Parteien bilden, die Geister an einander platzen und es nöthig wird, der körperlichen Beredtsamkeit zu gefahrloser Ableitung einen Tisch hinzustellen. So bewahrt sich auch hier das Leben vor dem Stagniren, und das ist immer die Hauptsache. Denn von einem universellen Standpunkte aus betrachtet, sind auch die Staatsactionen verschwindende Grössen; das Wesentliche ist, dass sich der Wille in Bewegung setzt und dass

durch Erregung der Leidenschaften die Schranken des Egoismus durchbrochen worden. Nur darin liegt der Unterschied, dass auf den Zuschauer der Eindruck dort der eines Dramas oder einer Tragödie, hier einer Komödie ist. Aber ausserhalb der Grenzen dieser Schrift liegt die Vorführung familiärer Commünedetails, bei denen oftmals zu bedauern ist, dass ihnen ein Dickens oder Wieland fehlt.

Es ist oben als eine Aeusserung Kohls geltend gemacht, dass der Aufenthalt an unserm Badeort durch Raum und Freiheit der Bewegung Annehmlichkeiten bietet, welche anderswo fehlen: das ist die Ausdehnung und Beschaffenheit der Insel. Die beigegebene Karte zeigt dieselbe in der Gestalt, welche sie nun etwa drei bis vier Jahrhunderte ziemlich unverändert behalten hat. Dunkle Erinnerungen reichen in eine Zeit hinauf, in welcher man von der alten Osterharde, ungefähr dem jetzigen Föhr, nach der Westerharde zu Fuss gehen konnte, aus welcher letztern die jetzige Insel Sylt gebildet ist; denn die sich vielfach durch Nordfriesland schlängelnden Seearme liefen theilweise trocken zur Ebbezeit. Nachdem dieselben aber bereits im zwölften Jahrhundert durch grosse Fluthen tiefer gewühlt und erweitert worden waren, vollendete eine gewaltige Ueberschwemmung im Jahre 1362 den Uebergang unsers zweifelhaften Landstrichs in eine Insel. Jedoch noch bis 1634 reichte, was nun, von Wyk aus gesehen, als Hallig den Horizont einfasst, als Theile des alten Nordstrand ziemlich in die Nähe des jetzigen östlichen und südlichen Ufers unserer Insel. Von wie geringer Bedeutung hier, wo jetzt das Seebad liegt und die Ueberfahrt schwierig ist, vor dem letztgenannten Jahre das trennende Wasser war, beweisst der Umstand, dass

mehrere Werften jener am Wyker Horizont liegenden Halligen zur St. Johanniskirche auf Föhr eingepfarrt waren, so dass ihre Bewohner hierher den Kirchgang hielten, hier nicht bloss ihre Ehen einsegnen und ihre Kinder taufen liessen, sondern auch ihre Gräber hatten, deren Denksteine zum Theil noch vorhanden sein sollen. So sehr fällt die Entstehung der Form und der geographischen Grenze Föhrs in die historische Zeit. Mehrere Dörfer im Südosten der Insel, wie die auf der beigegebenen Karte vom alten und jetzigen Nordfriesland in ihrer ungefähren Lage verzeichneten Juckum und Ehrduin, sind ebenso aus der Erinnerung des Volkes wie von dem Erdboden verschwunden; nur die Reste der Dünen, von denen das letztere seinen Namen hatte, sind geblieben. Dagegen will man vor fast hundert Jahren bei ungewöhnlich starker Ebbe die Grundsteine der ehemaligen Kirche Loeckbüll gesehen haben; ja die Werfte, auf der einst ein heidnischer Göttertempel gestanden hat, soll um eben diese Zeit ausserhalb des Deiches im Osten unserer Insel erkennbar gewesen sein, und es wird erzählt, dass man beim Graben daselbst auf Reste dauerhaft angelegter Wege, die dorthin führten, gestossen sei. In andern Gegenden haben sich die Namen der dort verschwundenen Dörfer erhalten. So findet sich auf der alten Karte südlich von Föhr ein Dorf Ribbel; auch zur Ebbezeit wird die Stelle, wo es stand, nicht mehr sichtbar; aber der Weg, auf welchem seine Insassen zu der Nicolaikirche auf Föhr gegangen sind, heisst noch jetzt der Ribbelstieg. Im sechszehnten Jahrhundert wurden die Bewohner eines an der Südostecke Föhrs gelegenen Dorfes Olum gezwungen, ihre Wohnungen dem Meere preiszugeben; der Name haftet noch an der vorspringenden

Ecke Olhörn, um die man biegt, wenn man von Wyk aus am Strande hin zum Badeplatze geht. Die scharfe Spitze aber, welche, vom Deiche gebildet, auf der Reise nach Föhr im Osten der Insel sehr bemerkbar sich ins Meer erstreckt, und gegen welche die Fluth einen starken Andrang übt, heisst noch jetzt Näshörn nach einem in dieser Gegend weggeschwemmten Dorfe Nissum, das der Leser gleichfalls auf der Karte der nordfriesischen Inselgruppe verzeichnet findet.

Wenn nun auch noch ab und zu von dem erhöhten südlichen Ufer der Insel durch grosse Fluthen einige Fussbreit Landes weggerissen werden, so ist doch die ganze südliche Hälfte derselben durch ihre natürliche Beschaffenheit ein sicheres Bollwerk gegen die Wuth des Meeres, wie sie es von jeher gewesen ist, und erst in den letzten Jahren ist der Abbruch des hohen Ufers daselbst bedeutender geworden, so dass Maassregeln zur Conservirung des Landes in's Auge gefasst werden mussten. Auf der Karte der Insel ist dieser höhere, wellenförmige Theil, der aus Geest und Haideland besteht, durch die Zeichnung von der niedrigen Marsch der nördlichen Hälfte leicht kenntlich geschieden. Noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war die letztere schutzlos gegen das Meer, und Wasserläufe drangen tief hinein, so dass man zu Schiff in's Innere der Insel gelangen konnte; jetzt umgiebt ein Deich die Marsch in ihrer ganzen Ausdehnung. Bald nach jener vor hin erwähnten grossen Fluth des Jahres 1362, durch welche Föhr von Sylt losgerissen und zu einer selbständigen Insel umgebildet ward, begann man damit, die tiefliegende nördliche Hälfte zu sichern, und 1492 war die Arbeit vollendet. Den Theil des Deiches, der sich von dem Dorfe Uettersum nach Duntzum zieht und ein-

niedrig gelegenes Geestland zu schützen hat, auf welches die Westsee zwischen Sylt und Amrum hindurch ungehindert ihre verderblichen Fluthen wälzen kann, sicherte man seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch grosse Steine mit dazwischen gelegtem Tang; jeder Hausmann, der Pferd und Wagen hatte, war verpflichtet, alljährlich ein Fuder Steine dazu zu liefern. Clement nennt diesen Theil „den besten Seedeich, den es in den friesischen Landen giebt.“

Die auf der Karte sichtbare Verschiedenheit in der Höhe des Bodens wird von dem Gaste, der von Wyk aus zu Fuss oder Wagen die Insel besucht, sehr deutlich in der Wirklichkeit wahrgenommen. Bei einem Spaziergang auf dem Deich, der besonders an ruhigen Sommerabenden Genuss gewährt, sieht man, wie sich aus den Marschwiesen der Geestboden erhebt und dem Flecken eine gesicherte Lage giebt; bei einer Wanderung nach den nahen Dörfern dagegen sieht man vom Wege rechts das tiefere Marschland sich allmählig hinabsenken. Diese Scheidelinie zwischen den beiden durch die Natur getrennten Theilen der Insel, längs welcher der Weg fortläuft, verleiht der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Denn auf dieser sind fast in ihrer ganzen Ausdehnung, wie auch die Karte ausweist, die Dörfer der Insel gebaut. Sie berühren sich entweder unmittelbar, oder lassen doch nur kurze Zwischenräume zwischen sich und bilden so, eine kleine Viertelstunde von Wyk beginnend, indem sie langgedehnt jener Naturgrenze folgen, anmuthige Landschaftsbilder. Schmales Ackerland trennt von der Landstrasse die sich schlängelnde Linie der Dörfer; an jedes Haus stösst ein mit einer Steinmauer eingehegter Garten, der meist aus Rasen besteht, auf

welchem ohne Ordnung Obstbäume wachsen; Alles aber, Häuser und Gärten, ist halbverdeckt durch Ulmen und Ypern, mit deren Aupflanzung man im vorigen Jahrhundert begonnen hat. Unmittelbar hinter den Gärten dehnt sich bis an den Haffdeich das fette Marschland aus.

In dieser Weise gestaltet sich, vom Wege aus gesehen, die Landschaft besonders durch die Wyk zunächst gelegenen Dörfer Boldixum und Wrixum. Ein anderer interessanter Weg, der aber bei Regenwetter nicht recht gangbar ist, zieht sich unterhalb der Dörfer hin, der krummen Linie folgend, welche die nach der Marsch gekehrten schattigen Gärten bilden. Der Spaziergänger gelangt in einer kleinen Stunde über die genannten beiden Dörfer nach einem der grössten und schönsten, nach Oevenum. Wer auf dem höher gelegenen Wege dieses Dorf erreicht hat, versäume nicht, in die vielen engen Seitenstrassen hinabzublicken, von denen einige, nach unten zu mit Grün geschlossen, dem Landschaftsmaler Sujets zu kleinen Bildern geben. Von hier ab sind die Dörfer weniger charakteristisch; auch der Baumwuchs wird dünner, bis das grösste Dorf der Insel und eins der schönsten im Herzogthum Schleswig, Nieblum, erreicht ist, das sein stattliches Aussehen und seine Wohlhabenheit, wie Wyk sein Dasein, Bewohnern des alten Nordstrandes und der Halligen verdankt, die sich vor Sturmfluthen dahin gerettet haben. Reiche Anpflanzungen schützen das Dorf vor den kalten Winden so sehr, dass daselbst bei gehöriger Pflege Weintraubun reifen, und in einem Sommer sogar ächte Kastanien gepflückt sind. Nieblum ist ein Hauptziel der Sommergäste zu Wagen und zu Fuss; doch werden von den

meisten auch die weiter nach Westen gelegenen Dörfer in Augenschein genommen.

Die eben beschriebene Lage der Dörfer auf der Scheidegrenze der Marsch und Geest ist bei ihrer Gründung durch den Vortheil vorgeschrieben, da also die Bewirthschaftung beider Arten von Ländereien bequem zu beschaffen ist; oder auch ist sie durch die Noth erst später geboten. So sind die Häuser der alten Kirchengemeinde Hanum, die zum Theil ausserhalb, zum Theil innerhalb der jetzigen Insel, und dort in der Marsch auf Werften lagen, vor dem andringenden Wasser nach und nach auf das Geestland gerettet, ein grossartiger Umzug, durch welchen allmählig das jetzige Dorf Oevenum entstanden ist, das man früher Havhanum nannte, d. i. aufbewahrtes oder in Sicherheit gebrachtes Hanum. Es ist somit das jüngste der Inseldörfer; seine Bewohner haben noch die alten Marschländereien ihrer nördlicher wohnenden Vorfahren inne; aber um die Wege dahin anzulegen, haben sie von ihren Dorfnachbaren Land kaufen müssen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts sind die letzten Marschbewohner mit ihren Häusern fortgezogen, und seitdem ist die Marsch gänzlich unbewohnt; nur die Spuren und Namen der alten Werften sind geblieben, so dass, wenn die Föhrer Deiche überlaufen oder brechen, was noch im Jahre 1825 geschah, kein Menschenleben gefährdet ist. Alsdann eilt das Meer den aufwärts Geflüchteten nach, aber nur bis an die Schwelle ihrer gesicherten Wohnungen.

Freilich eignen sich die Häuser in ihrer jetzigen Bauart nicht dazu, von einer Stelle auf die andere versetzt zu werden, wenn sich auch der Baustyl auf den Dörfern von alten Zeiten her erhalten hat. Noch immer sieht man die nicht sehr hohe, aber gewölbte Hausthür

etwas seitwärts angebracht, und über sie erhebt sich ein schmaler Giebelbau; an der einen Seite des Hauses liegen die Wohnzimmer mit Fenstern in unschöner Quadratform oder gar in die Breite gezogen; an der andern, durch eine von vorn nach hinten gehende Diele davon getrennt, befinden sich die für die Landwirthschaft bestimmten Lokalitäten. Nach demselben Maass waren in alter Zeit sämmtliche Häuser gebaut, und da sie, einer möglichen Ueberschwemmung ausgesetzt, aus Fachwerk ausgeführt waren, so konnten sie wohl transportirt werden. Seitdem am Ende des vorigen Jahrhunderts, als das Commüneland an die Einzelnen, je nach dem grössern oder geringern Anrecht derselben, vertheilt ward, der Ackerbau einen bedeutenden Aufschwung nahm, reichte das alte, durch die Sitte vererbte Maass nicht mehr aus; die Wohnungen wurden erweitert und solider aufgeführt. So haben nun die Dörfer ein stattliches Aussehen; die Häuser sind sauber aussen und innen; die Küche prunkt mit blank gescheuertem Kupfer- und Messinggeräth; die Wände der Zimmer sind mit kleinen glasurten Kacheln ausgelegt, auf welchen die Commandeure und Capitaine wohl die Schiffe haben abbilden lassen, die sie einstmals führten. Nirgends zeugen grosse Prachtgebäude von dem Reichthum ihrer Bewohner, denn hier ist der Besitz nicht unverhältnissmässig zusammengehäuft; alle Dörfer machen den Eindruck eines bescheidenen, aber gleichmässigen Wohlstandes.

Zwölf von den Dörfern der Insel haben eigene Schulen, von denen die meisten an den über dem Dache befindlichen Glocken kenntlich sind. Kirchthürme sieht man, mit Ausnahme Nieblums, nicht über die Dörfer hervorragen; die beiden Kirchen, welche Föhr ausser

der in Nieblum hat, liegen, von schlecht gepflegten Kirchhöfen umgeben, in der Nähe der Dörfer, die zu ihnen gehören. Selbst Wyk hat keine Kirche, aber das Recht, eine solche zu bauen. Eine gute Viertelstunde vom Flecken erhebt sich das alte, dem heiligen Nikolaus geweihte Gebäude, der auch in entfernten Gegenden der Schutzpatron der Seefahrer ist. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts soll seine Kirche von Geld, das Mönche in England dazu erbettelten, gebaut sein. Werthlos ist das Schnitzwerk an Altar und Kanzel, Scenen aus der heiligen Geschichte; besser gelungen sind aber die Heiligen zur Seite des Christus auf der Orgel. Jünger als die Kirche, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammend, ist die Statue des oft übermalten Schutzpatrons links vom Altar. Auf diese Zeit weist der eigenthümliche Schnitt des Gewandes und die gute, stilisirte Behandlung des Faltenwurfs. Wiederum gewiss älter ist der mit einfachen gothischen Ornamenten verzierte Taufstein, welchem Alterthumskenner eine günstigere Aufstellung wünschen. Mitten zwischen den auf dem westlichen Theil der Insel gelegenen Dörfern steht die Kirche des heiligen Laurentius; er selbst schmückt mit dem Roste, auf welchem er nach der Sage gebraten wurde, das Siegel Föhrs neben Nikolaus und dem Täufer Jahannes. Dem letztern ist die Kirche in Nieblum geweiht, die grösste nicht nur der Insel, sondern, wie man sagt, unter allen Landkirchen des Herzogthums Schleswig. In ihrem Innern fällt sogleich, seitwärts vom Altare hoch aufgestellt, eine kolossale Statue des Täufers Johannes in die Augen, aus Holz gearbeitet und übermalt. Eben diese Uebermalung entzieht dem Beschauer die Bedeutung des Gewandes;

es ist das Fell, das der Bussprediger in der Wüste trug. Zu seinen Füssen liegt eine kleine menschliche Figur, deren Bekleidung auf das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts deutet; sie ist das Gewand des niedern Volkes, der Bauern um diese Zeit. Der Begriff des Niedern floss aber im Mittelalter vielfach mit dem des Bösen zusammen; so mag denn diese Figur, wenn nicht ein Repräsentant des Bösen selbst, so doch einer Haupterscheinung desselben, die dem Christenthum dafür galt, des Heidenthums sein, sich krümmend zu den Füssen dessen, der den Anbruch und Sieg des Gottesreiches verkündet. Aus derselben Zeit mögen die Altardarstellungen stammen mit ihren ornamentalen, spät gothischen Verzierungen, eine reiche Gruppe mit schreienden Farben und mit Gold bemalter Figuren, die den Altar weniger schmücken, als dass sie ihn in seiner ganzen Breite füllen. Gott Vater, an der Weltkugel kenntlich, reicht der knieenden Maria eine goldene Krone; auf der einen Seite, etwas tiefer, steht abermals der Täufer, dürftig gekleidet, während auf der andern Seite der Papst Sylvester II. in vollem Ornate prangt. Die dreifache goldene Krone, die er ehemals trug, fehlt ihm jedoch; ein protestantischer Friese hat sie ihm im vorigen Jahrhundert vom Haupt genommen mit den Worten: „De Paabs mag keene Krone in unsre Kark ophebbben.“ Was aber soll er selbst noch auf dem Altar, wenn ihm doch die Krone vom Haupt gefallen ist? An jede dieser beiden, der Gottheit zunächst gestellten Figuren reihen sich sechs Apostel. Vor Kurzem noch sass in der Mitte unterhalb der Scenerie in einer Nische ein kleines nacktes Leidensbild des Erlösers, das vielleicht ehedem die Frömmigkeit, als sie noch stärkere Nerven hatte, ohne ästhetischen Schauder be-

trachten konnte; jetzt ist dasselbe durch eine kleine Copie des Thorwaldsenschen Christus ersetzt, der nun aber wunderlich modern absticht gegen die alte bunte Gruppe hinter ihm. Die Kanzel schmücken Schnitzarbeiten aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend. Der Werth derselben wird bei Weitem übertroffen durch eine Holzsculptur, nur zufällig dort angebracht, eine weibliche Figur, deren Bedeutung nicht mehr erkennbar ist, da sie die Hand, welche das Attribut hielt, eingebüsst hat. Diese Figur geniesst den Vorzug, dass ihr ursprünglich sauberer Farbenauftrag nicht geschmacklos überdeckt ist. Die sehr graciöse Behandlung des Gewandes zeigt entschieden die Nürnberger Schule aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Als werthloses Produkt aus der niederländischen Schule italienisirender Richtung erklärten Sachverständige, denen ich diese Notizen verdanke, das seitwärts vom Altar hoch hängende Epithaphium, die Anbetung der heiligen drei Könige, das in einer Sturmfluth hier angetrieben ist. Dagegen nehmen die zwei Bilder mit Scenen aus der Geschichte des Johannes in höherem Maasse das Interesse des antiquarischen Kunstkenners in Anspruch, weil diese wahrscheinlich der westphälischen Malerschule ihren Ursprung verdanken, aus der nur noch Weniges erhalten ist.

An dem grossen, seitwärts vom Altare aufgestellten Taufstein versucht sich die Auslegungskunst immer wieder von Neuem. Auch das nicht geübte Auge erkennt auf den ersten Blick an den rohen Formen des Ganzen und an den Figuren, die Etwas mehr nur andeuten, als darstellen, das hohe Alter des Gegenstandes; auch erweckt der Anblick Bedenken, ob wirklich der jetzige Zweck bei der Arbeit beabsichtigt war. Diesem

Eindruck entspricht die Erklärung, dass wir hier ein aus dem elften Jahrhundert stammendes Säulencapitäl vor uns haben, das erst später ausgehöhlt ist, um Taufwasser aufzunehmen. Das Costüm, wenn man es so nennen will, und das kurze Schwert des Ritters, wenn diese Figur diesen Namen verdient, lassen auf nordischen Ursprung schliessen; wie das öfter vorkommt, sind von seinem vorn offenen Rocke unten die Zipfel umgeschlagen; der angegeben Zeit entsprechend ist der Schild in seiner Linken, oben gerundet und unten zugespitzt, und sein Haar regelmässig wellig gelockt. Das Schwert bedroht ein Ungeheuer zu seiner Seite, das sich auf seinem geringelten Schwanze bäumt. Da nach Allem das Steinwerk christlichen Ursprungs ist, so ist wohl an Siegfried den Drachentödter nicht zu denken. Mit mehr Wahrscheinlichkeit sehen wir den heiligen Michael vor uns, jenen Engelfürsten, der den Drachen besiegt, die Winterschlange oder den Feind des Lichtreiches. Dies emporgerichtete Unthier behütet den Lebensbaum des Paradieses, der an die Darstellungen desselben Gegenstandes auf assyrischen Reliefs erinnert. Die Folge dieses Kampfes erscheint in dem Löwen auf der entgegengesetzten Seite des Steins, dem Löwen vom Stamme Juda, d.i. die geweissagte Erlösung. Durch diese Erklärung kommt Einheit in die rohe Sculptur, und das Ganze steht in Uebereinstimmung mit dem System mittelalterlicher Symbolik. Dass aber der Löwe als Doppelwesen gemeisselt ist, erklärt sich aus dem ursprünglichen Zweck des Steins, als eines Säulencapitäls.

Dürfte man aus den Figuren des Altars mit Grund einen Schluss auf das Alter der Kirche ziehen, so wäre dieselbe spätestens im Anfang des elften Jahrhunderts erbaut, als der mächtige Sylvester Rom zum Mittelpunkt

geistlicher wie weltlicher Herrschaft erhob. Es ist jedoch mehrfach die Behauptung ausgesprochen, dass nur ein Theil des Kirchenfundamentes in ein so hohes Alter reicht, und dass der jetzige Altar aus einem älteren Gebäude gerettet ist, wobei immer noch denkbar bliebe, dass es die Nachgeborenen des mächtigen Papstes waren, die ihn zum Zeichen ihrer Verehrung dem Gott Vater zunächst gestellt haben. Auch diese Kirche soll, wie die des heiligen Laurentius, durch englische Hülfe gegründet sein. Heimreich erzählt übrigens, dass König Kund, seines Namens der Zweite, „nachdem er England 1017 unter sich gebracht, aus selbigem Königreich zu Erbauung der Kirchen Material in diese Oerter häufig hat verführen lassen", und dass Niederlagen desselben an verschiedenen Stellen der Herzogthümer vorhanden waren.

Merkwürdig übereinstimmend ist der Styl fast aller nordfriesischen Kirchen; sie bilden ein länglisches Viereck mit oft auffallend kleinen Fenstern und einem spitzen Dach; die äussere Einförmigkeit wird hier und da durch einen vorspringenden Ueberbau des Eingangs unterbrochen; ein plumper stumpfer Thurm schliesst sich an das von Westen nach Osten gebaute Oblongum an. Mit dieser totalen Schmucklosigkeit harmonirt die Lage mancher dieser friesischen Heiligthümer. Die Kirchen des Nikolaus und Laurentius auf Föhr stehen in etwas erhöhter Gegend gänzlich einsam und kahl, von verwildertem Rasen umgeben, aus welchem die prunklosen, weiss angestrichenen Leichensteine hervorragen. Diese sind bis hart an den Rand mit Inschrift förmlich überfüllt; ihre einzige Zier ist hier und da ein eingehauenes Schiff; im Uebrigen geben sie die Biographien der unter ihnen Begrabenen, den Tag der Geburt, der

Hochzeit und des Todes, dazu die Namen der Kinder, Alles prosaisch genau und kahl wie Kirche und Kirchof selber.*) Hier wird es Keinem heimlich, kein Hauch des Schönen versöhnt mir diesen Denkmälern der Vergänglichkeit.

---

*) Z. B. Hier ruhet in Gott seel
Rickmer Flor Weyland
18jähriger Schiffer aus Wryxum, welcher 1707 d. *7 Novbr* in *Oltsum* gebohren.
Er hat sich 1733 d. *5 Novbr.* in den Ehestand begeben mit *Theer Hinrichs* aus *Wrixum* derer Grab Mahl auf der andern Seite zu finden mit welcher er $10^1/_4$ Jahr gelebet. Nach derer tödtlicher Hintritt 1744 trat er 1745 d. *25 Novbr* zur 2ten Ehe mit *Kerren Tückes* Gleichfalls aus *Wrixum* mit welcher er 12 Jahr w: 6 Wochen gelebet auch mit ihr 2 Söhne u 2 Töchter gezeuget Nach deren Ableben schritte er nach $1^1/_2$ Jährigen Witwen Stande 1759 d. *23 May* zur letzten Ehe mit *Ehlen Knudten* aus *Boldixum* und lebte mit ihr $19^1/_4$ Jahr er hat verschiedene Jahre die Stelle eines Mitgliedes des Oster-Land *Fohrder* Rath vertreten u hat 1778 d. *4 August* Seines Alters $68^3/_4$ Jahr diese Welt verlassen. Wie auch dessen 2te Ehefrau *Kerrin Flor* so gebohren 1726 d. *4 August* und 1757 d. *16 Octbr* diese Welt wiederum verlassen. Ihr Alter hatte sie gebracht auf 31 Jahr 10 Woohen Gleichfalls dessen hinterlassne Witwe *Ehlen Flor* die 1708 d. *11 Novbr* in *Boldixum* gebohren in ersterer Ehe getreten mit *Knudt J: Sönnen* 1733 d: *18 Novbr* welcher gestorben 1755 d. *24 Martz* nach dem Tode ihres oben erwähnten 2ten Ehegatten ist sie ins te Jahr Witwe gewesen und starb 1 d: alt Jahr.

Merkwürdiger Weise ist das Jahr und der Tag des Todes der dritten Frau, die wahrscheinlich diese Inschrift hat einhauen lassen, nach ihrem Tode hier nicht nachgetragen. Vielleicht ist sie anderswo gestorben und begraben. Es kommt auf den Kirchhöfen der Insel häufiger vor, dass, wer das Denkmal für seine Verstorbenen setzen lässt, zugleich seinen eigenen Namen mit darauf schreibt. Die letzte der drei Frauen ist übrigens in Betreff ihres Todestages sehr vorsichtig gewesen; denn sie hat nur das Jahrtausend, nicht aber das Jahrhundert ihres Todes einhauen lassen, obgleich sie zu Anfang eines Jahrhunderts geboren war. Zugleich hat sie auf diesem Leichensteine indirect das Gelübde gethan, keine dritte Ehe einzugehen, wie ihr verstorbener Ehemann.

Die Kirche in Nieblum jedoch spricht diesen Charakter nicht so entschieden aus; sie ist in Form eines Kreuzes gebaut, und schon ihre Lage inmitten des stattlichen Dorfes giebt ihr ein mehr freundliches Ansehen. In katholischer Zeit war sie Parochialkirche, der Bedeutung entsprechend, welche Nieblum als Hauptort der Insel ehemals hatte. Denn hier auf dem Kirchhofe wurde unter freiem Himmel in feierlicher Versammlung das Recht gesprochen.

Ausser diesen Kirchen hat Föhr nur wenig Monumente einer hohen Vergangenheit. Viele der aus heidnischer Zeit stammenden Grabhügel sind durch den Pflug allmählig dem Boden gleich gemacht; dennoch ist immer noch eine ziemliche Zahl derselben in der Nähe der westlichen Dörfer vorhanden. Selten fand man bei Nachforschungen Schwerter und Streitäxte, meist nur verkohlte Gebeine in schwarzen Töpfen. Jedoch ein Ueberbleibsel aus der Vergangenheiten wird selten von unseren Gästen unbesucht gelassen, schon darum nicht, weil von da aus die Insel mit ihren Dörfern dem Beschauer wie eine Landkarte zu Füssen liegt, und die Dünen Amrum's und Sylt's malerisch den Horizont begrenzen. Es ist die in der Nähe des Dorfes Borgsum gelegene Burg, wobei man nur nicht an eine alte Ruine mit halb verfallenen Fensterbögen und Wartthürmen zu denken hat; denn auch nicht ein Steinbrocken ist hier übrig geblieben, wenn jemals ein Steingebäude in dieser niedrigen Marschgegend stand. Was durch den Namen an Raubritter und Zwingherren erinnert, ist nichts als ein runder mit Rasen überwachsener Erdwall, der etwa vierzig Fuss über den Erdboden hervorragt und fast dreizehnhundert Fuss im Umkreis hält. Aussen um denselben zieht sich ein

wenig bemerkbarer niedriger Graben, und die ganze innere Fläche liegt ziemlich höher als das Wiesenland rund umher. Dieser letzte Umstand besonders macht die behauptete ursprüngliche Bestimmung des alten sonderbaren Werkes zur Vertheidigung gegen einen Angriff zweifelhaft; besser scheint dasselbe zu Volksversammlungen geeignet, wie sie in alter Zeit zu Gesetzgebung und Recht gehalten wurden, durch welche Annahme alsdann auch ähnliche Erderhöhungen auf Amrum und Sylt ihre Erklärung fänden. Und da hier nichts ist, worauf die Zeit ihren Stempel drücken kann, da die sich alljährlich verjüngende Rasendecke gestattet, dem Werke ein höheres Alter zuzuschreiben, als ein aus Steinen ausgeführter, dem Verwittern preisgegebener Bau haben kann, so ist die Behauptung nicht so ganz unwahrscheinlich, dass wir hier aus heidnischer Zeit eine eingefriedigte Stätte zu Volksversammlungen und Cultusacten vor uns haben. Hierbei ist aber nicht zu vergessen, dass die Anlegung von Burgen durch dänische Ritter, die sich in den friesischen Districten Besitz erwarben, historisch sicher ist. Denn aufbewahrt sind uns aus dem Jahre 1360 zwei Urkunden, aus denen hervorgeht, dass die Besitzer der Feldmarken des Dorfes Uettersum an den Ritter Erich Riind diejenigen Ländereien verkauft haben, worauf „die Burg zu Föhr“ sammt Wegen, Wällen und Gräben, sowie andre, worauf der zur Burg gehörende Bauhof gelegen war. Die Rechtmässigkeit der Uebertragung nach geschehener Auszahlung der Kaufsumme wird von vier Geistlichen bestätigt, die also der dänische Ritter auf seiner Seite hatte. Endlich verlangt zugleich die im Volke einzige und allgemeine Bezeichnung des Erdbaues als einer Burg, die nicht grundlos entstanden sein wird, und

besonders auch der Name des nahen Dorfes Borgsum, eine Erklärung.

Ein geschichtliches Ereigniss, dessen Erinnerung an der räthselhaften Stelle haftet, kommt hier zur Hülfe. Dankwerth erzählt von einem im Herzogthum Schleswig reich begüterten Geschlechte der Lembecke, das im vierzehnten Jahrhundert an einem gewissen Claus einen berühmten und mächtigen Stammhalter gehabt hat. „Dieser", heisst es bei Dankwerth, „Graf Gerhard's „Oberhauptmann in Nordjütlandt, ist Anfangs König „Woldemar IV. und dem Reiche Dennemark hart zu„wider gewesen, endlich aber auff des Königs Seite „getreten, und ist Reichsmarschalck in Dennemarck ge„worden; als aber unter dem König und ihm Misshellig„keit entstanden, hat der König, der ein gähzorniger „Herr gewesen, ihn wollen in ein siedend heiss Wasser „lassen werffen; er ist aber gewarnet worden, dass „ihm ein solches Bad überhänget war, und ist noch „genaulich davon gekommen." Auf seiner Flucht vor dem König nun soll dieser Claus Lembeck die sogenannte Burg auf Föhr entweder aufgeworfen, oder doch den vorgefundenen Erdbau zu seiner Vertheidigung besetzt und benutzt haben. Aber als ausreichend erwies sich die Verschanzung nicht; denn als im Jahre 1374 Waldemar mit einem Heere in's Land gezogen kam, die Einwohner brandschatzte und zum Theil gefangen hinwegführte, entfloh Claus Lembeck vor seinem feindlichen Oberherrn während der Nacht, und zwar zu Schiff auf einem Wasser, das damals noch die sogenannte Burg mit dem Meere verband.

Dies nicht blos sagenhafte Ereigniss kann möglicherweise die Erinnerung an einen ursprünglich andern Zweck des Baues verdrängt und demselben den Namen

gegeben haben, der anscheinend mit seiner Consruction nicht harmonirt; zumal da später von tyrannischen Vögten diese und andere Erdverschanzungen zu bequemerer Unterdrückung ihrer Untergebenen benutzt sind. Solches geschah besonders durch einen Dienstmann des Geschlechtes der Lembecke, den Christian Frellufson, dessen Grausamkeit die Föhringer zu offnem Widerstand reizte und zur Belagerung der Burg, so dass der Vogt sich demüthigen und sich im Jahre 1388 zu einem Vergleiche bequemen musste. Später jedoch, als um den Besitz des Herzogthums Schleswig zwischen den holsteinischen Grafen und den dänischen Königen Krieg geführt ward, war es hauptsächlich derselbe Frellufson auf seiner Burg, der ausser Amrum auch die westliche Hälfte von Föhr bei der dänischen Krone erhielt, während die andere Hälfte der Insel, das Osterland, dem Herzoge zugefallen war. Die Einwohner jener westlichen Harde „verloren“, wie Clement erzählt, „durch diesen teufelischen Vogt ihren altfriesischen Rath „und ihr friesisches Recht, und jütisches Recht ward bei „ihnen herrschend.“ Dies geschah bald nach 1424, in welchem Jahre die kriegführenden Parteien den deutschen Kaiser Sigismund zum Schiedsrichter erwählt hatten, der dem Könige das alleinige Recht auf das Herzogthum Schleswig und die friesischen Harden zusprach.

Jedoch viel früher schon war das Verhältniss der friesischen Landschaften zu den dänischen Königen, den schleswigschen Herzögen und den holsteinischen Grafen schwankend gewesen. Der mächtige Graf Gerhard von Rendsburg, welcher der Sache nach eine Zeit lang im ganzen dänischen Reiche König war, hatte sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts mit dem

Herzogthum Schleswig belehnen lassen. Aber König Waldemar IV, der Wiederhersteller des dänischen Reiches, löste nach Gerhards Tode, noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts, von den holsteinischen Grafen die friesischen Harden ein; und als dessen Tochter Margarathe, welche Heimreich die *Semiramis Danica* nennt, die Nachkommen des grossen Gerhard mit dem Herzogthum Schleswig belehnte, wurde unter Anderm die westliche Hälfte der Insel Föhr der Krone Dänemark vorbehalten. Dieser Theil der Insel aber hatte ehemals dem erwähnten Geschlecht der Lembecke zugehört und war von demselben an die Königin Margarethe verhandelt worden. Margarethe nun verpfändete Westerlandföhr an den Bischof von Ripen für vierzigtausend Thaler, und das Pfand blieb uneingelöst. Endlich, als der Krieg um Schleswig im Jahre 1435 beendigt und das Herzogthum dem Herzog Adolf zugesprochen ward, behielt der damalige König für sich das westliche Föhr.

Diese Ereignisse bilden die historische Grundlage der Grenzlinie, welche auf der beigegebenen Karte die Insel ungefähr von Norden nach Süden durchschneidet, während die physische Theilung, die in Marsch und Geest, von Osten nach Westen streicht. Jene politische Grenze ging noch vor Kurzem mitten durch das Dorf Nieblum, so dass die Bewohner der breiten Strasse auf der einen Seite dänischem, auf der andern schleswigschem Rechten unterthan waren. Jedoch herrschte auf der ganzen Insel die deutsche Sprache im Gerichte, der Kirche und Schule, obgleich der westliche Theil auch in Kirchensachen zu Ripen, und damit, weil dieses ein jütisches Enclave im Herzogthum Schleswig war, zu Jütland gehörte. Wenn auch die Verschiedenheit des Rechtes und der Verwaltung den Bewohnern der

Insel das Bewustsein der Zusammengehörigkeit nicht geschwächt, das Band der gleichen Sitten und Anschauungen nicht zerrissen hatte, so war sie doch zum mindesten eine Unbequemlichkeit auf einem so kleinen, vom Meere umgebenen Gebiete. Die dänische Regierung beschloss in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um die Verwaltung und Gerichtspflege zu vereinfachen, Westerlandföhr mit Amrum unter die deutsche Kanzlei des Herzogthums Schleswig zu verlegen. Aber der Beschluss kam nicht zur Ausführung. Denn die Bewohner von Amrum und Westerlandföhr, eine grössere Steuerlast fürchtend, wandten sich durch ihre Repräsentanten an den König mit der Bitte, „pro „futuro und zu ewigen Zeiten unter der dänischen „Jurisdiction zu verbleiben und fernerhin nach den „sanften und weltgepriesenen dänischen Gesetzen und „Verordnungen gerichtet zu werden.“ Eine Einführung neuer, unbekannter Gesetze müsse Confusion erzeugen; auch bliebe alsdann „ihr allergnädigster König nicht mehr ihr Erbkönig, sondern ihr Herzog.“

Freilich haben die neuesten Ereignisse die Grenze hinweggeräumt und eine einheitliche Verwaltuug der Insel zur Folge gehabt, wie das selbstverständlich ist. Doch aber hat sich heute noch bei den Bewohnern Westerlandsföhrs eine sehr merkbare Anhänglichkeit an die alten freien Institutionen erhalten, wie denn auch trotz des ehemaligen engeren Verhältnisses dieser einen Inselhälfte zum Königreich Dänemark auf eben derselben von der altfriesischen Sitte und Eigenthümlichkeit mehr übrig geblieben ist, als auf der andern, dem Verkehr mit der grossen Welt mehr ausgesetzten und unter schleswigscher Verwaltung mehr controlirten und regierten. Auch Clement rühmt von Westerlandföhr,

dass man dort noch ziemlich nach alter Väter Art und Weise lebt, und dass ein tüchtiger friesischer Kern im Volke geblieben ist. Weit merkbarer, als die durch Kauf und Tractate von Norden nach Süden gezogene Grenzlinie und die dadurch begründete Verschiedenheit in Justiz und Verwaltung, sind die Unterschiede zweier friesischer Districte, die sich, obgleich auf den Raum von anderthalb Quadratmeilen beschränkt, in mehr als zwei Jahrhunderten nicht haben verwischen können. Mit einem andern Dialekt, anderer Tracht und zum Theil andern Sitten sind die Bewohner des alten Nordstrands und der Halligen herübergekommen, haben sich besonders, wie oben erzählt, in Wyk, aber auch hier und da auf den Dörfern angesiedelt, und noch heute unterscheidet sich die föhringer Tracht und Sprache von der sogenannten friesischen. Wessen Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten auf Föhr gewohnt haben, der betrachtet sich als einen Föhringer im Unterschiede von den vor Jahrhunderten über das schmale Wasser geflüchteten Nachbarn, welche Friesen heissen. Aber das ist natürlich; denn Sprache wie Sitten und Gewohnheiten des Lebens machen den innern Menschen aus, während der politische Mechanismus in Vergleich damit etwas Aeusserliches bleibt, so sehr ihm auch jetzt überall dieselbe übertriebene Wichtigkeit gegeben wird, wie einst dem Cultus und dessen Gestaltung.

Die soeben erwähnten Trachten sind die der Mädchen und Frauen auf Föhr; die Tracht der Männer hat nichts Eigenthümliches. Das Auffallendste in der auf dem Lande herrschenden Tracht ist ein schwarzes, so um den Kopf geschlungenes Tuch, dass vom Gesichte fast nur die Augen sichtbar bleiben. Malerischer wissen die von jenseits des Wasser Gekommenen das dunkle,

mit einer feinen Blumenborde verzierte Tuch gleich einem Turban um den Kopf zu winden. Nach oben zu lassen die Mädchen die Haarflechten sichtbar, während diese bei den Frauen durch ein Stück rothen Zeuges verdeckt sind. Ein ähnliches Tuch wird so um den Hals gelegt, dass es, oben weit abstehend, diesen sichtbar lässt. Ein knapp anschliessendes, dunkelfarbiges Mieder trägt man auf beiden Hälften der Insel wie auf den Halligen, und schmückt dasselbe an der Brust und den Aermeln mit grossen silbernen Knöpfen aus feiner Filigranarbeit; zu der friesischen Sonntagstracht gehören als Schnüre verwandte, quer über die Brust gehende goldene oder silberne Ketten von derselben Filigranarbeit, an denen alte, blank geputzte Münzen und Schaustücke hängen. Der lange faltige Rock ist von dunkelblauem Tuch, unten herum mit einem hellseidenen Bande garnirt; eine breite und lange Schürze von dunkler Seide oder Wolle oder von feiner, weisser Leinewand wird hinten durch eine goldene oder silberne Spange zusammengehalten. Letztere wird jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten, die einen kirchlichen Charakter haben, als Hochzeiten und Taufen, angelegt, während die von dunklem Stoff als gewöhnlicher Sonntagsstaat oder bei Tänzen getragen wird. Somit herrscht in der Tracht die dunkle Farbe vor, nur durch die bunte Garnitur des Kopf- und Halstuches, wie durch den Silberschmuck unterbrochen. Da nun die Frauen und Mädchen, wie das zum Nachtheil der Gesundheit gebräuchlich ist, bei der Arbeit oder dem Aufenthalt im Freien auch noch das Gesicht durch ein schwarzes Tuch verbinden, so dass nur die Augen frei bleiben, so ist es erklärlich, dass unser Reisender Kohl vor den schwarzen Gestalten erschrecken konnte. Er leitet

das Vorherrschen der dunklen Kleidung daraus her, dass die Schifffahrt fort und fort in fast jeder Familie Opfer fordert, so dass aus dem Traueranzug nach und nach diese Nationaltracht mit bunter Verbrämung geworden ist. Wenn er aber ferner als gewiss berichtet, dass die Frauen der zur See abwesenden Männer alle bunten Abzeichen, auch die silbernen, ablegen, bis ihre Ehegatten zurückgekehrt sind, so trifft das heute wenigstens nicht mehr zu. Vortheilhaft gehoben werden durch die geschilderte Tracht die schlanken Gestalten der Föhringer Frauen und Mädchen; mehr noch überraschen die durchgehends feinen Formen des Gesichtes, der schöne Teint und das lebhaft intelligente Auge, Eigenschaften, die auf Föhr und den Halligen das weibliche Geschlecht vor den übrigen Friesinnen auszeichnen.

Weil der Charakteristik der Nordfriesen ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, kann hier nur beiläufig Einiges von den Bewohnern unserer Insel erwähnt werden. Dankwerth skizzirt sie folgendermassen: „Die „Insel Föhr oder Föhrd ist ihrer Grösse nach eine „hübsche Insel, wird aber auch bewohnt von rauhen „Leuten, wiewohl sie ein wenig mehr als die Sylter „poliret seyn; halten sonst noch über ihren altfriesischen „Habit zusammt deroselben Sprachen steiff und fest, „wiewohl viele davon auch ihr Niedersächsisch zu reden „wissen.“ Wie ihren alten Habit, so haben sie auch ihre alte, einfache und mässige Lebensweise bewahrt. Ausschreitungen in Speisen, oder wie bei den Festlandsfriesen in Getränken, oder im Luxus der Einrichtung und Kleidung sind auf der Insel unerhört; der Reiche geniesst sein „tägliches Brod“ wie sein unbegüterter Nachbar nach Gewohnheit der Urväter, und auch bei

aussergewöhnlichen Gelegenheiten wird das althergebrachte Maass innegehalten. Dicht an einander gedrängt sitzen sie an den Wänden herum bei Hochzeiten und Kindtaufen, die nicht wie anderswo bei Landbewohnern als grossartige Gastereien gefeiert werden. Kaffee und Kuchen, Wein und Kuchen, Thee und Brod und zuletzt Punsch wird in kaum unterbrochener, unverrückbarer Reihenfolge auf den Tisch gesetzt. Zum Tanz bei solchen Gelegenheiten gebricht es an Platz, da die grossen Tennen fehlen, aber Rundgesang wechselt mit der Unterhaltung; dieser nach einer alten Handschrift in früheren Zeiten so gewaltig, dass die Prediger vor dem argen Singen der Föhringer Frauen und Mädchen die Flucht ergreifen mussten, Die Gleichförmigkeit des Lebens wird durch Volksfeste nicht unterbrochen, es sei denn, dass man in Nieblum das alljährliche sogenannte „Stellengreifen“ dazu rechnen will, ein kirchlich-weltliches Fest, wobei die Verlosung der Kirchenplätze mit Tanzbelustigung endet; oder die dann und wann abgehaltenen Auctionen über Strandgüter oder sonstige Effecten, bei denen sich was käuft und nicht käuft zusammendrängt, als sei es ein Jahrmarkt. Noch ist nicht auf den Dörfern Föhrs wie in Wyk das Wirthshaus der Ort, wo grosse und kleine Politik getrieben wird. Dagegen wird in jedem Dorf auf gemeinschaftliche Kosten ein geheiztes und beleuchtetes Zimmer gemiethet, wo man in der Dämmerung der Winterabende zusammentrifft, um einige Stunden bei der Pfeife sich der Unterhaltung zu widmen, die Zeitung vorliest, zur Dorfeschronik Beiträge liefert, oder über Seeabenteuer Bericht erstattet. Vielleicht eifriger als sonst im nördlichen Deutschland wird jedoch der Tanz gepflegt, und zwar seit uralter Zeit. Heimreich erzählt: „Auf ihren

„Festtagen haben sie nach geendigtem Götzendienst „getanzt und gesprungen und haben damit ihren Abgott „Kom geehret, der ein Gott des Frasses und der Nacht- „tänze gewesen.“ Ja, nicht lange vor Heimreich's Zeit wussten alte Leute zu sagen, „dass viel mannbare „Jungfrauen ehemals auf Westerlandföhr vor den Kirch- „hofpforten das neue Jahr eingetanzet und auch auf „Nachmittag nach geendigtem Gottesdienst wiederum „beim Kirchhof getanzet haben.“ Nach der Reformation ist dann diese griechische Art des Cultus, der auch der Psalmist David anhing, zu einer rein weltlichen Lust- barkeit geworden.

Der Fremde, dem es Interesse gewährt, mit den Landbewohnern der Insel in näheren Verkehr zu treten, wird in ihnen nicht mehr „die rauhen Leute“ unseres Danckwerth finden, vielmehr durch ein freundliches, wenn auch ruhig ernstes Entgegenkommen angenehm überrascht werden, überrascht, weil man so viel an- geborene und erworbene Bildung, verständige Welt- anschauung und besonnene Unterhaltung wohl sonst nirgends bei isolirt lebenden Landbewohnern findet, wie eben hier, und dies gleichmässig bei beidenGeschlechtern. Das*Nil admirari* des Weltweisen — durch nichts ausser Fassung — ist diesen Inselfriesen praktische Philosophie. Kohl, der doch aller Orten mit Unzähligen Gespräche geführt hat, macht durch viele Beispiele auf das Ge wählte in Ausdruck und Redewendung aufmerksam. Dies ist nicht blos eine Folge der angeborenen Be- sonnenheit und Ruhe des Intellektes, sondern auch da- von, dass hier das Hochdeutsche nicht die Muttersprache ist, so gut es auch im Ganzen gesprochen wird. Die Muttersprache ist das Friesische in zwei Dialekten, dem eigentlichen Föhringer und dem sogenannten Friesischen

Dialekt der hier in Folge der Sturmfluthen Eingewanderten. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Schulen die plattdeutsche Unterrichtssprache dem Hochdeutsch weichen musste, ist diese zum Allgemeingut unserer Insulaner geworden und hat ihnen die Literatur zugänglich gemacht, ohne dass das Niederdeutsch oder gar das Friesische ausser Gebrauch gekommen wäre. Wenn auch nicht allgemein, so wird doch auch vielfach noch das Dänische verstanden und gesprochen, besonders im westlichen Theile der Insel, so dass auf diesem kleinen Raum eine Sprachenmenge gefunden wird, wie nicht leicht sonst irgendwo. Oft bemerkt man, wenn auch nicht so sehr in der Aussprache, so doch in Redewendungen und bestimmten Ausdrücken die Einwirkung des Fremden auf das Hochdeutsch. Man warnt: „Es ist nicht gut und nähen beiLicht“; man „schickt Boten und Abboten“, wenn man Nachricht giebt oder eine gebebene widerruft; man verspricht, dass man Etwas thun „soll“; man „darf“ Etwas nicht sehen, wenn man sich davor fürchtet. Begleitet der junge Mann ein Mädchen der Nachbarschaft nach Hause, so „bringt er sie um“; wer die Treppe hinaufsteigt, „geht auf“, wer herunterkommt, „kommt nieder.“ Das sind Danismen oder friesische Wendungen. Dagegen erkennt man den Einfluss der Seefahrt auf die Sprache, wenn der junge Mann beim Nachhausekommen gefragt wird, ob er „Fracht gehabt“, d. h. ob er seine Tänzerin nach Hause gebracht hat. „Junggäste“ heissen alle jungen Leute, denn Gäste sind sie in ihrer Heimath, die sie nach vollendeter Reise immer nur auf kurze Zeit begrüssen. Ebenso ist es die Seefahrt, die den Friesen nicht rechts oder links gehen lässt, denn nicht von der Person und ihrer zufälligen Richtung aus,

sondern nach den unverrückbaren Himmelsgegenden des weiten Horizontes bestimmt und ordnet er die Dinge der Welt. Darum biegen die Strassen nach Osten oder Westen ab; das Fahren und Reiten „nördlich und südlich des Weges“ ist verboten; ja im Hause selbst gruppiren sich die Zimmer nach dem Weltall, wie auf der Landkarte die Länder und Städte; man hat nicht Hinter- und Vorder-, sondern Norder- und Süderstuben. Ich sah dem Durchsägen eines Balkens zu, und die Säge wich ein wenig von der graden Linie ab; da ermahnte der oben Stehende seinen Gehülfen unten: „Meer umme na de Süd!“ lass die Säge mehr südlich gehen. Wie correct und präcise! Rechts oder links hätte hier nichts bedeutet, weil die Arbeiter gegen einander standen.

Jene erwähnten Danismen verdankt das Hochdeutsch der Einwanderung dänischer Feldarbeiter gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Damals nämlich wurde wider Willen der an dem alten Herkommen haltenden Inselbewohner durch die von der Regierung angeordnete Landesvertheilung ein mehr rationeller und Gewinn bringender Landbau möglich gemacht, indem es nun Jedem gestattet war, den ihm zugefallenen Theil an Marsch- und Geestland nach Gutdünken zu bewirthschaften. Bis dahin hatten die Ansässigen statt des Eigenthums nur ein Recht auf einen grösseren oder geringeren Theil der Dorfländereien gehabt, und nach einer alten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Ordnung war durch die Vorsteher des Dorfes bestimmt worden, an welchem Tage das Vieh und wie viel desselben auf die Weide getrieben, wann das Mähen beginnen, wann das Heu geborgen, wann die Gerste gesäet, welches Land jährlich und auf welche Weise benutzt, in was für Zwischenräumen es bedüngt, welches

dagegen immer unbearbeitet liegen und endlich welches nur eine gewisse Zeit bebaut werden sollte, um dann wieder brach zu liegen. Bei einer solchen Bewirthschaftung brachte die Insel nur den sechsten Theil des für sie nöthigen Bedarfes an Korn hervor; die Landwirthschaft war eine Nebensache, meist von den Frauen besorgt, während die Männer auf der See waren. Da nun jene Austheilung des Landes und die frei gegebene Bearbeitung des Bodens mehr Hände erforderte, als vorhanden waren, kamen jene Fremden in's Land, liessen sich daselbst nieder, heiratheten die Wittwen, die vordem keine zweite Ehe eingingen, und übten auf die alte Sitte und Lebensart einigen, und zwar nicht immer vortheilhaften, Einfluss aus. So bedeutend aber hob sich der Landbau, dass die Insel noch in demselben Jahrhundert Roggen, Gerste und Schlachtvieh ausführen konnte. Dennoch ist das Hauptgewerbe die Schifffahrt geblieben, über deren Art und Umfang in dem erwähnten Abschnitt das Nähere gesagt werden soll. Dieselbe giebt Volk und Land den bestimmten Charakter; sie ist der eigentlich nationale und nach den herrschenden Begriffen der ehrenvollere Erwerb. Der strebenden Jugend ist das Meer bestimmt; die von ihren Irrfahrten ausruhenden Schiffer pflegen wohl mit dem Landbau ihre Tage zu beschliessen.

Noch eines Erwerbszweiges der Insel muss hier Erwähnung geschehen, nicht so sehr weil er von Bedeutung für den Wohlstand, als weil er für sämmtliche Fremden von Interesse ist. Auf der Karte von Föhr sind nahe dem nördlichen Theil des Deiches drei Vogelkojen verzeichnet, eine vierte liegt mehr in der Mitte der Insel und eine fünfte findet sich in der Nähe der Burg. In jeder dieser aus Holland stammenden Vor-

richtungen zum Vogelfang müssen jährlich bis zu zwanzigtausend wohlschmeckender Zugvögel ihr Leben lassen, um danach, in Tonnen verpackt, ihre Reise in verschiedene Weltgegenden fortzusetzen. Unter den hierselbst gefangenen unterscheidet man fünf Arten, die sämmtlich zur Familie der Enten gehören. Ein Graben und Wall umzieht eine Anpflanzung niedriger Bäume und Gesträuche, in deren Mitte sich ein Teich mit süssem Wasser befindet, gleichfalls mit einem Walle eingefasst. Von diesem Teiche laufen sternartig nach allen Himmelsgegenden etwas gekrümmte Kanäle aus, die von ihrer Oeffnung am Teiche bis zu ihrem Ende hin schmäler und schmäler werden. Längs der einen Seite sind aus Holz und Schilf verfertigte Coulissen so aufgestellt, dass der dahinter Tretende je nach seiner Absicht von den Thieren auf Teich und Gräben gesehen werden, oder vor ihnen verborgen bleiben kann. Alle Kanäle aber sind mit Netzen überspannt.

Die Zeit der Jagd beginnt gegen Ende des August und dauert bis sich über den Teich eine Eisdecke legt; aber das ganze Jahr hindurch pflegt der Vogelfänger, der sogenannte Kojenmann, gezähmte Enten, die ihm folgen, wenn er Futter streut, und die jede diesen Thieren instinktartig innewohnende Furcht vor der menschlihen Gestalt vergessen haben. Andere ebenso gezähmte sind jedoch entlassen und mit den wilden im Herbst fortgezogen. Sie kennen im nächsten Jahr den Ort wieder, wo sie für gutes Futter ihre Menschenfurcht geopfert haben; such finden sie die daheim gebliebenen auf dem Teiche schwimmend. So zieht eine kleine Anzahl zahmer immer eine grosse Menge wilder an den gefährlichen Ort. Wenn sich ein Schwarm auf den Teich herabgelassen hat, begiebt sich der Kojen-

mann an das Ende eines Kanals, in den vom Teiche her der gerade herrschende Wind hineinweht, sodass die wilden Enten ihn weder sehen noch wittern können, und überdies trägt er noch ein rauchendes Kohlenbecken. Die gezähmten Thiere schwimmen zum ausgestreuten Futter, wie sie es gewohnt sind, und locken arglos ihre Blutsverwandten mit sich fort. Den also in den Kanal gelangten tritt plötzlich nach der Seite des Teiches aus einer der Coulissen der Feind in menschlicher Gesalt entgegen; am Auffliegen hindert sie das oben aufgespannte Netz; sie könnten ruhig und den unbewaffneten Feind verachtend in den Teich zurückschwimmen, wie die gezähmten thun; aber von Angst ergriffen, eilen sie in wilder Flucht tiefer in den sich verengenden Raum, bis sie an dessen Ende gefangen genommmen und schnell getödtet werden.

Die auf diese Art eingerichteten Kojen sind während der Zeit des Fanges dem Besuche nicht geöffnet, weil bei einem solchen die Jagd unmöglich wäre. Aber auch vor dieser Zeit giebt die Besichtigung ein deutliches Bild des sinnreichen Verfahrens. — Was die Insel selbst dem Fremden Interessantes bietet, ist hiermit aufgezählt; der Besuch der Halligen ist schon auf der Herreise vorgeschlagen; eine Ausflucht nach den übrigen Inseln soll der folgende Abschnitt anempfehlen.

III.

Eine Ausflucht nach den Inseln Amrum und Sylt.

Grösse, Form und Beschaffenheit der beiden Inseln. Die Südspitze Amrums. Die Entstehung der Dünen und ihre Wanderung. Die Halbinsel List mit dem Königshafen. Die Halbinsel Hörnum. Altes und neues Strandrecht. Die Strandungen.

Den Besuch der Inseln Amrum und Sylt wird der Badegast, dem es ausser um Erholung und Gesundheit um eine Kenntniss der eigenthümlichen nordfriesischen Inselgruppe zu thun ist, um so weniger versäumen, als zwischen Föhr und Sylt eine regelmässige Verbindung durch Dampfschiffe besteht, Amrum aber durch Segelböte leicht zu erreichen ist, weil der Ebbestrom dahin trägt und der Fluthstrom zurück. Ab und zu macht auch ein Dampfschiff eine Nachmittagsfahrt dahin, wobei dann freilich die Zeit etwas knapp zugemessen ist. Endlich lässt sich die Reise nach Amrum von dem westlichen Föhr aus auch zu Wagen machen, und zwar an einem Tage, wenn der niedrigste Wasserstand auf den Morgen, also auch nach gut zwölf Stunden auf den Abend fällt. Denn die Wasserstrasse zwischen Föhr und Amrum läuft mit dem Ebbestrom leer, so dass beide Inseln alsdann nur eine ausmachen, und bis zur wiederkehrenden Fluth hinreichend Zeit ist, über den theilweise trocken gelegten Meeresgrund zu fahren. Vertraut man sich einem Wegekundigen,

so ist dieser interessante Weg ohne Gefahr; denn deutlich sichtbar ist das jenseitige Ufer, und die Richtung ist durch Reiser abgesteckt; es ist dies der Weg, auf dem die Post durch Boten ihre Briefe befördert, und dem Einen oder Andern wird man immer auf den einsamen Wattenpfad begegnen. Nur wenn sich hier im Winter Eisschollen gelagert und über einander geschoben haben, die man umgehen muss — die Wegweiser sind dann fortgerissen —; oder wenn Schneegestöber die Fernsicht verdeckt, oder plötzlich einfallender Nebel die Küste verschleiert, dann ist durch den Kompass vielleicht Rettung möglich, ohne ihn aber keine. Der Unglückliche ist wie Einer, dem man die Augen verbunden und zehnmal schnell herumgedreht hat; die Brandung draussen wird hörbar und raubt ihm den letzten Rest der Besonnenheit; plötzlich steht er mitten im Wasser, das von zwei Seiten kommt, und indem er eine trockene Stelle sucht, kriecht ihm die See am Körper hinauf; er weiss nicht, kommt er auf tiefern Grund, oder steigt das Wasser. Das Ende des Suchens und Irrens ist ein Ort, der nur einige Zoll höher liegt, als der eben verlassen ward; hier muss der Verschlagne ruhig Stand halten, das Meer steigen lassen, sich auf die Zehen heben, wie jener Bote seinen Kasten unter die Füsse stellen, und doch den Wellen Stand halten, dass sie ihn nicht fortreissen, bis die Wasserfläche wieder abwärts sinkt, vom Munde bis an's Kinn herab; und er ist gerettet, wenn er nicht erfroren ist. So standen vor mehreren Jahren drei Reiter in einer nebligen Februarnacht und zogen die Köpfe ihrer Pferde aufwärts, bis der zögernde Morgen graute. Da sahen zwei, dass der dritte verschwunden war.

Die Beschaffenheit der Inseln ist die gleiche, nur dass auf Sylt die Formationen grossartiger und mannigfaltiger sind. Der Kern beider Inseln ist wenig fruchtbares, gehobnes Land, an das sich ostwärts Striche tiefern Marschlandes angelegt haben, die aber nirgends durch Deiche geschützt sind. Während die Längenausdehuung Amrums nicht ganz anderhalb Meilen beträgt, bei einer Breite von höchstens einer halben, ersteckt sich Sylt etwa fünf Meilen von Süden nach Norden. Die Mitte dehnt sich schmal fast zwei Meilen lang gegen Osten in das Wattenmeer, wo sie in einem hohen Ufer, dem Morsumkliff, endet. Nach Norden läuft die Insel aus in das schmale Dünenland List, nach Süden erstreckt sich die noch schmälere Dünenhalbinsel Hörnum weit in's Meer. So bildet das Ganze drei langgestreckte Glieder ohne einen Leib.

Jener von Westen nach Osten streichende Theil der Insel ist der hauptsächlichste. Hier liegen fast alle Dörfer zusammen, von welchen Keitum das grösste und hübscheste ist, das auch Baumwuchs hat. Hier wird auf erhöhtem Geestland Ackerbau getrieben, während niedrige Marschwiesen dem Vieh Grasung geben. Wichtiger als Ackerbau und Viehzucht ist für die Bewohner Sylts und Amrums die Schifffahrt, jetzt im Dienste fremder Kauffarteischiffe, früher die Walfisch und Robbenjagd. „Ihrer Viele, sagt Dankwerth, ernähren sich mit „dem Walfischfange, denn sie fahren jährlich hinüber „hinter Eislandt und Norwegen an Grönland und Spitz„bergen auf sothanen Walfischfang, welche sonst un„saubere Handtierung ihnen gut Geld in den Beutel „trägt.“ Dazu kam damals schon der Austernfang, den die Bewohner Amrums und Sylts noch jetzt betreiben, freilich ohne sonderlichen Vortheil für sich selbst, im

Dienste einer Gesellschaft, die von der Regierung alle an den Wattströmen der nordriesischen Inseln liegenden Austerbänke gepachtet hat. Viel hundert tausende dieser nahrhaften Leckerbissen, die man in Deutschland holsteinische, in Kopenhagen sogar Flensburger Austern nennt, werden auf den Fischerböten in Tonnen gepackt und zur Versendung von Transportschiffen in Empfang genommen.

Danckwerth berichtet seiner Zeit von diesen Insulanern: „Sie gebrauchen sich noch ihrer altfriesischen „Sprache, haben auch noch ihren besondern alten Habit „oder Tracht an Kleidung; insonderheit tragen die „Weiber kurze Röcke, so nicht viel über die Knie her„unter reichen, wie vormahls die spartanischen Weiber „auch getragen haben, denen sie an Muth und Hertze „sich auch vergleichen. Die Einwohner seynd etwas „ungeschliffen, weil sie von andern Leuten abgesondert „leben und wenig zu Lande, viel aber zu Wasser hand„tieren, und werden von einem Landvogt regieret.“ Die Sylterinnen standen damals noch so sehr im Rufe der Originilatät, dass bei einem Aufenthalt des dänischen Königs Christian V. in der Nähe Tonderns einige in das Hoflager desselben entboten wurden, um sich mit ihrem Anzug, Tänzen und nationalen Sitten dort zu präsentiren. Inzwischen hat sich Tracht und Alles so weit geändert, dass der Fremde nicht erwarten darf, in den Syltern, ihren Frauen und Mädchen ganz aussergewöhnliche Menschenexemplare zu finden. Die phantastische Tracht ist verschwunden, nur ein weisses, um den Kopf gehängtes Tuch macht die Frauen und Mädchen als Sylterinnen kenntlich. Die ehemalige „Ungeschliffenheit“, welche Dankwerth den Insulanern nachrühmt, hat sich zu jener ernsten Besonnenheit ge-

läutert, die ich bereits als ein Merkmal der benachbarten Föhringer hervorgehoben habe. Der Reisende Kohl stellt den Syltern das Zeugniss aus, dass sie die altfriesischen Tugenden noch am reinsten bewahrt haben. Jedoch umschliesst nicht etwa eine rauhe Schale den guten Kern; vielmehr rühmt derselbe Reisende an allen nordfriesischen Insulanern „einen Anstrich von edlem gentelmanly.“

Seit etwa fünfzehn Jahren zieht das Seebad, bei dem Dorfe Westerland in der Mitte der langestreckten Westküste angelegt, die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Ueber das Verhältniss, in welchem dasselbe seiner Naturbeschaffenheit nach zu dem Seebade auf Föhr steht, habe ich bei der Beschreibung des letztern bereits einige Andeutungen gemacht, die an Ort und Stelle oder durch Specialschriften leicht zu ergänzen sind. Auf dem schönen, meilenlangen Strande, an den sich die See heraufwälzt, stehen die Dünen, meist schroff abgeschnitten, in wechselnder Breite, und zwar bei Westerland in der geringsten, weshalb eben hier der schwächste Theil dieser natürlichen Schutzmauer ist. Auf und vor derselben ist alle Ansiedlung unmöglich, nicht einmal ein Boot duldet die Brandung. Das Dorf Westerland lag ehedem als Eidum vor den jetzigen Dünen; als es vor mehr als vierhundert Jahren mit seinen Ländereien weggeschwemmt ward, siedelten sich die geretteten Bewohner hinter den Dünen an, oder vielmehr so hoch, dass sich dieselben zwischen sie und das Meer legten. Etwas weiter nördlich wohnen in Wendingstedt die Nachkommen der Bewohner des alten berühmten Friesenhafens gleiches Namens, der mit seinem sichern Meerbusen bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Da das neue Wendingstedt

bei höherer Lage als Westerland einen Blick auf's Meer gestattet, rüstet man sich auch hier, Fremde in grösserer Zahl herbeizuziehen.

Bei einem kürzeren Besuch einer dieser Inseln nehmen die Dünen das Interesse zumeist in Anspruch. In einer Stunde erreicht von Wyk aus das Dampfschiff das südliche Ende der Amrumer Dünenkette, die, bei heiterm Wetter vom Wyker Badeplatz aus gesehen, einem zackigen Gebirgszuge gleicht, den man unwillkürlich in eine weitere Ferne rückt und ihm grössere Verhältnisse beilegt, als diese Hügelreihen in Wirklichkeit haben. Bei der Annäherung schwindet auch sogleich der Schein der Höhe; hält man sich jedoch eine Zeit lang innerhalb dieser Hügel auf, so geht es Einem, wie bei jenen Panoramen, die, ohne Glas gesehen, an dem Zuschauer vorübergezogen werden. Durch langes Hinsehen verliert man das Bewusstsein vom Unterschied der Grössenverhältnisse zwischen der Copie und dem Original und sieht bei sonst guter Zeichnung Alles bald eben so gross, als man es in Wirklichkeit zu sehen gewohnt ist. Da nun die Umrisse dieser Dünenketten die eines Gebirgszuges mit Längen- und Querthälern sind, glaubt man sich bald in die Mitte eines solchen versetzt. In dem weissen Sande haben einzeln stehende Dünenhalme, vom Wind um ihre Axe gedreht, mit der herabgebogenen Spitze vollkommne Kreise beschrieben; anderswo wächst dies wilde Korn mehr gegrängt aus dem dürren Erdreich hervor und überzieht dasselbe stellenweise gelblich grün. Das ist aber auch Alles, was auf diesem südlichen Vorgebirge der Insel an Pflanzenleben die Einförmigkeit unterbricht. Hätte die asketische Mystik im Norden Wurzel fassen können, so hätten dem Welt entsagenden Einsiedler die Amrumer

und Sylter Dünen eine ebenso passende Localität geboten, als die ägyptischen und syrischen Wüsten. Denn hier sind keine Objecte, die den zu tödtenden Willen reizen könnten, hier erinnert keine schöne Form des Lebens an die verlassene Welt, kein verlockender Ton aus Bäumen und Büschen dringt hier an's Ohr, wo Nichts gehört wird, als das Geschrei einer Möwe oder die Brandung jenseits der Hügel. So bildet die totalste Einsamkeit und Weltverlassenheit den Charakter dieses Miniaturgebirges, welchen dasselbe auch dann bewahrt, wenn sich, wie das früher oft geschah, die Gesellschaft im Dünenhafer des saubern Sandbodens um die mitgebrachten Vorräthe lagerte; ja, die heitere Scene hob in seltsamem Contrast die Unwirthbarkeit der Gegend nur noch mehr hervor. Jetzt warnt uns die Inschrift einer Tafel vor dem Eindringen in das Sandgebirge, das kein Fusstritt schwächen darf. Gefährlicher sind freilich die Schafe, denen gleichfalls das Niedertreten des Sandes untersagt ist, die aber im Dünnenhafer ihr Futter suchen nach wie vor dem Verbot.

Im Ganzen denselben, aber einen grossartigeren Eindruck gewähren die Dünnenbildungen Sylts, die sich ohne Unterbrechung auf der langen Westseite der Insel gelagert haben oder vielmehr lagern. Das durch Stürme in Bewegung gesetzte Meer reisst von den Watten Sandmassen los und führt sie mit an den Strand hinauf, wo Korn auf Korn niederfällt und von dem bei der Ebbe ruhiger zurückweichenden Gewässer nicht wieder mit hinweggenommen wird. Ist diese aber eingetreten, so hat die Sonne Zeit, den schweren, feuchten Sand zu trocknen, welchen dann der westliche Wind erfasst und landeinwärts treibt. Auf einer ebenen Fläche würde er ihn in fortschreitender Wellenbewegung

rastlos mit sich fortführen; aber der feste Untergrund stellt durch Vertiefungen und Erhöhungen, durch Steine und Pflanzen dem ostwärts jagenden Sandfluge Hindernisse entgegen und zwingt ihn, an vielen Stellen Halt zu machen. Im Kleinen kann man die erste Entstehung der Dünen sehr gut in einem Schneegestöber beobachten, wenn bei schneidendem Ostwind die Flocken leicht und klein gebildet sind; man findet dann oft auf weiten Ebenen statt einer gleichförmigen Schneefläche Hügel an Hügel. Es sammelt sich der Sand an den Pflanzen, die dort in dürrem Erdreich wachsen, legt sich um sie herum, bedeckt sie ganz. Also dem Licht und der Luft entzogen, ersticken sie nicht; im Gegentheil, dieser dürre Meeressand ist ihr Element; je mehr er sich anhäuft, desto kräftiger gedeihen sie, strecken ihre langen, zähen Wurzeln nach allen Seiten hindurch und treiben Schösslinge hervor, um die zum Leben erforderliche Verbindung mit der feuchten Atmosphäre zu unterhalten; die Schösslinge treiben Blüthen, streuen ihre Samen umher, und so wächst mit diesen Pflanzen der kleine Hügel in die Breite und Höhe, bis zu hundert Fuss und darüber. Hart neben ihm oder in einiger Entfernung sind auf dem langen, von Süden nach Norden streichenden Strand überall dieselben Bedingungen vorhanden; darum lagert sich Hügel an Hügel, sie wachsen zusammen zu einer geschlossenen Kette von Sandbergen. Das Meer, ungewöhich erhoben, unterwühlt das breitere Fundament, Sandmassen stürzen herab, der Wall wird abschüssig gegen das Meer. Wo die Verbindung nur niedrig und schwach war, entstehen Unterbrechungen, durch welche hindurch der Sturm um so stärker saust. Er wiederholt landeinwärts dasselbe Spiel, reisst an den Oberflächen der östlichen Abdachung, hebt die am

Fuss derselben gelagerten oder durch das Meer umgerissenen Sandmassen in die Höhe und baut eine zweite Düne hinter der ersten, eine dritte hinter der zweiten. In diesen Zwischenräumen oder Thälern verändern zu Zeiten Stürme verschiedener Richtung die ursprünglichen Bildungen zu neuen Formen; jedoch wird auch in der verhältnissmässigen Ruhe, die hier herrscht, das trostlose Einerlei durch Gebilde des Lebens stellenweise sogar malerisch unterbrochen. Dies besonders auf der nördlichen Halbinsel List, wo die Dünenlandschaft breiter ist, und sich die Höhenzüge zu mannigfaltigen Richtungen lagern konnten. An den wenig geneigten Innenflächen sind die Höhen mit dem erwähnten Dünenhalm bewachsen, welcher Name verschiedene Aehren tragende Pflanzen umfasst, die mit ihren bis zu fünfzehn Fuss langen Wurzeln dem beweglichen Hügel als inwendiges Gerüste dienen und seine Zerstörung, wenn nicht hindern, so doch verzögern; wo der Sturm weggerissen hat, flattern die langen Wurzelfasern umher. Kahle Höhen unterbrechen die grünlich gelbe Vegetation; wo aber die Ruhe andauernd war und der Sand Feuchtigkeit heraufziehen konnte, hat sich eine Decke feinen Grases, mit Moosarten wechselnd, über den Sand gebreitet. Im Grunde der Thäler und an den Abhängen hinauf Strecken blühender Haidekräuter, Dünendisteln und Dünenrosen; dann wieder kleine Teiche, auch wohl etwas Sumpfland mit Schilf und Gras. Zu Zeiten ziehen vereinzelt Seeschwalben oder Möwen über diese Thäler hin; dann wieder, im Frühling zur Brütezeit, machen Scharen von Bergenten und wilden Gänsen die Einsamkeit lebendig, denen man im Sande hölzerne Nester baut,

um von den Eiern einen jährlichen Tribut zu entnehmen.

Ein grosser Theil der Dünenvegetation Sylts und Amrums ist künstliche Anpflanzung. Man kommt der Natur zu Hülfe, indem man das lockere Gebirge bindet, besonders da, wo seine Breitenausdehnung nur geringe ist, wie in der Mitte Sylts bei Westerland, wo hohe Fluthen die Sandberge angreifen, zuweilen so stark, dass über hundert Fuss hinweggerissen werden, wie im Jahre 1825 geschehen ist. Vor vierzig Jahren waren an der innern Seite des nördlichen Theiles der Insel Amrum einige Strecken fruchtbaren Marschlandes durch davor gelagerte westliche Dünen geschützt; jetzt ist von diesen nur noch ein etwa fünf Fuss hoher Wall übrig geblieben, den die erste aussergewöhnliche Sturmfluth fortschwemmen und so die Insel in zwei ungleich grosse Stücke zerreissen wird. Die Dünen haben auf diesen nördlichen Inseln die oben betrachtete Bedeutung der Deiche auf den südlichen, nicht bloss für das unmittelbar dahinter liegende Land, sondern auch für die entferntern Festlandsmarschen.

Aber einen „goldnen Saum“ wie jene darf man sie nicht nennen. Ungemein treffend sagt Kohl: „Die Dünen sind wie böse Hofhunde, eine Wohlthat und zugleich ein Gegenstand des Schreckens.“ Denn wie man den Hund an die Kette legt, so muss man auch die Dünen fesseln, sonst greifen sie an und überfallen, was sie schützen sollen. An ihren kahlen Westseiten wühlt sich der Sturm in den lockern Sand und jagt ihn über die Höhe; er legt sich auf die bewachsene Innenseite zwischen dem Dünenhalm, über die erste Schicht eine zweite und so fort, bis die ganze Düne über sich selbst hinweggewälzt und um die Breite ihres

Fundamentes ostwärts fortgerückt ist. Die in ruhigem Sonnenschein feste Begränzung der ganzen Landschaft geräth durch einen Sturm in Bewegung; alle Umrisse sind verwischt; wie mit feinen Schneeflocken ist die sausende Atmosphäre mit Sand erfüllt; das stiebt und stöbert oben und unten, dass man die Augen schliessen und das Gesicht mit den Händen schützen muss. Das ist der „Saanstaf", das Sandgestöber, nach dem Meere der ärgste Feind aller menschlichen Cultur. Legt sich dann der Sturm, so ist das Grün der Aecker und Wiesen unter einer Decke begraben, einer unfruchtbaren, wie der Aschenregen der Vulkane. Nicht durch lange Zwischenräume unterbrochen, sondern Jahr für Jahr gleichmässig vollzieht sich diese Ueberschüttung in stetigem Weiterschreiten. Hinterdrein rückt die Düne, sie nähert sich dem Dorf, der Sand füllt die Strassen, er sperrt den Eingang zu den Wohnungen, er dringt in sie hinein — denn diesen Feind schliesst man nicht ab — durch fest verschlossene Thüren und Fenster, durch das Dach, durch jede unsichtbare Ritze. Er zwingt die Bewohner, ihre Heimath preiszugeben; sie brechen die Wohnstätten ab, sie wandern dem Feind voran gegen Osten. Noch findet man mitten in den Lister Dünen verlassene Häuserreste, Mauerfundamente, Ueberbleibsel zerfallener Gartenmauern. Auf den erwähnten Meyer'schen Karten sind im nördlichen Theil der Halbinsel Hörnum zwei Dörfer, Niebolum und Rantum, verzeichnet; das erstere ist verschwunden, von dem letzteren stecken noch einige bewohnte Hütten ohne Ackerfelder mitten im Sande, aber weiter nach Süden und Osten gerückt. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lagen Kirche und Kirchhof auf einer grünen Fläche; nicht lange darnach zwang das

Sandgestöber zum Umzug. Aber die Düne wandert nach. „Um die festen, widerstandsfähigen Kirchen, sagt Maack in seiner Urgeschichte, entspinnt sich ein „langer, erbitterter Kampf. Durch die Fenster kriecht „das Volk zuweilen noch in das Gotteshaus und lagert „sich drinnen auf Sandhügeln, während der Prediger „auf seiner Kanzel tief unten in einer Sandgrube steht, „bis endlich auch der letzte Eingang versperrt wird.“ Nachdem man sie schon einmal versetzt hatte, verkaufte man zu Anfang dieses Jahrhunderts die Kirche zu Rantum für hundert Thaler, und der Käufer schmückte die Kajüte seines Schiffes mit Kanzel und Altar. Was aber von allen den Ueberresten tief im Sande begraben liegt, es kommt noch ein Mal an's Tageslicht, die Fundamente der Häuser und Kirchen, christliche Grabgewölbe, heidnische Hühnengräber und Opfersteine. Sie sind schon wieder zum Vorschein gekommen, jetzt am Rande des Meeres, während die Menschen, welche auf diesen opferten und in jene ihre Todtenurnen versenkten, zwischen sich und dem Meere die Düne hatten. Sie ist wie eine Nebelwolke über die Monumente hingezogen, denen die Sonne jetzt hinter denselben Hügeln aufgeht, hinter welchen sie einstmals unterging.

Wohin führt der Weg, und wo ist das Ende? Aus dem Meere taucht die Düne hervor und in ein anderes Meer wird sie wieder versinken, nachdem sie über Aecker und Dörfer hinweggeschritten ist. Das Land ist schmal; beeilt man sich nicht, versucht man vergeblich, sie zu binden, so findet sie, die so Vieles begraben, selbst ihr Grab im östlichen Meer. Abermals herausgespült, an der Sonne wieder getrocknet, vom Winde wieder neu belebt, droht sie endlich den Fest-

landsmarschen Verderben. Das liegt sehr fern; aber der Weg ist vorgezeichnet, und diesem Wanderer wird die Zeit nicht lang.

An der Ostseite der Halbinsel List, auf die wir noch einen Blick werfen, um damit die Betrachtung des Dünengebirges zu beschliessen, hat die Wanderung in's Meer schon begonnen. Schiffern, die auf dem ruhigen Gewässer zwischen der Insel und dem Festland Schutz suchen, dienen als Wegweiser zwei kleine Leuchtthürme, aus Eisenplatten zusammengefügt, tief in den Dünensand geschroben. Sie beherrschen die nördliche Küste dieser sehenswerthen Halbinsel. Hier standen in früheren Zeiten mehrere Dörfer; auf den Aeckern baute man Korn, das Vieh graste auf den Weiden. Aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ging fast Alles durch Wasser verloren; Häuser und Menschen, und die übrig gebliebenen Aecker und Wiesen wurden bald darauf fast gänzlich in Sand begraben. So lag diese Halbinsel öde, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige dänische Bewohner der benachbarten Insel Fanö herüberkamen und sich hier ansiedelten. In dem auf diese Weise gebildeten kleinen Dorf, das nun mit der Halbinsel denselben Namen trägt, wohnen jetzt ungefähr fünfzig Menschen, denen das Land List zu eigen gehört. Besteht ihr Territorium auch meist nur aus unfruchtbarem Dünensand, so hat es doch Aecker und Wiesen genug, auch eine romantisch gelegene Vogelkoje, die Colonisten daselbst reichlich zu ernähren. Grünes Wiesenland umfasst in einem schmalen Streifen eine grosse ruhige Meeresbucht, die tief in's Land einschneidet; unmittelbar hinter dem grünen Gürtel erheben sich in den verschiedensten Formen die weissen Dünenhügel; diese selbst erstrecken sich mit

ihren dazwischen liegenden Thälern bis an's Meer im Westen und begrenzen auch theilweise die östliche Bucht. Der also eingefasste Meerbusen gab vormals als berühmter „Königshafen“ der Halbinsel List eine besondere Bedeutung. Denn er war geräumig, sicher und tief genug, die grössten Schiffe aufzunehmen, die durch die Seestrasse im Norden der Insel, die Listerdyb, in ihn gelangten. Noch im siebzehnten Jahrhundert wurden in diesem Hafen Handelsschiffe von zwölf Nationen zur selben Zeit gesehen; ja eine dänische Kriegsflotte von mehr als dreihundert Segeln ankerte dort. Etwas früher, nämlich im Jahre 1644, erfocht König Christian IV. einen glänzenden Sieg über eine daselbst versammelte schwedisch-holländische Flotte. Aber der Sand, der den Aeckern und Wiesen Lists verderblich ward, begrub auch den Ruhm des stolzen Königshafens, so dass grössere Schiffe jetzt ausserhalb desselben vor Anker gehen müssen.

Gleich nach der eben erwähnten Schlacht ereignete sich auf den Lister Dünen ein seltsames Kriegs-Intermezzo, bei welchem die Sylterinnen den ihnen von Danckwerth gespendeten Ruhm entweder begründeten, oder doch verdienten. Nach dem Siege hatte sich König Christian nördlich von der Insel in das tiefere Fahrwasser begeben, um hier die schwedischen und holländischen Schiffe, die nach seiner Annahme zu entwischen versuchen würden, gänzlich zu vernichten. Die Schweden jedoch hatten Anderes im Sinn; sie wollten alle Dörfer der Insel verbrennen, durch den erfolgreichen Widerstand der Bewohner derselben dazu aufgereizt. Eine Abtheilung Soldaten landet bei dem Dorfe List, macht sich Feuer an und bereitet ein Mittagessen. Schon lagern sie in den Dünen um die dampfen-

den Speisen, als mit einem Male rings auf den weissen Höhen ein bewaffnetes Heer sichtbar wird, wie aus dem Sande hervorgewachsen, und in einer Armatur, wie die Schweden dergleichen nie gesehen hatten. Spornstreichs eilen diese von ihren Schüsseln hinweg in die Schiffe, ohne auch nur den Versuch einer Gegenwehr zu machen. Sie hielten die plötzlich hervortauchenden Gewappneten für eine übernatürliche Erscheinung, mit der nie gerathen ist, sich in einen Kampf einzulassen; und auch die spätern Chronisten erzählen, dass „bei hellem, sonnenscheinenden Licht“ ein Gespenst anmarschirt kam gleich einem Kriegsheer von Tausenden. Aber wie immer das Hereinragen der Geisterwelt in's Diesseits von dem kalten, kritisirenden Rationalismus gemustert wird, so ging auch hier neben dem Glauben eine natürliche Erklärung des Wunders her. Der Sonntagsstaat der Sylter Frauen bestand damals aus kurzen rothen Röcken, Strümpfen von derselben Farbe und schwarzen knappen Mänteln mit weisser Verbrämung, dazu aus allerlei metallenem Zierrath und einer hohen dunklen Kopfbedeckung, oben mit einem Kranze umwunden, was alles im Sonnenschein blinkert. Also angethan zogen sie mit ihren Männern und einigen dänischen Soldaten auf die Höhe und verjagten durch ihre blosse Erscheinung die schwedischen Seesoldaten.

Nicht in gleicher Weise ruhmvoll für die Vergangenheit der Friesen ist die nach Süden sich ausdehnende Halbinsel Hörnum, eine ganz öde Dünenkette, einst der Aufenthalt gefürchteter Seeräuber, ein Schauplatz vielhundertjährigen Strandraubes und Mordes, wo die Geister der Erschlagenen in dunklen, stürmischen Nächten umgehen. Wenn die westlichen Stürme die

Schiffe auf diese gefährliche Küste warfen, so lockte von Sylt, Amrum und Föhr die Habgier eine Menge sonst anständiger Leute herbei, die über die an's Ufer gespülten Schätze herfielen. Da der Strand ihnen gehörte, so war auch, was das Meer dort absetzte, ihr Eigenthum, wie ich etwa an mich nehme, was mir ein guter Freund durch's offne Fenster hereinwirft. Dies aber war das natürliche Strandrecht. Bei der Ausübung desselben kam jedoch häufig das natürliche Recht mit dem historischen in Conflict. Auf das letztere konnten sich die armen Schiffbrüchigen, die mit Gütern und Trümmern an's Land geworfen waren, berufen. Unwillkommene Gäste, mussten sie obdachslos und ohne Erquickung zwischen den Dünen umherirren und wurden nicht selten, damit man ihrer Ansprüche ledig würde, erschlagen und in den Sand verscharrt. Als nun die Regierung den Strand als einen herrenlosen für sich in Anspruch nahm, bestellte sie freilich frühe schon besondere Strandvögte, deren Pflicht es war, dem schmachvollen Unfug zu steuern und sich der Schiffbrüchigen anzunehmen; aber durch die dazu erlassene Ordnung wurden anfänglich die willkürlichen Räubereien der Einzelnen nur in ein System gebracht. Darnach, so erzählt Heimreich, ward im Jahre 1444 zwischen dem Herzog und den Vertretern des Landes festgestellt, „dass alles Gut, so meines Herren Strand rühret, davon „soll der Herzog zwei Theile und der es findet den „dritten Theil haben. Wäre es Sache, dass Jemand „in die See ausführe und daselbst einerlei Gut auf„fischte, so solle der Herzog die Hälfte und der es „findet die Hälfte haben.“ Nunmehr stritten und schlugen sich die gesetzmässigen Parteien um den Raub, und die Schiffbrüchigen hatten den Trost, in Form Rechtens

um das Ihre gekommen zu sein. Und doch war das ein Segen für die Unglücklichen; denn da nun der Finder in jedem Fall nur auf einen bestimmten Theil Anspruch hatte, so konnte ihm das spurlose Verschwinden der Schiffbrüchigen wenigstens keinen Vortheil mehr bringen. In milderer Weise wurde dann später von den zwei Drittheilen des Landesfürsten dem Eigenthümer ein Dritttheil seines verlorenen Gutes zugestanden; aber diese gesetzlichen Verfügungen galten als Eingriff in die Freiheit der Strandbewohner und in ihr natürliches Recht, denn

„Frei ist der Fischfang,
Frei ist die Jagd,
Frei ist der Strandgang,
Frei ist die Nacht,
Frei ist die See
Auf der Hörnumer Rhee."

Diesem Naturrecht gegenüber erwiesen sich Gesetze und ihre bestellten Hüter machtlos; ob auch die Strandvögte und Berger gemessenen Befehl erhielten, sich der verschlagenen Seefahrer anzunehmen, so dauerte doch das alte Unwesen fort. Erst als das Gesetzwidrige auch als das Unmenschliche erkannt und gefühlt ward, und wackre Männer ihre Pflicht zur Gewissenssache machten, wurde den Schiffbrüchigen das Ufer minder schrecklich, als Meer und Sandbänke. Ein Haus ward in den Dünen zu ihrer Aufnahme und Verpflegung eingerichtet, und besonders zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kämpften tüchtige Beamte gegen die alte friesische Rohheit. So wie aber die rechten Männer fehlten, diente das sogenannte Rettungshaus Strandräubern zur Herberge. Jetzt scheint die Wiederkehr der Barbarei zu den Unmöglichkeiten zu gehören,

denn das sittliche Bewusstsein ist geläutert, der einzig znverlässige Lebensnerv aller Gesetzgebung.

Von humanem Geiste dictirt ist das aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammende Strandrecht des Königs Christian des Siebenten, das noch in dieser Gegend gültig ist, denn es beruht auf der Voraussetzung, dass der Schiffbrüchige das Recht an sein Eigenthum damit nicht verloren hat, dass es an einen Strand geworfen ist, der ihm nicht gehört. Es schützt den Unglücklichen und sein Hab und Gut durch strenge Verordnungen und harte Strafandrohungen gegen Diejenigen, welche sich direct oder indirect daran vergreifen; es verzichtet consequent auf jeden Vortheil, den in den Jahrhunderten der Barbarei der Landesfürst aus dem Unglück Fremder oder gar Einheimischer gezogen hatte; es garantirt dagegen aber auch Allen, die über Handhabung und Achtung der Gesetze zu wachen haben, den sogenannten Strandvögten, wie Allen, die gerufen oder ungerufen Hülfe leisten, den Bergern, das Recht des Antheils an dem Geretteten als eine Entschädigung für ihre Mühe. Zur Feststellung dieses Antheils verlangt das Gesetz Rücksichtnahme auf Gefahren und Mühen, womit die Rettung des Gutes verbunden war, jedoch so, dass ein Dritttheil des Werthes niemals überschritten werde. Durch neuere Verfügungen sind nun auch die Procente weggefallen, welche Verwaltungs- und Justizbeamten für die Regulirung der oft verwickelten Angelegenheiten zugesichert waren. Somit zielt Alles dahin, den schutzlos an den Strand Geworfenen gegen Willkür und Habsucht sicher zu stellen.

Unsere Zeit ist eine eminent gesetzgeberische, welcher mithin auch die Gefahr nahe liegt, durch scheinbare Verbesserungen im Rechte Rückschritte zu thun.

Hier ist ein solcher Fall, wo eine abstracte Anwendung der Humanität dem zum Unheil ausfallen kann, der durch Gesetze geschützt werden soll. Es sind zu einem allgemein gültigen deutschen Strandrecht, das die verworrenen, bunten Localverfügungen ersetzen soll, Vorschläge gemacht, und einige derselben gehen dahin, die Rechte der Gestrandeten noch besser zu wahren, als dies in dem beispielsweise angeführten Gesetze geschehen ist. Das Recht des Bergenden an dem geborgenen Gut bis zu einem Dritttheil desselben erscheint Manchen als eine Inhumanität gegen den vom Unglück Betroffenen; es soll diese Arbeit wie eine andere nach dem in der Gegend üblichen Tagelohn bestimmt werden. Wenn aber der Eigenthümer nicht zu ermitteln ist, soll nicht, wie jetzt noch, die Hälfte des Strandguts der Staatskasse und die andere dem Finder oder Berger zufallen, sondern dem letztern ganz und ausschliesslich. So würde denn die Kargheit des Lohnes in dem einen Fall durch reichen Gewinn in einem anderen aufgewogen.

Nun aber werden durch die Nähe eines Schiffes, das im Sturme in Gefahr schwebt zu scheitern, durch Nothsignale und Nothschüsse die Affecte der Strandbewohner gewaltig aufgeregt. Neben dem Mitleid mit den Unglücklichen, die in Gefahr des Lebens schweben, und neben dem Verlangen, sie zu retten, erwacht die Begier nach Gewinn, die Hoffnung auf den „Strandsegen“, der in früheren christlichen Kirchengebeten eine bedenkliche Befürwortung beim Himmel gehabt haben soll: „Gott segne den Strand!“ Jetzt hüllt sich die nackte Begier lieber verschämt in den löcherichen Mantel des Raisonnements: Wenn doch ein Schiff stranden soll, so möge es hier geschehen! Wäre schon

die Annahme phantastisch, dass barmherzige Menschenliebe im Kampfe widerstreitender Gefühle immer den Sieg davon trägt, so ist es gar ungeheuerlich, die Achtung vor dem Eigenthum, wenn der Eigenthümer nicht zur Stelle ist, also das blosse Gerechtigkeitsgefühl, zum Fundament von Gesetzen zu machen. Menschenleer und herrenlos werden Schiffe an den Strand geworfen, Wrackstücke, zerstreute Güter schleudert die Welle herauf, und dann ist Keiner, der da sagen könnte: Dies ist mein. Aber die Waaren tragen Zeichen, das Schiffsstück trägt einen Namen, in Kisten und Chatoullen liegen Dokumente aufbewahrt; und durch die Zeichen kann der Eigenthümer ermittelt werden. Fehlen die Erkennungsmerkmale, so ist was der Berger gefunden oder gerettet hat, ein herrenloses Gut, das ihm gehört; Tagelohn für seine Mühe hat er zu fordern, wenn das Recht des Eigenthums nachzuweisen ist. Das ist human gegen den Beschädigten, aber diese Humanität ist keine Weisheit. Ein Schnitt mit dem Messer, ein Schlag mit dem Beil macht das Gut herrenlos, oder wie der Kunstausdruck lautet, es ist nicht reclamationsfähig.

Vor solchen und ähnlichen Bestimmungen, die in Aussicht genommen sind, möge ein gutes Geschick die Schiffbrüchigen bewahren!

Jedoch wir verlieren den Boden unter den Füssen, den Sylter Strand, so sehr auch grade solche Betrachtungen hier an Ort und Stelle sind. Nur noch das Eine darf nicht unerwähnt bleiben, dass den Bewohnern Sylts von Männern, die in diesen Dingen durch die Praxis ein Urtheil haben, in Unglücksfällen der Strandung Menschen- und Gerechtigkeitsliebe in hohem Grade nachgerühmt wird. Gefährlich ist in Weststürmen verschlagenen Schiffen dieser langgedehnte Strand,

jedoch den Schiffen mehr als den Menschen. Denn da hier die See in der Nähe der Küste eine verhältnissmässig beträchtliche Tiefe hat, wird das scheiternde Schiff meist so weit gegen das Land geworfen, dass es leichter als anderswo möglich ist, das Leben zu retten. Ungefähr in der Mitte der Insel ist vor mehreren Jahren ein Leuchtthurm erbaut; ein stattliches, solides Steingebäude mit vortrefflichem Prismen-Beleuchtungsapparat, der in einer Höhe von zweihundert Fuss über dem Meeresspiegel bis auf fünf Meilen Entfernung sichtbar st, erregt er die Bewunderung aller Besuchenden. Da nun also mit den beiden vorhin erwähnten kleineren Lister Leuchtthürmen die Insel drei Rettungssignale hat, so ist damit die frühere Bemerkung Clements hinfällig geworden, dass bisher die sieben Strandvögte statt der sieben Leuchtfeuer gedient haben.

Der Reisende Kohl macht die Bemerkung, dass Homer Amrum das „unnahbare“ würde genannt haben; denn nach Westen zu erstrecken sich meilenweit gefährliche Sandbänke. Wer zur Ebbezeit die Amrumer Dünen besucht, sieht vielleicht in unbestimmbarer Ferne als glitzernden Streifen das Meer; bis dahin aber liegt Alles trocken. Geht bei Sturm die Fluth darüber hin, so löst sie sich auf in wirbelnden Schaum, und nur kleinen Fahrzeugen ist es bei Tage möglich, sich durch die schwer zu erkennenden Fahrstrassen zu winden; die grösseren Schiffe sind, einmal da hineingerathen, unrettbar verloren; sie zerbrechen so fern von der Küste, dass eine Rettung nur selten gelingt. Eine sogenannte Bake, ein hölzerner Thurm, steht südlich in der Entfernung einer Meile auf dem einsamen Sand, eine erste Zuflucht Schiffbrüchiger, wenn es ihnen möglich ist, mit Rettungsböten dahin zu gelangen. Sie

finden dort Wasser und Brod, jedoch nicht immer, da das erstere oft verdirbt und das letztere gestohlen wird. Giebt es einen mehr qualificirten Diebstahl, eine rohere Barbarei? Gegen den Plan, auch auf Amrum wie auf Sylt einen Leuchtthurm zu erbauen, haben sich früher Sachverständige ausgesprochen, wohl darum, weil in dunklen Regennächten das Lichtsignal, zu spät gesehen, irre leiten möchte; und noch vor Kurzen hat ein nautischer Verein den Wunsch ausgesprochen, lieber draussen vor den gefährlichen Sandbänken ein Leuchtschiff hinzulegen. Es scheint jedoch dem Thurme der Vorzug gegeben zu sein, zu dessen Erbauung die nöthige Summe angewiesen ist, aber auf drei Jahre vertheilt, vielleicht damit der Staatsschatz nicht allzu merkbar beschwert werde.

Nachdem wir nunmehr auf das südliche Ende der nordfriesischen Inselgruppe, die umdeichten Inseln Pellworm und Nordstrand und auf die nördlichen Dünen-inseln einen Blick geworfen, die dazwischen liegenden Halligen und Föhr mehr im Detail betrachtet und somit einen Ueberblick des kleinen Archipels gewonnen haben, wie er jetzt noch vorhanden ist, wird dem Leser eine allgemeine Reconstruction des Ganzen leichter verständlich werden und vielleicht auch Interesse gewähren.

IV.
Reconstruction der Nordfriesischen Utlande.

Watten-Landschaft. Unter den Watten. Die Erdsenkung. Vor dem Durchbruch des englischen Kanals. Der Durchbruch desselben und die Cimbrische Fluth. Die Utlande der jetzigen Periode. Die Harden-Eintheilung. Die Insel- und Marschharden. Nordstrand. Eiderstede. Der Streit über Südstrand und Helgoland.

Der grösste Theil der noch übrigen Ländertrümmer Nordfrieslands ist in je vier und zwanzig Stunden nur zweimal dem Auge sichtbar, nämlich eine kurze Zeit vor und nach dem niedrigsten Wasserstande. Wo der Reisende auf der Fahrt von Husum nach Wyk eine weite Wasserfläche sah, aus der die Inseln und Halligen nur so eben hervortauchten, da dehnen sich einige Stunden später meilenweit feuchte graue Landstrecken aus. Das sind die Watten. Das Meer hat sich in die tiefern Rinnen zurückgezogen, von denen die grössern zur Ebbezeit schiffbar sind. Auch wenn die Fluth Alles überdeckt, ist der Steuermann genöthigt, in diesen Seestrassen sein Fahrzeug zu halten; er erkennt dieselben bald an der Richtung, die ein paar Thürme, Mühlen oder die Werften der Halligen zu einander einnehmen, bald an den durch Anker festgelegten Seetonnen, oder den langen Baumreisern, die, tief in den Sand gesteckt, über die Fluth hervorragen und biegsam von den Wellen hin und her geschaukelt werden.

Steht das Wasser recht hoch über den Watten und hat das Schiff keinen grossen Tiefgang, so werden wohl die gewöhnlichen Fahrstrassen verlassen und Richtwege eingeschlagen; nur muss der Schiffer genau berechnen können, ob er bei der grade herrschenden Richtung des Windes über die seichten Gegenden hinüberkommen kann, ehe unter dem Kiel seines Fahrzeuges das Wasser sich verläuft. Dies Labyrinth schwer zu erkennender Seestrassen mit Sicherheit zu durchkreuzen, erfordert somit eine genaue Kenntniss ihrer Windungen, ihrer Tiefen, wie der Wassermenge, die sie sowohl je nach der Fluthzeit, als nach dem östlich oder westlich wehenden Winde enthalten.

Fahren Stürme über ein solches Gewässer, so zersplittern auf den weitgedehnten flachen Gründen die sonst langgezogenen Wogen zu kochendem Schaum. Die ganze Wassermasse ist in wildtanzender Bewegung, das blaugrüne Meer ein weisser Wirbel. Das ist die Brandung, hier „brennt die See“, wie Scylla und Charybdis Untergang und Tod bringend, was in das Zischen und Brausen hineingerathen ist. So ein Wattenmeer ist eine hohe Schule seemännischer Tugenden, der Geistesgegenwart, des Muthes und Scharfblicks, in grösserm Maasse als der grenzenlose Ocean. Bei ruhiger Oberfläche ist eine Fahrt durch dasselbe eine gute Uebung der Geduld. Denn während die sechs Meilen von Wyk nach Husum mit einem Segelschiff oft in vier bis sechs Stunden zurückgelegt werden, sind dazu wohl auch drei Tage und Nächte erforderlich, in welcher Zeit das Fahrzeug sechs Mal trocken gelegt und eben so oft wieder vom Wasser emporgehoben und weiter getragen wird. Bei schönem, warmem Wetter und wenn die Zeit nicht gerade drängt, ist es für den Rei-

senden interessant, diese Verwandlung det Wassers in Land und umgekehrt mit anzusehen. Es war eine schwache Hoffnung, noch zur rechten Zeit aus einer seichten Fahrstrasse in eine tiefere zu gelangen; aber wie das Wasser abfliesst, besänftigt sich auch der Wind, der Kiel des Schiffes berührt dann und wann einmal den Grund, die Berührung wird anhaltend, und während der Unkundige glaubt, es gehe noch immer vorwärts, liegt das Schiff schon still; es war der vorüber ziehende Ebbestrom, der sich vorn am Kiele theilt, was diese Täuschung hervorrief. Allmählig legt sich das Schiff ein wenig auf die Seite; hier und da wird der Grund des Meeres sichtbar; die grauen Stellen erweitern sich nach allen Seiten, und bald ist alles Wasser rund umher verschwunden; nur die feinen Rillen im Sande zeigen noch das Spiel, das auf ihm die seichten Wellen getrieben haben. Mit ihnen sind die Fische weggezogen, nur hier und da zappelt einer saumselig auf dem feuchten Sand. Seevögel, einzeln oder in Schaaren, lassen sich schweigsam auf den trocknen Meeresboden nieder, um sich ihr Futter zu suchen, das bis dahin die Wellen bewahrt hatten; ihnen hat die Ebbe einen reichen Tisch gedeckt. Heerden scheuer Seehunde sonnen sich anderswo auf breitgestreckten Feldern, gern besuchten Jagdrevieren, und geben diesen den Namen, wie zwischen Föhr und dem Festlande dem Robbensand. Doch das sind seltene Unterbrechungen der einförmigen Eläche. So weit das Auge reicht, erblickt es in dem gleichartigen Grau keine Spur einer Vegetation; nur hier und da liegt ein Haufen Seegras mit Steinen untermischt, durch die zarten aber starken, von der Miesmuschel gesponnenen Fäden zu einer wirren Masse verbunden; oder feine

Algen, rothe, braune und grüne, über den Sand hingelegt — nicht eine eigentliche Vegetation, weil der Zufall der Wellenbewegung das grade hierhin geworfen hat, um es demnächst wieder anderswohin zu tragen. Dazwischen rennen hastig und ängstlich, schief rückwärts laufend, verspätete Seekrebse hin und her, grosse dunkle und kleine gelbe mit schwarzer Rückenzeichnung, die Spinnen gleichen. Die Einsiedler, die auch Bernhardiner heissen, halten sich in ihren geborgten Schneckenhäusern tief zurückgezogen, furchtsam ruhig, bis die Fluth sie wieder zu ihrer Beschäftigung weckt, zum Taktschlagen mit ihren Fühlhörnern. Nur die Auster war klüger; tief genug gebettet lässt sie in den Rinnen und Meeresbächen das immer frische Wasser, ob es fluthet oder ebbt, durch ihre offnen Schalen strömen. Oder fette Marscherde hat sich abgelagert, eine dunkel gefärbte Unterbrechung des einförmigen Grau. Hier drängt sich das Pflanzen- und Thierleben reichlicher, aber die eine Ruhe der Erwartung herrscht überall. Die zahllosen Balanen, fest auf Muscheln und Steinen angesiedelt, halten ihre zarten Füsschen, womit sie sonst das belebende Element rastlos in Bewegung setzen, zwischen den zugeklappten weissen Schalen; ruhig gekrümmt liegt, so lange er jung ist, der Seestern über ihnen hin, geduldig wartend, bis sich das Gehäuse wieder öffnet. Unter die Oberfläche des Schlammes oder Sandes haben Seerosen und Seenelken, die nimmersatten, bunten Polypen, ihre Fangarme zurückgezogen. Hier und da ragen aus dem Sand und Schlick Menschenwerke hervor, Fundamente christlicher Kirchen, Ueberbleibsel zugeschwemmter Brunnen, Reste weggespülter Wohnungen, Leichensteine, deren Inschriften unleserlich verwaschen sind — das Alles jedoch

nur selten und von Wenigen gesehen, weil der Ostwind anhaltend vom Lande her das Wasser wegtreiben muss, um die längst versunkenen Stätten des Menschenlebens bloss zu legen. Ja, es geschieht auch, dass die Sandschicht, aus der das hervorragt, weggespült wird; dann kommen vielhundertjährige Ackerfurchen zum Vorschein, wie noch kürzlich nördlich von Amrum, alte Feldwege mit den Spuren von Schafheerden, dichtgedrängten, von zahlreichen Füllenhufen, so dass die Insel, die nun lange keine Füllen mehr hat, in Verwunderung geräth. Alles auf den Watten liegt so, wenn nicht im Bann des Todes, so des Schlummers, unter dem Brüten der Sonnenhitze, die aber nicht drückt, weil sie mit Feuchtigkeit gesättigt ist, ein Stück Welt, das sonst nicht seines Gleichen hat. Die Stille weit umher unterbricht nur dann und wann wie eine Klage der Wanderruf eines ziehenden Strandvogels, dieser eigenthümlich melancholische Ton, so verschieden vom Nachtigallenschlag und doch in seiner Wirkung auf's Gemüth so gleich mit ihm. Bald aber ertönt von fernher ein Säuseln und Rauschen, für das schlummernde Leben der Hahnenschrei, der nicht an das Licht der Sonne und des Mondes, aber an deren Bewegung gebunden ist. Gegen die nach dem Meere zu offenen, breiten Strassen, die Seegaten, drängt die Fluth in's „Haff“. Das erste Rauschen kommt von tiefer gelegenen Wattenfeldern, wo es schon brandet; man hört es zuweilen bei Windstille meilenweit, als gehe es hoch durch die Luft. Bald kommt die Fluth näher und näher; in den wenig geneigten Rinnen, den leergelaufenen Betten der Seeströme, steigt sie herauf, erst rasch, dann, so wie sie über die flachen Ufer tritt und sich ausbreitet, langsam nach allen Seiten

überfliessend, in je vier und zwanzig Stunden zwei Mal, was anderswo in andrer Weise im Frühjahr bei schmelzendem Schnee der Gebirge geschieht. Schon gewahrt man einen schimmernden Streifen, mit leichtem Schaum eingefasst; derselbe nähert sich in unregelmässigen Windungen, von einem frischen Strom der Atmosphäre begleitet. Das Schiff legt sich grade, es hebt sich, und es wird Zeit, die Segel einzusetzen.

Auf Nordfriesland kommen ungefähr fünfzig Meilen solches zweifelhaften Gebietes. Dasselbe erstreckt sich bei einer Breite von drei bis sechs Meilen etwa vierzehn Meilen von der Eider bis zur tiefen Fahrstrasse, die sich um die Nordspitze der Insel Sylt herumbiegt. An der westlichen Grenze bilden sich bei starkem Wellenschlag Sandbänke, die sich bis zur Fluthhöhe erheben, auf den Seekarten bezeichnet und benannt, aber in immer wechselnder Grösse und Lage. Meeresströme verschiedener Breite und Tiefe theilen das Wattenreich in einzelne Partieen. Auf den grösseren derselben liegen die noch bewohnten grünen Ueberreste des alten Nordfriesland. Einige dieser, wie Föhr, haben fast rund umher nur einen schmalen Wattengürtel, sind also hier immer von Wellen umspült; von andern, besonders einigen Halligen, entfernt sich weithin das Meer zur Ebbezeit; alsdann sind sie Oasen in einer feuchten Wüste, Inseln aber zur Zeit der Fluth. Das grösste Wattengebiet ist das, dessen höchste Gegend die umdeichte Insel Pellworm bildet, das mit seinen acht Quadratmeilen auch vier kleine Halligen umfasst. Auf der Westseite dieser Wattenfelder ist der Sand vorherrschend, nach innen und an den Küsten, wo sich das Gewässer beruhigt, hat sich fette Thonerde abgelagert.

Was hier beschrieben ist, das ist Alles nur die gegenwärtige Decke über ganz anderartige Gebilde einer Vorzeit ausgebreitet. Mit mühevollem Fleiss entziffert in unsern Tagen die Wissenschaft aus dem, was unter der Erdoberfläche verborgen liegt, die Bildungsgeschichte unseres Planeten; die Erkenntniss der Vorzeit dieser unserer Gegend aber bietet keine wesentliche Schwierigkeit. Wenig Fuss unter der Sand- oder Kleidecke zieht sich zwischen dem Festland und den nordfriesischen Inseln, wie auch ausserhalb derselben gegen das offne Meer, in einer Mächtigkeit von drei bis acht Fuss eine Torfschicht hin. Schon der alte Heimreich hält es für nicht glaublich, dass dieselbe „in der Sünd- oder einer andern Fluth, wie einige vorgeben, hierher aus Island getrieben sei.“ Sehr wenig geeignet sind Meerespflanzen zur Bildung solcher Ablagerungen; diese hier aber verdanken ihren Ursprung augenscheinlich solchen Gewächsen niederer Art, die nur in süssem Wasser gedeihen, den Sumpf- und Wassermoosen. Die verwitterten Ueberreste der Vegetation sind untermischt mit Stämmen und Zweigen von Nadelhölzern, Eichen, Birken und Erlen, umgeworfen horizontal nach Westen liegend, oder auch noch senkrecht mit ihren Wurzeln im Sande stehend, wie bei der Hallig Oland, zum Theil ganz oder halb vermodert, zum Theil noch so erhalten, dass nach Heimreichs Erzählung in einigen altfriesischen Dörfern die meisten Häuser aus solchem Holz gezimmert waren.

Die Geologie betrachtet die Wirkungen und schliesst von diesen auf die Ursachen zurück; in vielen Fällen allerdings ein unsicherer Schluss, da wir dem Küchlein nicht ansehen, ob es von der Henne oder im Ofen ausgebrütet ist. Aber ausgebrütet jedenfalls durch die

Hülfe der Wärme. Hier in unserm Fall nehmen wir nur die unerlässlichen Bedingungen in Anspruch. Pflanzen, die sich zu compacter Torfschicht zusammengelagert haben, setzen zu ihrer Entstehung und ihrem Wachsthum vor unbekannten Jahren ebenso wie heute ein stagnirendes Süsswasser voraus, und jene Wälder, deren Ueberreste gefunden werden, müssen in einem Erdboden Wurzeln getrieben haben, den keine salze See hatte tränken können. Hat diese bei ungewöhnlicher Erhebung die niedrigsten Stellen der Landschaft überfluthet, so haben Regengüsse sich mit dem salzen Wasser gemischt; von den östlich gelegnen erhöhten Gegenden haben Flüsse und Bäche die Vertiefungen getränkt und ausgewaschen und zwischen wie in den Wäldern Lagunen gebildet, aus welchen sich allmählig jene Vegetationsschichten erhoben, die in den Torflagerungen auf unsere Zeit gekommen sind. Es muss eine Zeit gegeben haben, in welcher die tägliche Fluth da nicht hinanreichte, wo es wuchs und blühte, in welcher die beschriebene Sand und Schlickdecke der Wattenfelder nicht vorhanden war, in welcher die ganze Landschaft, Wald und Moor, über den Spiegel des Meeres hervorragte.

Nun liegt das Alles unter demselben, nicht langsam verwittert, als Staub und Moder, sondern zum Theil mit holzig festem Zellengewebe und wohl erhalten noch im Boden wurzelnd, worin es gewachsen ist. Plötzlich also ist diese Vegetation der allmählig auflösenden Wirkung der Atmosphäre entzogen und durch die darüber hingebreitete Decke fetten Meeresschlickes vor gänzlicher Verwitterung geschützt. Da nun bis zu zwölf Fuss unter der jetzigen Fluthhöhe stellenweise Föhrenwald gefunden wird, so ist, da doch die Wälder

auf höherem Boden haben wachsen müssen, dies das allerkleinste Maass der Senkung.

Erst als diese eingetreten war, konnte die Fluth diese Moore überspülen und beim Zurückweichen die Bestandtheile hinterlassen, die sie mitgeführt hatte. Ueber das gesunkene Moor, den umgestürzten oder hinabgezognen Wald lagerte sich dann jene Schicht fetten Marschlandes, das sich heute noch überall da niederschlägt, wo die nothwendige Bedingung dazu vorhanden ist. Diese Bedingung, wie wir das oben gesehen haben, ist ein beruhigtes Gewässer, das durch Strassen mit dem offenen Meere in Verbindung steht, der gewaltsamen Einwirkung des Wellenschlages aber und der ungehindert andrängenden Fluth entzogen ist. Und umgekehrt, wo wir in einem Meere die ausgedehntesten Marschbildungen treffen, da in demselben, so dürfen und müssen wir schliessen, sind Strömungen und Wellenschlag nur im geringsten Maasse noch wirksam oder doch vor Zeiten wirksam gewesen. Wir finden jene Meeresgebilde von unsern nordfriesischen Küsten und Inseln ab bis in die südwestliche Ecke der Nordsee hinein, nicht in abnehmendem, sondern in wachsendem Maassstabe, und an den niederländischen Küsten in gleichmässig grösster Ausdehnung. Hier aber strömt jetzt durch den englischen Kanal das Wasser des Oceans mächtig herein; und wo wir gemäss der Beschaffenheit der niedrigen Küsten die ruhigste See erwarten müssen, zeigt sich dieselbe am unruhigsten, untauglich fruchtbares Land anzusetzen, dasselbe vielmehr stark bedrohend. Sind also hier die Bedingungen zur Marschbildung jetzt nicht vorhanden, so müssen sie es vor Zeiten gewesen sein. Es müssen in der Nord-

see einmal andre Verhältnisse geherrscht haben, als wir jetzt dort herrschen sehen.

Wenn nicht noch andere Gründe, die sämmtlich hier darzulegen zu weit führen würde, so zwingt uns schon dieser eine, eine Zeit zu setzen, in welcher die belebte Wasserstrasse des Kanals noch geschlossen, und die Westsee eine grosse ruhige Bucht des nördlichen atlantischen Oceanes war, nur nach oben geöffnet. Damals erstreckte sich unsere Festlandsküste weiter nach Westen hinaus; ihren äussersten Rand bildeten Dünenformationen mit Klippenriffen untermischt, von den jütländischen Küsten über unsere nordfriesischen wie die ostfriesischen Inseln und die Niederlande bis hin zu Calais. Diese ganze Inselreihe muss eine, wenn auch vielfach durchbrochne, so doch weit mehr zusammenhängende Schutzmauer gegen das offene Meer gebildet haben, als dies jetzt der Fall ist, hinter der die ausgedehnten Marschstrecken Zeit und Ruhe hatten, sich zu bilden, unter ihnen das versunkene Moor und der versenkte Wald. Jene Inseln, die sich in langgedehnter Reihe an den Küsten hinziehen, ihren Biegungen folgend, sind die übriggebliebenen Wartthürme dieser Schutzmauer gegen das Meer, aus Sand, Lehm und Rollsteinen gebildete, durch vulkanische Kräfte gehobene Bastionen.

Das Jahr, in welchem der Durchbruch des englischen Kanals, für alle diese Meeresgegenden ein unheilvolles Ereigniss, erfolgte, hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt. Auf den ältesten Karten, wie auf der des Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo, finden wir Britannien als eine Insel, und früher schon, in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christo schiffte der berühmte Geograph und kühne Seefahrer

Pythias von Massilien durch den Kanal. Unter Mitwirkung der Senkung mag der Andrang des atlantischen Oceans gegen die noch vorhandene Scheidewand dieselbe Jahrhunderte hindurch geschwächt haben, bis sie endlich einem letzten starken Andrange weichen musste. Jedoch wenn auch im Gedächtniss der Menschen die Zeit dieses ohne Gleichen grossartigen Naturereignisses nicht aafbewahrt ist, jedenfalls waren die heimgesuchten Gegenden bereits von Menschen bewohnt, denn ihre Spuren sind unter den Verwüstungsspuren der grössten Fluth gefunden worden. Auch verbinden alte dunkle Ueberlieferungen das gewaltige Naturereigniss mit der gegenwärtigen Erdperiode, und die mythenbildende Phantasie bemächtigte sich desselben, es zu einer bösen Folge menschlicher Leidenschaft umgestaltend. Eine englische Königin liebte einen dänischen Regenten, und dieser versprach ihr, sie in sein Reich zu führen. Jedoch er wurde treulos, und das betrogene Weib sann auf Rache. Schiffe und Mannschaft mag sie nicht gehabt haben; sie sammelte aber in ihrem Lande tüchtige Arbeiter und liess sieben ganze Jahre lang den Gebirgszug durchgraben, der ihr Reich mit Frankreich verband, in der Meinung, wie Heimreich sagt, „alle dem Könige von Dänemark zugehörigen Länder auf solche Weise zu ertränken und zu versenken.“ Der Racheplan gelang, das Weltmeer stürzte durch die Oeffnung, und zwischen Elbe und Riperfurt ertranken hunderttausend Menschen. So büssen die Völker für die Sünden ihrer Könige!

Diese allergrösste Fluth hat den Namen der kimbrischen erhalten. Ihre Mächtigkeit und Höhe übersteigt bei Weitem alle folgenden Fluthen, und die Bedingungen zu diesen, orkanartige Weststürme, die mit Neu-

oder Vollmond zusammenfallen, reichen zur Erklärung jener nicht aus. Denn sie hat über alle Unebenheiten der überschwemmten Landstriche hin und in einer Ausdehnung von etwa hundert Quadratmeilen eine Schicht von Steingerölle, die sogenannte Steinahl, geworfen, und zurückweichend nicht wieder mitgeführt. Aus der Höhe dieser Lagerungen, deren Beschaffenheit auf andere Weise als durch eine plötzlich hereingebrochene Fluth nicht erklärt werden kann, geht hervor, dass diese bis zu vierzig Fuss angeschwollen ist, während jetzt hier die stärksten Sturmfluthen sich nur vierundzwanzig Fuss über den niedrigsten Wasserstand erheben.

Somit haben wir in unseren Gegenden drei Perioden, durch zwei Epoche machende Ereignisse von einander getrennt, zu unterscheiden. Ein über das Meeresniveau hervorragendes Moor- und Waldland, auf seiner grössten Erhebung sandig und mit Heide bedeckt; in den Niederungen sumpfig, wo im Schatten der Erlen Moose wuchsen; höher hinauf Wälder mit kräftigen Föhren, Jahrhunderte alten Eichen, Buchen und Birken. Die auf den Meyerschen Karten verzeichneten Waldungen wuchsen in einer Zeit, von der uns die Geschichte, die lückenhafte Erinnerung der Menschheit, keine Kunde giebt; die auf denselben Karten genannten Ortschaften haben sie nicht mehr gesehen. Eine weit ausgedehnte Erdsenkung brachte alsdann die niedrigern Landschaften Nordfrieslands unter die Höhe der gewöhnlichen Fluth. Da aber die Westsee nur im Norden mit dem atlantischen Ocean in Verbindung stand, war der Unterschied des Meeresspiegels zwischen seinem niedrigsten und höchsten Stand weit geringer, als wir ihn heute kennen, und verhältnissmässig ruhig war das Binnen-

meer, so dass zwischen der langen Schutzmauer und der zweifelhaften Küste des Festlandes das Gewässer seine fetten Bestandtheile ablagern konnte. Ruhig wuchs, an die erhöhten Gegenden sich anlehnend, die Marsch hervor und begrünte sich. Alsdann drang mit stürmender Wuth durch den geöffneten Kanal das Weltmeer auch von Südwesten herein und brach sich durch die Dünenkette Bahn, die begrünten Landstrecken mit hinwegreissend oder mit Sand und Steingerölle überschüttend.

Hiermit beginnt diejenige Periode, der wir angehören. Sie unterscheidet sich von den beiden früheren dadurch, dass die Menschen mit dem missgünstigen Meere den Kampf aufnehmen, dem andringenden Feinde hier ihr Besitzthum preisgeben, tausendweise selbst ihm zum Opfer fallen, sich dort gegen ihn verschanzen, ihm in geduldiger, mühevoller Arbeit zweifelhafte Gebiete abgewinnen — eine beständige Schlacht auf weit ausgedehntem Felde, ein wechselvolles Vordringen und Zurückweichen, Niederlage an einer Stelle und Sieg an einer andern. Der Beginn dieses Kampfes, der noch heute fortdauert, ist nicht anzugeben, aber seine planvolle Führung liegt nicht weit hinter unsern Tagen.

Aus dem zwölften Jahrhundert sind von dem dänischen Geistlichen und Historiker Saxo, der wegen seines schönen Latein und seiner Gelehrsamkeit den Beinamen des Grammaticus erhielt, einige Nachrichten über die Beschaffenheit dieser Gegend auf uns gekommen. Er nennt dieselbe *Frisia minor*, Kleinfriesland, was jetzt Nordfriesland genannt wird, zum Unterschied von dem grösseren, zwischen Holland und Bremen gelegenen Theil des ganzen grossen Küstenlandes. Da aber der römische Historiker Tacitus mit demselben

Namen Nordholland bezeichnet, zog Danckwerth es vor, um Verwirrung zu vermeiden, die nördlich von der Elbe gelegenen friesischen Gegenden Nordfriesland zu nennen, im Unterschied von Ost- und Westfriesland. Dieses Nordfriesland umfasste auch einige Districte des Festlandes; als aber durch Naturereignisse die Trennung dieses von den Inseln und dem inselartigen Gebiet immer entschiedener ward, und mit derselben auch die politische Ablösung Hand in Hand ging, kam für die aussen gelegenen Gegenden der Name der Utlande, d. h. der ausserhalb der festen Küste befindlichen Lande, immer mehr in Gebrauch. Diese Utlande hiessen auch Spadenlande, weil sie, wie Heinreich sagt, „mit dem Spaden beteichet werden," und Waterlande, weil selbige aus „dem Wasser sein geholet".

Mit diesem Theile Nordfrieslands haben wir es hier zu thun; es ist nur der Theil eines Theils. Die Spadenbedeichung und das Herausholen aus dem Wasser war zur Zeit des Saxo noch nicht sehr weit gediehen. Freilich erzählt er, dass das Land reich ist an Korn und Vieh, dass aber die Deiche dasselbe vor Ueberschwemmungen nicht zu schützen vermögen, dass man daher zur Sommerszeit mit dem Pflug darüber fährt, zur Winterszeit mit Schiffen, weshalb es zweifelhaft sei, ob man diese Gegenden als Meer oder als Land zu betrachten habe. Wenn nun der alte Theologe ferner der Meinung ist, dass die Ueberschwemmungen das Land fruchtbar machen, so irrt er darin, denn er legt der Nordsee die Kräfte bei, die der Nil hat. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, da auf den Aeckern, über die im Winter das salze Wasser ging, das Korn abstirbt, bevor es im Sommer reift. Es scheint jedoch, dass zu jener Zeit nicht blos auf den höher gelegenen

Strecken, wo der Boden wenig ergiebig ist, die Saaten gereift sind, denn allzu bestimmt lauten die Nachrichten von der Fruchtbarkeit des Landes. Es werden also schon vor der Zeit des Saxo, vielleicht bereits tausend Jahre nach Christo, die Bewohner von jener oben betrachteten Lebensweise, welche Plinius schildert, zum geregelten Ackerbau fortgeschritten sein, wenn sie auch noch wie ihre Vorväter und Tausende ihrer gegenwärtigen Nachkommen auf Wurthügeln sassen. Nun aber ist leicht erklärlich, dass die Cultur des aus dem Meere herausgewachsenen Bodens denselben zum Raube durch das Meer vorbereitet, wenn man ihn nicht hinreichend zu sichern gewusst hatte. Die von Saxo erwähnten Deiche müssen niedrige Sommerdeiche gewesen sein. Man setzt dem andringenden Feinde einen schwachen Damm entgegen, man reisst mit dem Pfluge die Rasendecke des Marschlandes auf, über welche das Meer, durch eine Sturmfluth erhoben, ohne Deiche sich weithin hätte ausbreiten können, und von der es zurückgewichen wäre, ohne das durch die Decke geschützte Land mit fortzunehmen. Nun aber staut sich mit gewaltigem Druck die Wassermasse auf hinter dem schwachen Wall, drängt gegen ihn, durchbricht ihn endlich und, gleichsam in Zorn gesetzt über den Widerstand, stürzt es durch die Wehlen mit zehnfacher Gewalt, wühlt sich in den locker gemachten Boden tief hinein, und reisst die fruchtbare Erdschicht, sein durch Jahrhunderte gesammeltes Geschenk, mit hinweg. Der vorgeschobene Posten, weil unzureichend gedeckt, straft sich empfindlich, und das vorher sichere grüne Vorland wird abermals eine wüste See. Das ist, wie in der Politik und Gesetzgebung, so auch hier der Fluch einer halben Massregel.

Aus diesen Andeutungen ergiebt sich, dass alle Mühe, durch Karten die Figuration des alten Landes anschaulich zu machen, zweifelhaft sein muss, wie das Land selber, denn Gewesenes und Gegenwärtiges mischt sich unklar. Es ist, als wollte man von einem lang dauernden Kriege, um Grenzdistricte geführt, während dessen die Wage des Glückes hin- und herschwankt, ein geographisches Bild fixiren. Hier kömmt uns aber aus dem Jahre 1231 das sogenannte Erdbuch des dänischen Königs Waldemar des Zweiten zu Hülfe, das die Districte Nordfrieslands sammt seinen Ortschaften aufzählt, und so wenigstens zu einer bestimmten Zeit die Grundlage bildet zu einer Karte der Utlande.

Diese Karte zeigt uns das Land in „Harden“ eingetheilt, nicht oder doch vorzugsweise nicht nach den natürlichen Grenzen, welche die Meeresströme bilden, sondern in willkürlich politischer Weise. Alte Ueberlieferungen führen die Eintheilung zurück auf einen dänischen König Harald, der 936 zur Regierung gelangte und durch den wunderlichen Namen „Blaatand“ oder Blauzahn von andern Haralden unterschieden wird. In Gegensatz zu seinem Vorgänger Gorm dem Alten, der ein arger Feind des neuen christlichen Glaubens war und die Apostasie nicht dulden wollte, gründete dieser Harald in seinem weiten Reiche eine grosse Zahl von Kirchen, vielleicht auch in unsern Utlanden. Wie sich nun sonst überall um solche Stiftungen des Evangeliums Märkte mit ihrem Handel erhoben und Ortschaften emporwuchsen, so mag auch bei uns die politische Eintheilung des Landes sich an die geistlichen Gebiete angelehnt haben. Jedenfalls ist die Harden-Eintheilung ein dänisches Institut, was schon der Name zeigt, der eigentlich Herred lautet und wahrscheinlich aus dem

Wort Heerrede, d. i. zur Heeresfolge bereit, abgeschliffen ist. „Eine Harde“ — sagt Michelsen — „war ein eigener District in Betreff der Landesvertheidigung und der Rechtspflege, somit in früherer Zeit ein sehr selbstständiges öffentliches Gemeinwesen.“ Nach der Sage trat man auf einem Pferdekopf über die natürlichen Grenzen der alten Commünen; oder es lag eine Fähre bereit, mittelst welcher man über das „strassenbreite“ Wasser setzte. Das ganze westliche Nordfriesland, von zahllosen schmalen oder breitern Seearmen durchzogen, bot somit das Bild eines unregelmässigen Gewebes mit grossen Maschen dar; man kann es auch jenen Idealbildern vergleichen, die in populären Lehrbüchern der Physiologie das Verästeln und Ineinanderübergehen der Arterien und Venen versinnlichen. Nur glichen diese Kanäle, die das Meer von aussen in's Land hineinbohrte und beständig erweiterte, insofern nicht jenem Adersystem, als sie die Gegend umher nicht ernährten, sondern vielmehr verzehrten. Bei der Ebbezeit liefen sie zum Theil leer, so dass man z. B. von Sylt, wie schon erwähnt ist, nicht nur nach der Gegend des jetzigen Amrum und Föhr gehen konnte, sondern sogar nach dem gegenüberliegenden Festland, nach Tondern fuhr man zu Wagen an einem Tage hin und zurück.

Die dieser Schrift beigegebene Karte zeigt uns die politische oder richtiger die communale Eintheilung der Utlande zu der Zeit jenes Waldemar, also vor gut sechshundert Jahren. Von den Harden mehrere sehen wir zu einem grösseren District zusammengeschlossen. Früher verbunden oder doch nur zur Fluthzeit durch schmale Wasserrinnen geschieden waren Sylt, Amrum und Föhr, schon in Waldemar's Erdbuch als Insel-

harden aufgeführt, und zwar soll Sylt eine Breite von drei Meilen und mit Föhr zusammen dreizehn Kirchspiele gehabt haben, von welchen jetzt noch sechs übrig sind. Mit dem Namen der Marschharden wurden ferner die zwischen Sylt und dem zweifelhaften Festland liegenden Districte bezeichnet, von denen die Horsbüllharde noch achtzig Jahre vor Danckwerth eine Insel war, „wiewohl", sagt unser Geograph, „vor vielen „undenklichen Jahren alle diese friesische Gegend an „der Geest und mit dem Nordstrand landfest gewesen. „In nachhfolgenden Zeiten aber hat das Meer viel Lan- „des hinweggespült und dies Horsbull oder Widingharde „gar zu einer Insel gemacht;" bis die Reste späterhin und nachdem man den Deich sieben oder acht Mal nach Osten zu hat zurückziehen müssen, dem Festland angefügt wurden. Etwas südlicher, tief in das jetzige Festland hinein, erstreckte sich die vielfach zerrissene inselartige Böckingharde, nach Danckwerth so genannt von ihren vielen Bächen oder Auen, „eine gute lustige Gegend". „Die Einwohner seynd, inmassen ihre eignen „Prediger von ihnen geschrieben, stark von Leib, hoch „von Geist, steiff von Sinnen, ernsthafft und land- „begierig." Hier finden wir in Lindholm die erste Kirche, die auch, wie Heimreich berichtet, nach der Weissagung einer friesischen Prophetin „die letzte bleiben wird, „wenn Deetzbüll und Risum im salzen Wasser werden „untergehn." Der westliche Theil dieser Harde liegt freilich jetzt unter dem Meer, der grössere aber derweile gesichert im Schutz des Festlanddeiches.

Mehr als in allen nordfriesischen Landstrichen hat in dem mittleren, dem Nordstrande, der Kampf des Meeres und der Menschen zwischen Sieg und Niederlage Jahrhunderte hindurch hin- und hergeschwankt;

denn das erhöhte feste Fundament, das den Inselharden eine grössere Sicherheit gab, und an das sich die niedrigen Marschstrecken anlehnten, fehlte dieser Mitte der nordfriesischen Utlande. An ihr, als dem vorzüglichsten Theile des Ganzen, haftete der Name der Strandfriesen, womit man im Mittelalter wohl alle Bewohner der Utlande bezeichnete. Alsdann wurde ausschliesslich für die fünf Harden der Mitte allmählig der Name des Strandes oder genauer des Nordstrandes gebräuchlich. Diesen Nordstrand, wenn auch schmale Meeresströme, zur Ebbezeit theilweise leer gelaufen, ihn bunt durchzogen, zeigt uns die Karte in Zusammenhang mit dem Festlande, so nahe, dass man an Stellen mittelst eines Steges hinübertrat; aber zu keiner Zeit mit Eiderstedt und Föhr, wie nach Danckwerth's Bemerkung „Etliche das Beil zu weit werfen". Jedoch nur ein schmales, wenn auch tiefes Wasser trennte in alter Zeit Föhr von diesen Harden, deren letzte Reste, von der Promenade in Wyk aus gesehen, als Halligen zum Theil noch den Horizont begrenzen. Bei sehr stillem Wetter wollen Einige von der Kirchenglocke Olands das Läuten hören. Vor Jahrhunderten reichte, wie schon erwähnt ist, der Nordstrand so weit zu uns herüber, dass die Bewohner seiner nächsten Dörfer über das schmale Wasser hierher ihren Kirchgang hielten und ihre Todten beim heiligen Nicolaus auf Föhr bestatteten. Auch im Süden war die Trennung dieser Harden nur unbedeutend; ihre Verbindung konnte durch einen Wattenweg oder eine Brücke vermittelt werden, wo jetzt ein Fahrwasser von der Breite einer Meile fliesst.

Zu keiner Zeit hatte dieser friesische Landstrich eine derartig feste Begrenzung gegen das Meer, dass

er durch das Bild einer Karte nur auf wenige Jahrzehnte hätte fixirt werden können; in der Mitte, besonders der südlichen, wie nach aussen, war er trotz der Deiche ein ungewisses Gebiet, dessen Bewohner ihre Häuser und Kirchen vorschoben, zurückzogen oder preisgaben, stets ihrer Habe und ihres Lebens unsicher, aber die eingerissenen Dämme fort und fort wieder aufwerfend. In seiner besten Zeit massen die Seedeiche dieses Nordstrandes, alle inneren ungerechnet, etwa dreizehn Meilen, umschlossen zweiundzwanzig Kirchspiele, ohne die Halligkirchen, d. h. ohne die ausserhalb der Deiche gelegenen. Nachdem man von den nordfriesischen Harden schon früh vier dem Festlande einverleibt hatte, blieben für den Nordstrand deren fünf, weshalb derselbe auch die Fünfharden hiess. Diese fünf sind jedoch später in drei zusammengezogen, „damit, wie Danckwerth sagt, es desto weniger Rathleute und Rechtens gebe, und die Landleute an ihrer „Nahrung desto minder versäumen möchten."

Bei dem Kampf gegen das Meer in dieser Gegend handelte es sich um ein seltenes Kleinod der Fruchtbarkeit. Beispielsweise erzählt Danckwerth von der mittleren der Fünfharden, der Beltringharde, dass dieselbe über die Massen reich war an Korn und Vieh, so dass man von einer Tonne Roggenaussaat deren bis zu vierundzwanzig ernten konnte; ja, „es soll die „Gerste was freilich schier unglaublich ist, aber gewisse Leute für eine Wahrheit berichtet," fünfzigfältige Frucht getragen haben. „Ueberhaupt aber," fährt er fort, „kein Vieh im ganzen Lande pflegte besser fortzuwachsen und zuzunehmen, als eben das Nordstrander Vieh, gestaltsamb die allergrösseste und feistete „Ochsen, welche unsrer gnädigen Herrschaft etwa auf

„den Beylagern oder Kindtauffen pflegten unterthänigst „verehret zu werden, die kamen aus dem Nordstrande.“ „Was soll ich von den delicaten jungen Lämmern, „grosser Menge an Hühnern, Gänsen, Butter und Eiern „schreiben, womit schier täglich die Schifflein die Stadt Husum verproviantiret.“ Heimreich hat in Mecheln den „Abriss“, eines aus dem sechszehnten Jahrhundert stammenden Ochsen gesehen, dessen Gewicht 2528 Pfund betrug und der dem Grafen von Hochstraten „präsentiret“ worden war, und in anderer Zeit ist in Hamburg ein Rivale bei Trommelschlag umhergeführt. Sonach ist es begreiflich, dass diese goldene Mitte Nordfrieslands für den vornehmsten Sitz der Friesen galt, „die „auch schier am ersten die Civilitet angenommen“; dass die reichen Bauern dort „ihre Kinder in ziemblicher „Anzahl auf Akademien geschicket, gute Künste und „Sprachen zu lernen.“ „Freilich“, fügt der alte Geograph seiner Schilderung lateinisch hinzu, „nachdem das Gute „verloren ist, dann erst erkennen wir's.“

Gleicherweise hartnäckig, aber in seinem endlichen Resultat unweit glücklicher, verlief im südlichsten Theile der Utlande, dem sogenannten Eiderstede, der Jahrhunderte andauernde Kampf gegen das Meer. Ihren Namen führt diese Landschaft, weil sie die Stätte an der Eider ist. Dem Festland am nächsten finden wir das in engerem Sinne sogenannte Eiderstede, auf dieses folgte Ewerschop, und die nach Westen hinaus gelegene Insel hiess Utholm, d. h. das äusserste Eiland. Die drei aneinandergrenzenden Inseln führten auch den Namen der Schiffharden, „dieweil man“, heisst es, „aus einem Ländlein in das andere zu Schiffe oder „auf Böten reisen müsse, dannenhero sie auch noch „drei Schiffe in ihrem Landessiegel führen.“ Auch er-

wähnt Danckwerth für sie noch besonders der Benennung der Spadenlande, nämlich von dem Spaten, „als ihrem besten Gewehr wider des ungestümen Meeres „Anfälle“.

Die Gewässer, durch welche wir die alte Landschaft in Inseln zertheilt sehen, sind die Hewer und Eider, letztere in einem doppelten Arme. Aber der als Nordereider auf den Karten verzeichnete Strom, der Eiderstede und Ewerschop trennte, hat wohl seinen Namen mit Unrecht geführt, da die gründlichen Untersuchungen Maack's in seiner Urgeschichte es wahrscheinlich machen, dass er sein Wasser aus der Elbe empfing, die in alter Zeit ihre Hauptmündung viel nördlicher, der Lister Tiefe gegenüber, gehabt hat. Auch war der jetzige Ausfluss der Eider zwischen Eiderstedt und Dithmarschen damals nicht vorhanden oder durchaus unbedeutend, da erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine grosse Sturmfluth sich zwischen die beiden Länder drängte und der Eider einen neuen Ausweg bahnte. Vor dieser Zeit mischte sich ihr Gewässer mit dem der Elbe, von welchem ein geringer Theil zwischen dem Nordstrand und den Schiffsharden als Hewer das offene Meer erreichte. Heimreich leitet den Namen von dem alten friesischen Worte „Aber“ her, „das so viel als ein *ostium* oder Wassers„ausgang bedeutet“.

Schon im dreizehnten Jahrhundert konnte man von Eiderstede aus vermittelst eines Dammes, des sogenannMilderdammes, trockenen Fusses das Festland erreichen, und noch früher schon sind unsere drei Inseln aneinander gehängt. Heimreich berichtet, dass er keine zuverlässigen Nachrichten darüber habe, wie in der Folge der Zeiten in den friesischen Harden die Eindeichungen

zu Stande gebracht sind; aber vollständiger sind die Nachrichten hierüber für Eiderstedt. Es ist dies leicht begreiflich, da anderswo mit der Zertrümmerung der Werke auch das Gedächtniss ihrer Gründung verloren ging, hier aber der dauernde Gewinn unvergessen oder in alten Archiven aufbewahrt blieb. Danckwerth zählt vom Jahre 987 bis 1631 achtundvierzig verschiedene Eindeichungen und begründet die Ausführlichkeit dadurch, „damit man ersehe, wie diess Landt „guten Theiles von Lappen oder Flecken gleichsam zu„sammengesetzet, welche Stücke zusammengenommen „beynah so gross seynd, als das alte Eiderstede selbst". „Worbey die wundersame Verenderung dieser Marsch„länder zu betrachten; das Land Nordstrand, so vor„zeiten landfest und eine Peninsel war, ist nachgehends „zu einer Insul, nunmehr beynah gar zu Wasser und „wildem, wüsten Meer geworden; hingegen Eiderstede, „so da bevor in drei Insuln bestundt, ist nicht allein „aneinander für sich gefüget, sondern landtfest und also „zu einer Peninsel geworden".

Mit Ausnahme einiger Strecken Geestlandes, so hoch gelegen, „dass kein Meerwasser, die Zeit der all„gemeinen Sündfluth ausgenommen, darüber gegangen," ist Eiderstede lauter Marsch, „welche graue Erde eine „Mutter ist des allergrössesten und kräftigsten Wiesen„klees". Alles wächst schön und gross, „was daselbst „gepflanzet oder geboren wird". Jede Art Korn gedeiht dort reichlich; „das Obst, insonderheit Aepfel, seynd „voll Saft und Kraft," die Küchenkräuter sind wunderbar gross, der Honig ist schön und weiss; die muthigen Pferde werden nach Frankreich theuer verkauft; „den „schwedischen Cavalieren wollten sie ihrer Schwere „wegen nicht gefallen." Den Ueberfluss des Kornes

bringen Schiffe nach Hamburg, Bremen und Holland. „Denn obgleich dies Land so wohl bewohnet und be„volket ist, dass es scheinet nur ein gross Dorf zu „seyn, sintemal die Häuser beynah an einander reichen, „also dass die zugehörige Ländereyen, klein an Raum, „aber gross von Tugendt, nur da entzwischen liegen: „kann es doch durch Gottes Gnade jährlich ein Grosses „an Korn und Käse aussgeben und andern Ländern „mittheilen.“ Nur an Holz ist die Landschaft arm, und mit dem Holz fehlt das Hochwild; die Hasen jedoch sind „nicht allein gross und feist, sondern auch delicat „und wohlschmeckig“, und in breiten Gräben, mit denen die stattlichen Wohnungen umgeben sind, werden Karautschen und Karpfen gezogen. Wie das Hochwild, so fehlt auch der Adel im Lande; die vornehmsten Bewohner gehören der friesischen Nation. „Sie „seynd von Gemüth etwas hochtrabend, zumalen die „aus ihrer Heimath den Fuss nicht weit gesetzet haben; „halten viel auf sich und ihre Nation, verachten die „Fremdlinge, als ob sie nicht so edel wären wie sie.“

So wie die rechte Hand nur durch die linke zu einer rechten wird, so kann der „Strand“ nur ein Nordstrand sein, wenn er einen Südstrand zur Seite hat; ohne Grund und Sinn bildet der Sprachgebrauch keinerlei Namen. Da wir nun einen Nordstrand schon haben, so muss auch ein Südstrand irgendwo zu finden sein, sei es auch in unserer Gegend unter dem Wasser. Aber über demselben liegt er auf den Meyerschen Karten, mit heidnischen Abgotttempeln und christlichen Kirchen, mit Dörfern und Wäldern geziert. Trotz alle dem ist sein Dasein in Anspruch genommen von der ungläubigen Kritik, die in unsern Tagen so Manches in mythische Wolkengebilde auflöst, was bis dahin für

zuverlässige Geschichte galt, ein Schicksal, dem sogar Patriarchen der Religion anheimgefallen sind. In unserem Fall war aber der besondere Südstrand um so leichter zu beseitigen, als ein solcher immerhin billig zu haben war. Denn es lagen nach Osten zu zwei friesische Harden, deren hier keine Erwähnung geschehen ist, weil sie zum Utlande nicht gerechnet wurden, die Nordgoes- und die Südergoesharde, d. h. aus Geestland gebildete Districte, deren festländische Natur nicht in Frage stand. Das westwärts von ihnen sich ausdehnende Gebiet aber ist allgemein der „Strand", und zwar liegt der nördlichen Geestharde gegenüber unser Nordstrand; da ist es denn natürlich, dass der mit der Südgoesharde correspondirende Aussendistrict in gleicher Weise den Namen Süderstrand erhielt. Dieser District aber ist das eben beschriebene Eiderstede, die Schiffharden, die Spadenlande, denen es nicht darauf ankommen konnte, zu den drei Namen noch einen vierten zu führen.

Hiernach wäre dann der auf den Meyerschen Karten als eine besondere Harde aufgeführte Südstrand einfach zu tilgen, sammt Allem, was darauf verzeichnet steht, ein geographisches Phantasiegebilde, wie man wohl auch aus Namen Geschichten macht. Nun aber ist es in hohem Grade auffallend, dass trotz seiner Karten Danckwerth selbst das eben geltend Gemachte anführt, was also keine neue Weisheit ist, und dazu bemerkt, da Eiderstede nach der Eider, Ewerschop nach der Hewer genannt sei, „es wohl seyn köndte, dass „der Name Süderstrand an der Insel Utholm wäre be„hangen blieben, inmassen sonsten dergleichen offt ge„schehen". Darnach fährt er fort: „Andere wollen, „dass noch ein Ländlein zwischen Utholm und Hilge„landt soll belegen gewesen seyn, so Süderstrand ge-

„heissen.“ Und ohne dass er sich auf eine Beschreibung des längst versunkenen Landes einlässt, hat er aus Achtung gegen seinen Mitarbeiter dasselbe wenigstens durch die Zeichnung seinem Werke einverleibt.

Dass aber Johannes Meyer, „Königlich bestallter Mathematicus“, mit der Aufnahme anderer Karten der Herzogthümer gewissenhaft verfahren ist, bezeugen ihm Landeskundige neuesten Datums, weshalb auch nicht vorausgesetzt werden darf, dass er auf's Gerathewohl unzuverlässige Schiffersagen von untergegangenen Dörfern sollte in Kupfer gestochen haben. Heimreich erzählt, was Danckwerth verschweigt oder nicht weiss, dass Johannes Meyer „nach Anweisung des vom Bischof „zu Kopenhagen ihm ertheilten Abrisses von diesem „Nordfriesland“ seinen Süderstrand entworfen hat. Ausser dieser Kopenhagener Originalkarte, die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verloren ging, enthält auch ein altes Missale oder Messbuch frühere, über Utholm nach Westen hinausgelegene weggespülte Districte. Wenn nun von einem Lande Alles bis auf die kahlen Namen, das inhaltleere Dasein, aus der Erinnerung verschwunden ist, so liegt freilich wenig daran, dasselbe mit unsicheren Strichen wieder herzustellen; aber aus Respect vor dem alten Mathematicus hat es auf unserer Karte eine Stelle gefunden, so weit dazu vor dem mehr sichern Lande Raum vorhanden war.

Mit dem in das Recht schattenhafter Existenz eingesetzten Südstrande sind wir Helgoland schon bis auf eine Meile nahe gekommen; auf einer jener alten Karten stösst ein mit Menschen gefülltes Boot ohne Segel von der Insel ab nach Südstrand hinüber. Auch Helgoland haben Danckwerth und Meyer eine vormalig

grosse Ausdehnung gegeben, was nach alten Traditionen geschehen ist, aber *humanis*, d. h. menschlichen, wie ersterer vorsichtig hinzufügt. Die meilenweite Ausdehnung vom Jahre 800, die Dörfer, die Tempel der Phoseta und Vesta, des Jupiter und Mars, die christlichen Capellen, das Kloster des Eilbert, die heiligen Haine, welche die Insel auf jener merkwürdigen Karte füllen, das Alles ist unseren alten Geographen von neueren Forschern schlimm angerechnet und hat ihnen das Zeugniss der Kritiklosigkeit eingetragen. Genaue Messungen der Ausdehnung des Fundamentes, auf welchem der jetzige Felsen ruht, wie geologische Untersuchungen aller der Bestandtheile, welche die Unterlage der Düneninsel, von dem Felsen jetzt getrennt, zusammensetzen, über die Natur des über- und unterseeischen Gesteins haben dargethan, dass auf der Insel, wenn sie auch etwas grösser war als jetzt, für alle Localitäten und Waldungen unmöglich jemals Platz vorhanden war. Auch die Tiefe des Meeres rund umher erscheint für ein versunkenes Land allzu bedeutend. Dagegen wieder haben andere Geologen aus sehr genauen Untersuchungen und dies nach ihrer Meinung gleichfalls unwiderleglich, auf das frühere Dasein einer ausgedehnten Insel um oder neben dem jetzt isolirten Felsen geschlossen, einer Insel, die aus erhöhtem Geestlande bestanden haben müsse, wie noch jetzt Strecken von Föhr und Sylt; und dieses um so mehr, als man in dem rothen Kliff der letzteren Insel ganz ähnliche Formationen trifft. Die geltend gemachten Meerestiefen aber sind, wie allgemein bekannt ist, sehr veränderliche Grössen; es weisen die Seekarten an Stellen der Utlande, wo unzweifelhaft ehedem der Pflug ging, ähnliche Tiefen auf, gar nicht davon zu reden, dass man

zu Danckwerths Zeiten eine Meile weit ostwärts trockenen Fusses gehen konnte, wenn die Ebbe stark war, und dass den Lootsen heutzutage weit hinaus unterseeische Riffe bekannt sind.

So lange die Geologen mit einander in Streit liegen, wird es erlaubt sein, geschichtliche Ueberlieferungen und Sagen zu Rathe zu ziehen. Der in der Welt- und Kirchengeschichte gleich sehr berühmte Unterrichts-Minister Karls des Grossen, Alcuin, hat uns unter vielen Schriften auch ein Leben des Willibrord, eines der ersten Bekehrers der hartnäckigen Friesen, hinterlassen, in Versen, aber auch in Prosa abgefasst. Mit seinen Gefährten nach Fosetisland oder Helgoland verschlagen, fand der Bischof Alles, was dort lebte, den Göttern geweiht. Nachdem es ihm gelungen war, von den Heiden drei zu taufen — denn den Segen des Papstes sowie Reliquien aus Rom führte er mit sich — vergriff er sich an dem geheiligten Vieh der Insel, von dem er für sich und seine Gefährten schlachten liess, zum Entsetzen der Bewohner, die jeden Augenblick seinen Tod, mindestens aber Wahnsinn erwarteten. Dies ereignete sich am Ende des achten Jahrhunderts. Aus dem elften sodann ist uns vom Canonicus Adam von Bremen eine Kirchengeschichte erhalten, die bei den Gelehrten in hohem Ansehen steht, weil der Verfasser ohne Vorurtheil Vieles erzählt, dessen er Augenzeuge war. Er nennt die jetzt öde Klippe eine fruchtbare Insel, reich an Korn und Vieh, wenn auch baumlos; durch Felsriffe umher gedeckt, hatte sie nur einen Zugang, wo auch eine Quelle floss, dieselbe, mit deren gleichfalls geweihtem Wasser, von dem man nur schweigend schöpfen durfte, Willibrord jene Drei getauft hatte. Diese übereinstimmenden Nachrichten aus verschiedenen

Jahrhunderten setzen nothwendig eine andere Natur und eine grössere Ausdehnung der Insel als die jetzige voraus. Gleichfalls nur mit einer solchen stimmt ihre Bezeichnung bei Adam von Bremen als einer „mittelmässig grossen“, welche Bezeichnung für das jetzige sehr kleine Eiland durchaus nicht passt, so wie endlich auch, dass er berichtet, sie habe nur eine Anhöhe, das ist wahrscheinlich der noch vorhandene Ueberrest. Die Waldungen auf den Karten bei Danckwerth mögen hier wie auch in den eigentlichen Utlanden einer längst vergangenen Periode angehören; dass aber nach Adams von Bremen Bericht die Einwohner das Stroh als Feuerung gebrauchen, beweist nicht den geringen Umfang der Insel, wie geltend gemacht ist, sondern im Gegentheil den bereits erwähnten Getreidebau auf grösserem Terrain. Dazu kommen und passen endlich anderweitige alte Ueberlieferungen, denen gemäss im zwölften Jahrhundert von den neun Kirchspielen sieben weggeschwemmt sind, so wie Weiden und Wischen, in Urkunden späterer Zeit aufgeführt. Somit steht die Annahme, dass das jetzige Eiland der letzte Wartthurm eines ausgedehnten, über den Meeresspiegel nur etwas erhobenen Landes gewesen sei, mit gut bezeugten Nachrichten zum wenigsten nicht in Widerspruch, wenn auch die unkritische Karte die Form und den Umfang nicht decken mag.

Hiermit wäre denn ein Schattenriss eines kleinen Theiles des vormals grossen Frieslandes entworfen. Wer sich daran macht, untergegangene Länder zu reconstruiren, der geräth freilich, damit bei der Arbeit Etwas herauskomme, leicht in Gefahr, des Guten zu viel zu thun, wie ein Untersuchungsrichter zu viel des Schlimmen, wenn er aus zweifelhaften Indicien einen

sonnenklaren Thatbestand zusammensetzt. Aber selbst abgesehen von dem vielleicht fabelhaften Südstrand und von Helgolands einstigem Umfang, ist die hier skizzirte Ausdehnung der Utlande und der Zusammenhang ihrer Theile historisch sicher. Denn ebenso wenig wird der König Waldemar II., der auch der Sieger heisst, mythisches Land in sein Erdbuch aufgenommen haben, als in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Bischof zu Schleswig in seine Verzeichnisse Kirchen und Kirchensprengel, die nicht existirten. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem bereits über hundert Kirchen weggeschwemmt sein sollen, war ihre Zahl auf siebzig reducirt, und jetzt zählt man auf den Inseln der Westküste fünfzehn, während Nordstrand allein vor der grossen Fluth von 1634 noch zweiundzwanzig Kirchspiele hatte. Von diesen letzteren haben sich bis jetzt sechs auf den Trümmern Nordstrands, den bedeichten Inseln Nordstrand und Pellworm und den Halligen erhalten. Aber die Zahl allein zeigt nicht, was gerettet ist; denn zum Theil sind die noch übrigen Kirchspiele selber nur noch ein Schatten der früheren.

V.

Zertrümmerung der friesischen Utlande durch Sturmfluthen.

Mangelhafte Nachrichten. Ominöse Heilige. Nachrichten über die Umgestaltung der Utlande. Hans Kielholt's Antiquitäten. Der Untergang des Nordstrandes. Die Opfer der Sturmfluthen. Wunderbare Lebensrettungen. Böse Folgen. Trauriges Schicksal der geretteten Nordstrander. Angeblich moralische Bedeutung der Sturmfluthen. Freundlich versöhnender Charakter des Meeres.

Obgleich Nichts in der Geschichte der nordfriesischen Völkerschaften sich an schwerer, unheilvoller Bedeutung im Entferntesten mit den grossen Sturmfluthen messen kann, so ist doch die geschichtliche Erinnerung dieser nur arm und skizzenhaft. Wie wir von vielen Tyrannen altasiatischer Nationen nur die Jahreszahlen ihrer Thronbesteigung wie ihres Todes wissen, und höchstens auch, mit welchen Völkern sie Kriege geführt, so ist von den meisten der verheerenden Ueberschwemmungen in Nordriesland nur die Jahreszahl auf uns gekommen und höchstens noch eine unsichere Notiz über die Menge der durch dieselben ertränkten Menschen und weggeschwemmten Dörfer. Auch die dichtende Sage hat sich des reichen, schauer

vollen Stoffes nicht bemächtigt; kein Volkslied verewigt das Unheil einer der bösen Tage oder Nächte. Fehlt es den Menschen dieser Gegend an Phantasie, oder hat die immer gleiche und immer nahe Gefahr des Augenblicks das Gefühl für das Leiden der Vorzeit abgestumpft? Den christlichen Predigern, die doch wohl zum wenigsten Bildung genug hatten, mangelte bis auf den einen Heimreich der Sinn, die göttlichen Strafgerichte, als welche sie die grossen Sturmfluthen so gern bezeichneten, zu einer ergreifenden Historie zu verarbeiten.

Heimreich erwähnt, dass sich im Volke der Glaube ausgebildet habe, „als wäre alle vierzig Jahr über diesen „Oertern eine neue und allgemeine Ueberstürzung des „Meeres gleichsam verhänget und beschlossen“; und obgleich er das eine „abergläubige Einbildung“ nennt, so gesteht er doch, dass mit ihr eine lange Erfahrung übereinstimmt. Vor dem Anfang des elften Jahrhunderts sind nur ganz wenige, durch Fluthen ausgezeichnete Jahre notirt; von da aber bis auf die Gegenwart, also in neun Jahrhunderten, zählt Clement nahe an hunderundfünfzig Verheerungen, so dass deren auf jedes sechste Jahr eine kommt. Während ihre Zahl im siebzehnten Jahrhundert die höchste Höhe erreicht, fällt sie plötzlich im achtzehnten und neunzehnten, ein Umstand, der sich durch den eifriger und rationeller betriebenen Deichbau erklärt. Denn nicht die Höhe, welche das Wasser erreicht, sondern die Verwüstung, welche es anrichtet, macht die Sturmfluth zu einer grossen oder historisch denkwürdigen. In alter Zeit aber waren wegen der geringern Höhe und des mangelhaftern Zustandes der Deiche auch die weniger heftigen Fluthen verderblich.

Nach der Einführung des Christenthums in Nordfriesland brachte man wohl besonders unheilvolle Ueberschwemmungen in Verbindung mit den Heiligen, denen die Tage geweiht waren, auf welche jene fielen, denn ein Name haftet besser im Gedächtniss als eine abstracte Zahl. Von allen Heiligen aber hat jener St. Gallus, der im sechsten Jahrhundert als Apostel von Irland nach Deutschland reiste und den Rest seines Lebens taufend in einer Wüstenei zubrachte, für Nordfriesland die traurigste Bedeutung erlangt. Denn sieben grosse Fluthen fielen auf den ihm geweihten Tag und erhielten nach ihm den Namen; der 16. October wurde daher in Friesland als ein Erinnerungstag grossen Unglücks gefeiert. Die heilige Walpurgis, aus deren Leib das berühmte wunderthätige Oel träufelte, das nie verdarb, war unsern Gegenden nicht gnädig, und auch Cäcilie, die Patronin der Musik, hat sich in der grossen Cäcilienfluth des Jahres 1412 ein trauriges Andenken gestiftet. Nicht wenig Fluthen zeichnen den Epiphanientag der heiligen drei Könige aus, denselben Tag, an welchem man in Russland aus den Städten auf's Wasser pilgert, im Eise der Newa und anderer Flüsse Löcher schlägt, um die Kinder dort zu taufen; in Friesland wurde der Schrecken dieses Tages noch dadurch vermehrt, dass Sturm und Fluthen Eisschollen gegen die Deiche und die Wohnungen der Menschen schleuderten. Aber auch die Heiligen insgesammt haben ihre schützende Macht auf die Ostküste der Nordsee nicht ausgedehnt; der ihnen geweihte Tag, der 1. November, ist hier in mehr als einem Jahre ein Unheilstag gewesen; vor Allem aber der des Jahres 1570, in Veranlassung dessen das Sprichwort aufkam:

„Allerhilligen Dag
Fresland wol beklagen mag."

Wenn von den meisten Fluthen fast nur die Jahreszahl oder dazu das Datum auf die Nachwelt kam, die dieselben begleitenden Einzelheiten aber, wie das Meiste in der Geschichte, der Vergessenheit anheimfiel, so ist es begreiflich, dass aus den Berichten der Hergang bei der allmähligen Zertrümmerung der oben skizzirten friesischen Utlande nicht mehr in allen Einzelheiten zu erkennen ist. Ausser den Angaben kahler Jahreszahlen, mit denen Ueberschwemmungen in Verbindung gesetzt werden, ohne dass auch nur die Ausdehnung derselben angedeutet wäre, finden wir bei Heimreich aus der früheren Zeit hier und da nur einige wenig sagende Bemerkungen, durch welche der Ungestüm dieser oder jener Fluth hervorgehoben wird. So haben im Jahre 1020 „die Wasser nicht anders gewittert, als wenn sie „voll Feuers gewesen;“ so ist „die erschreckliche Wasserfluth“ des Jahres 1204 „nach der Sündfluth, „Andre setzen nach Christi Geburt, die allergrösseste „gewesen.“ Ueber die Umgestaltung der Utlande erfahren wir hierdurch Nichts. Nach der Landesbeschreibung Dankwerths reicht der festere Zusammenhang der westlichen Gegenden, als diese nur noch von schmalen Seestrassen durchzogen waren, nur bis an die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; wann aber durch gewaltsame Erweiterung dieser Strassen die spätern Inseln gebildet wurden, darüber herrschen nur unsichere Vermuthungen. So viel jedoch scheint aus den dürftigen Nachrichten mit Sicherheit hervorzugehen, dass die Zeit, welche dem Jahre 1240 folgte, an der Umgestaltung der Utlande den grössten Antheil hat.

Der erste Monat des vierzehnten Jahrhunderts, wenn man nicht das Jahr 1300 noch zu dem vorigen rechnen will, brachte über die Utlande eine der ver-

derblichsten Ueberschwemmungen; es war am Tage des heiligen Marcellus. „Vier Ellen hoch“ über die Deiche stürzte das Wasser und „kehrte Städte und Dörfer um.“ Schon das Jahr 1240 hatte im südlichen Theil des alten Nordstrand, da wo die Hewer ihn begrenzte, eine grosse Umwälzung bewirkt. Zwischen den beiden jetzigen Inseln Pellworm und Nordstrand lag an einem sichern Hafenbassin die Stadt Rungholt und rund umher eine Zahl blühender Dörfer und Kirchen. Dieser reichste und fruchtbarste Landstrich des Strandes war der in die Hewer eindringenden Fluth am meisten ausgesetzt und erlag nun diesem zweiten Angriff des Jahres 1300. Sieben Kirchspiele sollen nach dem Bericht ein Raub der Wellen geworden sein. Im Norden der Utlande, westlich von den jetzigen Dünen Sylts, wo nun das freie Meer ebbt und fluthet, lag an einer Bucht die Stadt Wendingsted mit ihrem altberühmten Hafen; damals verschwand auch sie, und Sylt erhielt eine westliche Meeresgrenze, an der keine Schiffe mehr landen und ankern. Die grössern Wasserstrassen, die von Westen nach Osten gehen, erweiterten sich, wie die schmalen Seerinnen zwischen dem Festland und den Aussenlanden; die gänzliche Abtrennung dieser von jenen, wie die innere Zerstückelung wurde besonders in dieser Marcellusfluth vorbereitet, welcher fast hundert Jahre früher schon eine an dem Tage desselben Märtyrers und Papstes vorangegangen war.

Diese Fluth muss eine sehr grosse Ausdehnung gehabt haben, denn wahrscheinlich durch sie wurden auch alle Kirchen Helgolands bis auf zwei hinweggerissen. Sie muss mit einer seltenen Gewalt gewüthet haben, denn aus einer östlich von Rungsolt gelegenen höheren Gegend löste sie eine grosse Strecke Moorland

ab und trug dasselbe über die Hewer nach Eiderstedt, wo es sich auf fruchtbare Aecker lagerte. Die frühern Eigenthümer des versetzten Landes, die aus demselben ihren Torf gegraben hatten, machten Anspruch auf die Benutzung auch an seiner neuen Stelle; die Eiderstedter dagegen verlangten die gänzliche Wegräumung des unwillkommenen Geschenkes von ihren Aeckern und Wiesen. Da nun dieses nicht geschehen konnte, wurde den letztern das Recht des Eigenthums zugesprochen.

Bald nach der Mitte desselben Jahrhunderts, nämlich 1354 und 1362 vollendeten ebenso schreckliche Ueberschwemmungen die begonnene Umgestaltung dieser nördlichen Gegend der Aussenlande, kurz nachdem der Schwarze Tod auch hier zahlreiche Opfer gefordert hatte. Noch am 8. September 1362 ging die Sonne über Dörfern und Kirchspielen unter, die nördlich von Föhr und Amrum und südlich von Sylt gegen die schmale, zwischen jene Inseln hindurch gehende Seestrasse sich erstreckten, so dass die Bewohner der einen und andern Harde Nachbarn waren. Aber am Morgen des folgenden Tages war jene Strasse bis auf eine Meile erweitert, und die an ihr landeinwärts gelegenen Dörfer und Kirchen waren in der Finsterniss einer einzigen Nacht verschwunden. Da nun zwischen Sylt und Föhr das Wasser in ungleich grösserer Menge und heftiger durchströmte, musste letztere Insel durch einen Deich geschützt werden. Diese Mitternachtsfluth wird von Heimreich als die „allergrösseste“ bezeichnet, und Clement bemerkt, dass sich kein einziger Landestheil in Nordfriesland fand, wo nicht Kirchen und Dörfer in die See versanken.

Vielleicht war es dann die Allerheiligenfluth des Jahres 1436, von Heimreich eine „grosse Manntränke“

genannt, über welche durch Aufzeichnungen eines damals Lebenden etliche Specialitäten auf uns gekommen sind. Das alte historische Document ist unter dem Namen der Sylter Antiquitäten Hans Kielholts bekannt, und wenn auch ungeschickt und kindisch abgefasst, so wird es doch in mehr als einer Hinsicht wichtig für die Kunde der Vergangenheit Nordfrieslands gehalten. In dem Dorfe Eidum, von dessen Kirche das Gemäuer noch zu Danckwerths Zeit am Ufer stand, also in der äussersten westlichen Gegend Sylts, war Herr Albertus aus Kiel Prediger. Nach damaliger Sitte verheirathet, hatte er seinen achtjährigen Sohn, jenen Hans Kielholt, mit dahin gebracht, ihn jedoch bald wieder fort auf eine gelehrte Schule und von da auf die vor Kurzem begründete Leipziger Universität gesandt. Während er nun dort studirte oder informirte, kamen ihm, wie er schreibt, seltsame Nachrichten von dem Zustande des Landes zu, das er verlassen hatte; er konnte nicht glauben, dass dasselbe in Wasser sollte versunken sein; denn er erinnerte sich, Sylt hatte im Westen ein Ufer, das die Bauern die Bank nannten, braun und hart, sodass, wenn man mit dem Hammer darauf schlug, es wie Eisen absprang. Bald darauf erhielt er jedoch von seinem auf dem Todtenbette liegenden Vater die Weisung, schnell nach Hause zu kommen. Er war aber damals Informator, auch waren die Tage zu kurz zur Reise, weshalb er erst im Frühjahr aufbrach und in einer Zeit von vier Wochen und drei Tagen den Weg von Leipzig nach Eidum zurücklegte. Zu Hause angekommen, fand er seinen Vater nicht mehr am Leben; seine reichen Güter hatten die „Officialen des Papstes“ schon an sich genommen. Hierüber, sagt Kielholt, wolle er nicht klagen, sondern

um das schöne und auserwählte Land, das so mit Wasser überlaufen ist, dass man nimmermehr mit Füssen darauf treten wird. Was ihm also in Leipzig unglaublich erschienen war, das muss er nun mit Augen sehen. Alte Leute erzählen ihm von der frühern grossen Ausdehnung des Landes und von dem Reichthum seiner Bewohner. Soll doch ein einziger Bauer von seinem Eigenthum so viel Einkommen gehabt haben, als der König aus dem ganzen Lande. Das schöne Korn hatte die Leute daselbst reich gemacht; sie hatten fast Alles, was sie brauchten, im Lande, auch Holz und Torf, und was sie nicht hatten, das holten sie zu Wagen von Hoyer an einem und demselben Tage. Nun aber fand er das Ackerland seines Kirchspiels alles mit Wasser überlaufen; seines seligen Vaters schöne Kirche stand zwölf Fuss tief im Meere; fremde Seefahrer waren gekommen und hatten das bleierne Dach und drei Glocken davon fortgeschleppt. Am Ufer aber hatte sich der Sand zu Hügeln aufgehäuft; das sind neu entstandene Dünen, über deren Vorhandensein Hans Kielholt in Verwunderung geräth; er wird sie als Knabe nicht gesehen haben.

Da, wie erzählt ist, in der Gegend Nordstrands, wo Rungholt mit seinen Kirchspielen gelegen hatte, ein Meerbusen tief ins Land gedrungen war, so war damit die fernere Verwüstung der Landschaft nicht bloss eingeleitet, sondern ihr auch der Weg vorgezeichnet. Allerdings stellten die Einwohner dem weitern Eindringen des Meeres Deiche entgegen, jedoch nicht mit ausreichender Sorgfalt. Die dem Wasser zunächst gelegenen Districte sind seit jener grossen Fluth mehr als einmal überschwemmt, die mehr landeinwärts gelegenen jedoch durch die Binnendeiche geschützt ge-

wesen, bis im Jahre 1615 nach Danckwerths Bericht „das wütende Meer beynah den ganzen Nordstrandt gleichsamb mit sturmender Hand eingenommen," sodass nur die zwei Kirchspiele Pellworm und Trindermarsch trocken blieben. Nach dieser schweren Erfahrung haben die Einwohner sich fleissig an die Befestigung ihrer Insel gemacht und schon 1628 den Schaden überwunden gehabt, „dass sie in gutem Zu„stand in ihrem irdischen Paradeis, aber auch wohl nicht „ohne Sünde hingelebt." Heimreich berichtet, dass man damals vor Gefahr ganz sicher gewesen; sachkundige Männer äusserten, Nordstrand habe nun ringsum einen eisernen Ring, hinter dem sich ruhig schlafen lasse. Nach vollendeter Arbeit steckte der Deichgraf in Riesummohr den Spaten in den schützenden Wall mit den Worten: „Trotz nun, blanke Hans!"

Da erhob sich an einem Sonntag Abend, es war der 11. October des Jahres 1634, als die Sonne schon untergegangen war, ein heftiger Orkan aus Südwesten, der sich in der Nacht nach Nordwesten wandte, bei welcher doppelten Richtung die Fluth immer am höchsten steigt. Sehr bald spülte diese über die hohen Deiche, und indem das Wasser nach innen abfloss, wühlte es sich tief in die Erde und gestattete dem von aussen drängenden Meere den ungehinderten Eingang an vierundvierzig Stellen. In wenig Augenblicken stand der ganze Strand unter Wasser, und in einer einzigen Stunde waren zwanzig Kirchspiele verwüstet. Die Wellen spielten mit den Trümmern von dreizehnhundert Häusern und dreissig Windmühlen; „nur die festern Kirchthürme und Kirchen ragten, wie Hansen schreibt, obgleich auch beschädigt, aus diesem wilden Chaos, aus diesem grossen Kirchhof wie kolossale

Grabmäler hervor.“ Was jetzt noch übrig ist, die beiden Inseln Pellworm und Nordstrand, die westliche und östliche Ecke des so reichen und furchtbaren Landes, sind später mit vieler Mühe dem Meere wieder abgewonnen, während die nördliche Gegend und das zwischen jenen Inseln liegende Land, das anfangs bei jeder Ebbe trocken lag, durch Deiche nicht geschützt, nach und nach vom Meere fortgeführt wurde.

Das war die letzte der grossartigen Umgestaltungen der nordfriesischen Utlande, deren zerrissene und zerbröckelte Gestalt, wie sie jetzt die Karte zeigt, freilich von zahllosen Ueberschwemmungen Zeugniss giebt, zumeist aber doch das Werk des dreizehnten, vierzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist. Die spätern Fluthen, besonders die Weihnachtsfluth des Jahres 1717, die in der Nacht zwischen 1720 und 1721 und die höchste von diesen im Februar 1825, haben freilich auch Deiche überspült und zerrissen, Häuser und Menschen weggeschwemmt, aber doch verhältnissmässig nur noch im Kleinen an jener Form geändert. Ueber den Untergang des südwestlichen Theils, des mythischen Südstrandes, der in die Nähe Helgolands gereicht haben soll, fehlt es an sichern Daten.

Die alten Chronisten pflegen bei den grössern der Fluthen die Zahlen der in denselben umgekommenen Menschen anzugeben, Zahlen, die zuweilen ans Fabelhafte grenzen. So sollen in der Allerheiligenfluth des Jahres 1570 in sämmtlichen Gegenden, wohin dieselbe drang, über vierhundertausend Menschen ihr Leben eingebüsst haben, aber in Nordfriesland allein zwanzigtausend. Mehr als einmal werden die Opfer nicht nach bestimmten, sondern nach vielen oder hundert Tausenden gezählt. Einige dieser furchtbarsten Ueberschwem-

mungen haben sich, weil, wie Heimreich sagt, Mann an Mann ertranken, unter dem Namen der Manntränken in dem Gedächtniss des Volkes erhalten, wie die Fluthen der Jahre 1162, 1362 und 1532, von denen die letztere auch wohl ohne Weiteres die grosse Fluth genannt ward. Je näher die Verwüstungen der Gegenwart liegen, desto mehr weichen die allgemeinen, ins Ungeheure gehenden Zahlenangaben einer genauern Aufzählung der in den einzelnen Districten erlittenen Verluste. So erfahren wir, dass in der Fluth von 1532 allein in Eiderstedt elfhundert, und in Nordstrand funfzehnhundert Menschen ertrunken sind. Unter denselben waren drei Prediger, die auf einer Kindtaufe beim Küster vom Wasser ereilt wurden, und deren Namen in folgenden Versen erhalten sind:

„Ein Pastor und twe Prediger zart,
De musten ok mede up de Fahrt;
De eine heth H. Hertich, der andre H. Detleff,
Petrus heth de drüdde, de ok mede bleff.“

Zahlen und Namen, wenn erstere auch noch so gross sind, veranschaulichen das Grausenhafte dieser Naturereignisse nicht, die sich in ihren schrecklichen Wirkungen, wie hinsichtlich der in ihnen herrschenden Angst und furchtbaren Noth, nur mit Erdbeben vergleichen lassen, wenn diese volkreiche Städte in Trümmerhaufen verwandeln. Und doch ist es noch fraglich, wo das Elend der Menschen grösser ist. Denn solch ein Erdbeben ist das Werk eines Augenblicks; die Meisten sind, ohne dessen inne zu werden, schnell dahin gerafft, während die unglücklichen Opfer der Sturmfluthen den Tod langsam und sicher herankommen sehen. Der stärkere Mann klammert sich an die Balken seines schwankenden Hauses noch eine Stunde

oder zwei, nachdem die schwachen Kinder und das Weib vor seinen Augen weggerissen sind. Oft weiss er auch das nicht sicher, sondern ahnt es nur, nämlich wenn die Nacht finster ist, und er vor dem Heulen des Sturmes, dem Prasseln des Regens, der Brandung der Wogen nicht hören kann, ob die Seinen noch nach Hülfe schreien. Freilich ist das Loos Derer schrecklich, die nach einem Erdbeben Tage lang unter den Trümmern schmachten müssen; aber nicht minder schrecklich ist die Lage der aus der ersten Wuth der Ueberschwemmung Geretteten. Sie haben sich auf die Böden ihrer Häuser geflüchtet; aber die Dächer sind ganz oder zum Theil abgedeckt; durch die weiten Oeffnungen fährt der kalte Herbstwind und dringt der Regen ein. Das Haus steht nur noch auf den „Stendern", alles Mauerwerk ist herausgeschlagen; Betten und Kleidung, alle Mobilien und Nahrungsmittel sind von den eingedrungenen Wellen weit hinweggeführt; wohin das Auge blickt, überall eine grosse Wassermasse, die sich durch die Wehlen der Deiche nicht so schnell wieder verlaufen kann, und nun mit Trümmern und Leichen spielt. So harren die Uebriggebliebenen halbnackt in Hunger, Durst und Kälte, bis sich der Erdboden wieder zeigt, oder bis ein Boot zur Rettung naht.

Die oft erwähnte nordfriesische Chronik des Pastor Heimreich versinnlicht einigermaassen die Schrecknisse der grossen Fluth des Jahres 1634, welche den Nordstrand fast ganz verwüstete. Der gegen die Nacht aus Nordwesten wehende Sturm riss haufenweise starke und dicke Bäume mit den Wurzeln aus, deckte die Häuser ab oder führte sie ganz hinweg. Finsterniss verhüllte Allen das so urplötzlich in Meer verwandelte Land und

nahm zugleich alle Mittel zur Rettung. Viele sind aus ihren Betten durch die Fluth jählings fortgerissen, Andere, durch den Ungestüm des Windes geweckt, haben noch zu entfliehen versucht, ehe das Schicksal sie ereilte; wieder Andre, da sie der Unmöglichkeit der Rettung inne wurden, haben, wie Heimreich schreibt, „sich und ihre Weiber und Kinder mit Stricken an„einander gebunden, dass, wie sie alle die Natur und „die Liebe vereiniget, also auch sie die grausamen Wel„len nicht möchten trennen.“ Die sich mit ihren Hausgenossen auf die Dächer geflüchtet haben, sind auf denselben als auf Schiffen herumgefahren, bis die Dächer auseinander gingen, und mit dem einen Stück der Vater, mit dem andern die Mutter, mit dem dritten die Kinder fortgeschleudert wurden; sie sind an den noch stehenden Häusern vorübergeführt, wo man ihr Hülfegeschrei wohl gehört hat, sie aber nicht hat retten können. Dazu hat hie und da der Sturm eine Feuersbrunst angefacht, und die Menschen sind aus Angst vor dem Feuer ins Wasser gesprungen. Von den acht- bis neuntausend Bewohnern Nordstrands waren am Morgen des 12. Octobers nur noch ungefähr zweitausend übrig geblieben.

Selbstverständlich ereignen sich auch in solcher allgemeinen Noth, wo an ein Entfliehen nicht zu denken ist, und der Mensch widerstandslos das Unheil näher und näher kommen sehen muss, Fälle unverhofft, fast wunderbarer Rettung aus der Gefahr. So sind nach des Chronisten Heimreich Bericht in einer Fluth des zwölften Jahrhunderts lebende Kinder in Wiegen, Mulden und Fässern, und Männer auf Balken weithin getrieben und „in fremder Gegend zu Lande gekommen.“ Solches geschah nach Heimreichs Bericht zu

seinem Glück dem ehemaligen Bürgermeister zu Tönningen, als er sich, um eine Frau aus dem Wasser zu retten, in einen Braubottich setzte; der starke Strom trieb ihn gegen die Eider, und obgleich er „Allen gute Nacht gesagt“, ist er doch nach langer Irrfahrt in Dithmarschen gelandet. Wahrscheinlich ist auch damals wie so oft dem rasenden Sturm Windstille gefolgt. In der grossen Ueberschwemmung des Nordstrandes ist eine alte fromme Frau, während ihr Haus um sie niederschlug, in ihrem Bette auf eine nahe Werft getrieben „und ihre Oberdecke ist nicht einmal nass geworden.“ Der Sohn des Chronisten erzählt, dass in der Fluth von 1717 ein Mann mit dem Obertheil seines Hausdaches über drei Viertel Meilen weit geschwommen ist und so sein Leben erhalten hat. Fast ans Wunderbare grenzt die Rettung eines Ehepaares auf dem jetzigen Nordstrand in derselben Ueberschwemmung. Die Leute bewohnten ein Haus, das ohne die gewöhnliche Erhöhung auf ebnem Felde stand. Das ganze Haus wurde vom Wasser aufgehoben, fortgetragen und auf eine sichere Stelle des Deiches gesetzt. Damals ahnten die Bewohner dieser Insel hinter ihren Deichen ebenso wenig als der Prediger auf der Hallig die grosse nahe Gefahr. Aber da die Katholiken daselbst um Mitternacht aus der Christmesse nach ihren Wohnungen gingen und gewahrten, dass die Fluth schon oben am Deiche spülte, haben sie die an den gefährlichen Stellen wohnenden Menschen geweckt und vielen das Leben gerettet.

Mit der Erhaltung des Lebens in einer solchen Fluth ist oft nur sehr wenig gewonnen, denn nicht selten sind die langen Folgen derselben schrecklicher noch, als das schnell hereinbrechende Unglück. „Es

„ist billig zu merken," schreibt Heimreich, „dass solche „Ergiessungen der Wassere nicht allein eine Straffe an „ihnen selbst seyn, sondern auch Bedeutungen andrer „Straffen, als des Sterbens und der Pestilenz, wie nach „der Anno 1230 ergangnen Fluth ein solches Sterben „ist erfolget, dass kaum der zehende Mensch überblieb." Leicht ist übrigens aus einer Ueberschwemmung das darauf folgende Unheil zu prophezeien. Denn Korn und Heu in den Scheunen wird weggeschwemmt oder verdirbt im salzen Wasser; mit der keimenden Wintersaat ist sogar die Hoffnung auf die Ernte des nächsten Sommers vernichtet; das Vieh ertrinkt, wie allein in der Fluth auf Nordstrand über funfzigtausend Stück; das gesammelte Trinkwasser wird ungeniessbar; die Wohnungen, zum Theil ganz zertrümmert, zum Theil arg beschädigt, bieten keinen Schutz gegen den rauhen Winter, und auch die Feuerung ist sammt Betten und Mobilien ein Raub der Wellen geworden. Da ist es kein Wunder, dass Seuchen und Theuerung den Ueberschwemmungen folgen, dass nach diesen zuweilen ganze Dörfer ausgestorben sind. Unter solcher Noth, wenn es an Menschen und Lebensmitteln fehlt, wenn die Wiesen versandet und aufgewühlt, die Aecker mit Unrath bedeckt sind, sollen dann vor allem mit ungeheuren Kosten die Deiche wieder hergestellt werden, durch deren Oeffnungen das Meer ungehinderten Zutritt hat. Nicht selten ist das ganz unmöglich; oder man zieht sich mit dem neuen Deich auf einen kleineren Raum zurück und baut aus dem Material der draussen gelassenen Häuser und Kirchen neue Wohnungen — ein trauriger Umzug!

Das Schicksal der zwei- bis dreitausend aus der grossen Fluth von 1634 geretteten Bewohner des alten

Nordstrandes möge uns die bösen Folgen veranschaulichen, die ein solches Unglück nach sich zieht. Heimreich berichtet uns, dass, „nachdem der höchte Gott in „seinem zwar grimmigen, jedoch gerechten Zorn schier mit „dem Nordstrand den Garaus gemacht, Ihre Hochfürstliche „Durchlaucht, Herzog Friedrich III., sich solchen erbärmlichen Schaden hoch zu Gemüthe gezogen“ und im Jahre darauf verordnet habe, dass Jeder sein Land, wie das seiner umgekommenen Verwandten, das er zu erben gedenke, solle aufzeichnen lassen und mit der Bedeichung desselben den Anfang machen, dazu fremde Arbeiter herbeiziehen; die geretteten Güter, deren Eigner nicht mehr aufzufinden, sollen zur Eindeichung verwendet werden; diejenigen aber, welche diese Arbeit auf sich nehmen wollen, sollen sechs Jahre lang von allen Abgaben befreit bleiben, jedoch sollen sie von dem „eroberten Land“ zum Unterhalt der Kirchendiener das Erforderliche auslegen.

Sogleich machte man sich ans Werk. Man zog um eines der Kirchspiele, um die Trindermarsch, an der Bucht gelegen, die einst durch die Verwüstung Rungholts gebildet worden war, einen neuen Deich; doch derselbe wird im folgenden Herbste wieder weggerissen, und auch alle spätere Arbeit ist vergebens. Man versuchte es in einem andern Kirchspiel, aber gleichfalls ohne Erfolg. Glücklicher war man auf der Südwestecke des alten Nordstrandes, im Kirchspiel Pellworm. Hier arbeitete man unermüdet so, dass nach drei Jahren das Meiste des bedrohten Landes schon gesichert war.

Dagegen hatten sich die geretteten Bewohner des südöstlichen Theils der verwüsteten Insel einstweilen auf eine hohe unfruchtbare Stelle zurückgezogen, wo

vorher weder Gras noch Korn gewachsen war, wo sie sich kümmerlich mit Fischerei, salzer Gräsung und Torfgraben nährten. Das ist die Entstehung der jetzigen Hallig Nordstrandischmoor. Den dorthin geflüchteten Armen bewilligt „Ihre fürstliche Durchlaucht gnädigst, dass sie daselbst ihren eignen Gottesdienst möchten anstellen“, und ihre Prediger von dem Gelde besolden, das aus dem Verkauf der zerstörten Kirchengebäude und der Leichensteine gewonnen ward. Der geistlichen Noth war somit landesväterlich abgeholfen; im Uebrigen aber glichen die armen, von ihrem Grund und Boden Vertriebenen einem Bettler, der vom Fürsten die Erlaubniss erhalten hat, sich in der Residenz ein Haus zu bauen. Denn es fehlte ihnen an Händen und Geld, ihr vom Meere hart bedrohtes Eigenthum durch Deiche zu schützen. Herzog Friedrich trat deshalb mit „den hochmögenden Staaten der vereinigten Niederlande“ in Unterhandlung, die danach einen Deichgrafen zur Schätzung des etwa zu gewinnenden Landes sandten. In Folge dessen bewarben sich Niederländer um die Erlaubniss, das Werk auszuführen, wofür sie den vollen Besitz der gefährdeten Ländereien verlangten. Obgleich nun die Eigenthümer, die sich derweile auf dem Moore angesiedelt hatten, dagegen supplicirten und verlangten, dass ihnen ihr väterliches Erbe verbleibe, wie es sich von selbst verstand und überdies versprochen war, so wurde doch den Fremdlingen im Juli 1652 von Regierungswegen Alles contractlich abgetreten, Aecker, Wiesen, Moorland und Kirchenländereien, das Recht der Fischerei und Jagd, Criminal- und Civiljustiz, und nur der „Seefund“, die Civilappellation und die „Superiorität“ bleibt dem Herzog vorbehalten, dem die Contrahenten Treue zu geloben haben. Was sie bedeichen,

soll ihnen eigenthümlich zugehören; sie sollen das Recht haben, es nach Gefallen zu benennen, zu behalten oder zu verkaufen; sie sollen spätestens im Jahre 1654 mit der Bedeichung den Anfang machen, von da aber sollen sie so wenig oder so viel, so schnell oder so langsam eindeichen, als ihnen beliebt, und die Erde dazu wegholen, wo sie wollen, die nöthigen Grassoden aber von den Halligen nehmen gegen Bezahlung — das war das Weideland, fast der einzige Nahrungsquell der armen Ueberschwemmten; sie sollen gleichfalls gegen Bezahlung Sträucher, Reisige und Pfähle aus den zunächst gelegenen Holzungen Ihrer fürstlichen Durchlaucht holen dürfen, jedoch so, dass „dero Wildbahn“ ja keinen Schaden leide, wie sie auch bei ihrer freien Fischerei den hochfürstlichen „Rochelfang“ nicht stören dürfen; sie sollen ohne eine zu leistende Entschädigung alle alten Kirchthürme, Glocken, Kirchenornamente, Predigerhäuser und Schleusen in Besitz nehmen; sie sollen freien Handel in allen fürstlichen Ländern und Städten haben, so lange ihre Deiche dauern, und vor dem Ablauf des vierzehnten Jahres nach Vollendung des Deichwerkes keinerlei Abgaben entrichten; sie sollen freien Kultus ihres katholischen, lutherischen und reformirten Glaubens üben dürfen, nach ihrem Belieben verfügen über alle Kirchenländereien und Güter, über Prediger, Küster, Schulen und Hospitäler; sie sollen ihr eigenes Recht sich selbst bestimmen, Gerichte einrichten ohne Appellation, Beamte einstellen, „wie und wo es ihnen bequemest dünken würde“, und diese selbst beeidigen; alle früheren Bedeichungsprivilegien und Contracte Sr. fürstl. Durchlaucht sollen hiermit annullirt sein; vor allen Ansprüchen der frühern Eigenthümer, Creditoren oder Privilegirten sollen die Frem-

den ohne Kosten und Schaden gesichert sein; sie sollen das Recht haben, alle im Lande noch vorhandenen Häuser, nach unparteiischer Leute Werthschätzung, an sich zu nehmen; wäre aber die verlangte Summe zu hoch, so sollen die Eigenthümer der Wohnungen verpflichtet sein, dieselben auf Verlangen „von Stund an“ abzubrechen. Wenn endlich die einmal von ihnen eingedeichten Ländereien wieder überschwemmt würden, und sie genöthigt wären, „den Spaden auf den Deich zu setzen“ — wer den Spaten auf den Deich setzt, begiebt sich seines Eigenthumsrechtes — so sollen sie dennoch nicht, wie die früheren Bewohner, ihre Rechte dadurch verlieren.

Will man sich alles Urtheils über das Verfahren des Herzogs von Schleswig gegen seine eigenen und unglücklichen Unterthanen enthalten, so geht doch zum wenigsten aus diesen Regierungsmassregeln klarer als aus aller Beschreibung die Grösse des Elends hervor, das eine solche Ueberschwemmung zur Folge hat, und wie ungemein schwierig es sein muss, dem Meere seine Beute wieder zu nehmen. Zehn Jahre nach dem Unglück wird den so hart Getroffenen durch ein Mandat befohlen, den Fremdlingen Alles abzutreten. Heimreich erzählt, als er dies Proclam am sechszehnten Sonntage nach Trinitatis von der Kanzel kund gemacht, da ist das „nicht ohne bittre Zähren der alten Landeigner angehört“. Während nun die Fremdlinge in den folgenden Jahren einen Deich von ungefähr drei Meilen Länge aufführten, und so das jetzige fruchtbare Nordstrand aus dem Meere wieder heraufholten, mussten von jenen einige sich als Knechte verdingen, wo sie Herren waren, andere wanderten aus, nach Holland, wo sie Seedienste nahmen, oder bei Handwerkern arbeiteten, andere zogen

nach Föhr, wo sie zum Aufblühen des Fleckens Wyk die Hauptveranlassung wurden.

Die spärlichen Nachrichten über die Zertrümmerung der nordfriesischen Utlande verdanken wir den gelegentlichen Notizen christlicher Prediger. Ohne Ausnahme erblicken diese in den Sturmfluthen gerechte göttliche Strafgerichte; aber weil doch die Geheimnisse einer „gütigen Weltregierung“ der Erklärung bedurften, so mag der sittliche Zustand, der hier keinenfalls schlechter war als anderswo, den Geistlichen unter Einwirkung der grausenhaften Naturereignisse in einem trüben Lichte erschienen sein. So behauptet besonders von den Bewohnern Nordstrands einer ihrer Prediger schon vor der letzten entscheidenden Ueberschwemmung, „dass sie diese Landstrafe wohl verdienet“, weil sie jederzeit „frech und ruchlos“ gewesen, auf sich selbst viel gehalten, dagegen die Fremdlinge — wozu zum Theil auch die Prediger gehörten — verachtet haben, „die sie aus keiner oder doch liederlicher Ursache ent„leiben; achten's auch nicht höher, als ob sie einen „Hund erschlagen hätten“. Können sie mit Fremden nicht anbinden, so fallen sie übereinander her und stossen sich ihre „Brodmesser“ in den Leib; durch „gute Advocaten und Geschenke“ aber wissen sie sich von der Ahndung frei zu machen. Ehebruch, Wucher, Schwelgerei „ist ihnen vorzeiten (!) so angenehm ge„wesen, dass ein Tagelöhner sechs oder sieben Mal im „Sommer gegessen, und das Tischtuch den ganzen Tag „über nicht vom Tische gekommen“. Gegen solche Ueppigkeit aber haben „Ihrer fürstl. Gnaden strenge Mandaten“ nichts ausrichten können; sie bleiben vielmehr „frech und hartnackicht in ihrem Unglücke“. Dergleichen christliche Testimonia stehen, wie das

nächste Kapitel darthun wird, in Widerspruch mit dem, was man sonst von der Art und dem Charakter der Friesen weiss, und sicher ist der Vorwurf grassirenden Ehebruchs eine Unwahrheit. Der besonnene Heimreich ist weit entfernt, über seine unglücklichen Landsleute so den Stab zu brechen. Dennoch überschreibt auch er das Kapitel, das über die Verwüstung des Nordstrandes handelt, „Von der Anno 1634 ergangenen landverderblichen Sündenfluth", und wendet überhaupt diese Bezeichnung zum öftern auf die Fluthen an, von denen er berichtet. Seiner Chronik setzte ein Magister Abel Finken „ein klägliches Trauergedicht" voran, in welchem er besingt, wie nach der vergönnten, aber nutzlos verstrichenen Busszeit

„Die Wellen Gottes Sache
Hie trieben mehr als scharf, und übeten die Rache."

Dieselbe Ansicht von der eigentlichen oder moralischen Bedeutung der grossen Sturmfluthen treffen wir auch in weit früherer Zeit. Nach der grossen Allerheiligenfluth des Jahres 1532 hat man die Jahre datirt und Busstage angeordnet „zur Abwendung des göttlichen Zorns". „Kommt es nicht", fragt ein alter friesischer Prediger, „von der Unheiligkeit der Menschen „her, dass der Allerheiligentag so oft ein Tag des Zor„nes gewesen ist?" Als die wahre Ursache der grossen Fluth vom Jahre 1300, in welcher Rungholt unterging, nennt Heimreich „die übermachte Sünde und Bosheit „der Einwohner, die Gottes heiliges Wort und die „Sacramente verachtet"; mehr vorsichtig als gläubig fügt er jedoch hinzu: „dazu denn auch gekommen ist, „dass die Teiche zu der Zeit gar niedrig und gering „gewesen". Die christliche Ansicht von der moralischen Bedeutung der Rungholter Verwüstung ist in einer Sage

ausgesprochen und aufbewahrt. Einige verwegene Leute machten eine Sau trunken und legten sie in's Bett, sandten alsdann zum nächsten Priester mit der Bitte, er möge kommen und einem im Sterben liegenden Kranken das letzte Abendmahl reichen; sie hatten aber vorher beschlossen, denselben, wenn er ihnen nicht den Willen thun würde, in's Wasser zu stürzen. Der Priester hat sich, ehe sie Hand an ihn legen konnten, unvermerkt davon gemacht, ist aber auf seinem Heimwege von zwei Burschen, die im Kruge zechten, aufgehalten. Als er nun diesen die Schmach, die ihm widerfahren, geklagt, haben sie sich die Büchse mit der Hostie zeigen lassen und Bier dahinein gegossen, indem sie lästernd sagten, dass, wenn sein Gott dadrinnen sei, er auch mit ihnen trinken müsse. Der christliche Prediger ist alsdann in die Kirche gegangen und hat, anders als sein biblisches Vorbild, die Strafe des Himmels auf die Ruchlosen herabgefleht, und in der Nacht darauf ist ihm durch eine Offenbarung mitgetheilt, dass das Land, wo Solches hatte geschehen können, solle verwüstet werden. Wie er alsdann den Rücken wandte, haben sich Sturm und Meer erhoben und Rungholt mit den sieben Kirchspielen gänzlich verschlungen. Jedoch kann der Glaube an ein Strafgericht, das hier vollzogen ward, nicht allgemein gewesen sein; denn es schien den Mitlebenden das Glück dieser Oerter so sicher gegründet, dass sie einen völligen Untergang auf immer für unmöglich hielten, sondern auf ihre Nachkommen die Ueberzeugung vererbten, diese volkreiche Gegend werde vor dem Jüngsten Gericht noch einmal über den Boden des Meeres erhoben werden. Man sah bei klarem Wetter die Thurmspitzen

aus dem Grunde hervorragen und hörte in stiller Luft den Klang der Glocken tief aus dem Wasser.

Wie die christlichen Chronisten die wahre Bedeutung der Fluthen, die ihre Kirchspiele verheerten, erkannt haben, nachdem sie hereingebrochen waren, so haben sie ihrem Zeitalter gemäss gleichfalls erkannt, dass die Menschen durch allerlei wunderbare Zeichen vorher auf dieselben waren aufmerksam gemacht worden. Solcher Vorbedeutungen wird eine Menge aufgezählt. Die sichersten, sind die himmlischen, vor allem die Kometen, die sich zu rechter Zeit immer einstellen; oder „eine erschreckliche Finsterniss, so auf St. Viti Tag so stark eingefallen, dass man's gleichsam mit Händen hat greifen können." Zum öftern regnet es Blut über den ganzen Nordstrand; Brod und gekochtes Fleisch, Gänsefleisch in Wrixum auf Föhr, wird vor den Augen der Gewarnten in Blut verwandelt. Dann wieder blühen vor einer grossen Ueberschwemmung die Bäume im Herbst; oder es finden sich Aale im Heu; das Wild kommt vom Festland nach dem Nordstrand geschwommen; Hühner legen Eier, in denen Nichts als Wasser ist, oder deren drei an einander gewachsen. Es zeigt sich am Meeresufer ein ungewöhnliches Schwein, ein kugelfestes, mit vier grossen Zähnen im Mund, das sich in die Gestalt eines braunen Pferdes verwandelt; oder zu anderer Zeit ein Fisch, „dessen Haupt einem Sturmhut und dessen Schnabel einem Schwert geglichen." Und zu dem Allem weissagt auch noch 1599 „de gelehrde Jakob" aus Schwerin mit klaren Worten den Untergang aller Kirchen im Lande. Wobei nur zu beklagen war, dass diese „ungezweifelten und gewissen Vorboten" die Leute

nicht eindringlich genug mahnten, Leben und Habe in Sicherheit zu bringen.

Wer tief im Innern des Landes von solchen Ereignissen hört, könnte nicht ohne Grund verwundert fragen, wie es möglich war, dass da noch Menschen blieben, wo nur ein Mal eine so furchtbare Unsicherheit des Eigenthums und Lebens erfahren ward. Muss nicht Jeder lieber im Dienst der Fremde sein Brot essen wollen, als reiches Korn und fette Milch von einem Boden gewinnen, auf dessen Besitz der starke Feind tückisch lauert? Die Bewohner dieser Gegenden können mit ebenso grossem Rechte dagegen fragen, wie in der Nähe des Vesuvs oder Aetnas Jemand nur eine Nacht ruhig schlafen könne. Fruchtbare Thäler sind durch die Ausbrüche dieser Berge in Einöden und blühende Städte in Schutthaufen verwandelt; zu wiederholten Malen sind dort Tausende ein Opfer ihres Glaubens an die Sicherheit ihrer Heimath geworden. Keine Erfahrung hat sie von da weggescheucht; die Uebriggebliebenen bauen ihre Wohnungen auf dem unsichern Grunde abermals. Mit seinen üppigen Obstpflanzungen drängt sich der Mensch in die Nähe des gefährlichen Kraters, so weit, als der eben erkaltete Lavastrom es irgend gestattet. Und in derselben Weise sehen wir in Romanen, auf der Bühne wie im wirklichen Leben die betrogene Geliebte den Schmeicheleien und Gelübden ihres Treulosen neuen Glauben schenken. Wir aber wundern uns darüber nicht, weil wir wissen, dass der sinnliche Eindruck des Augenblicks mächtiger ist als alle frühere, dem widersprechende Erfahrung; denn diese ist, weil vergangen, nur noch eine Vorstellung, die sich zur unmittelbaren Gegenwart verhält,

wie ein schreckendes Phantasiebild der Nacht zur tröstlichen Wirklichkeit des hellen Tages.

Wer in unsere Gegenden kommt und das Meer sieht, wie es im Sonnenlicht eines Sommertages sich freundlich um diese Ländertrümmer legt, der begreift oder ahnt doch die Gewalt, mit der es die Menschen seiner Ufer gefesselt hält. Langsam ebbt es fort und langsam fluthet es zurück und wirft den an seinem Strande spielenden Kindern Steine und Muscheln zu; hier ebnet es sich wie ein Spiegel, und dicht daneben kräuselt sich seine Oberfläche leicht und wirft wie von zahllosen Diamanten das Licht zurück; dann wogt es, tief aufgewühlt, unruhig und spritzt den blendend weissen Schaum weit auf den Ufersand; bald aber säuselt es mit feinen Wellen, wie die Blätter im Walde rauschen. Vom hässlichen Grau und durchscheinenden Grün wechselt es seine Farbe in tiefes Dunkelblau, und erscheint am Abend mit rothen, gelben und violetten Tinten angehaucht. Wer kann da noch an Tücke und gewaltsame Zerstörung denken? Die Ufer mit den Bäumen, die ruhig vor Anker liegenden Schiffe spiegelt es rein zurück, wie ein unschuldiges Kinderauge. Den am Strande Wartenden bringt es die Verwandten und Freunde, oder entführt sie ihnen auf eine viel schönere Weise, als der an die Eisenschienen gebundene Wagenzug, oder die schwere, bestäubte Postkutsche. Die Ostsee hat freundlichere Ufer und sie bespült dieselben, ohne sie fortzureissen. Diese aber verleihen ihr mehr den Charakter eines Binnensees, während der meist kahle Strand, das Gefahr bringende Ebben und Fluthen, die schroffen Contraste der mit dem Weltmeere unmittelbar verbundenen Nordsee ihr unverkennbar den

Charakter der Grossartigkeit geben. So ist dieses Meer wohl im Stande, den an seinen Ufern und seinen Inseln gebornen Menschen eine Anhänglichkeit und Liebe einzuflössen, wie dem Schweizer seine Alpenthäler und Gletscher, und zwar unvermerkt, sodass sie erst fern von ihm inne werden, was sie entbehren, und dass sie es nicht entbehren können.

Dem Sommergast, der mit Zurücklassung seiner Sorgen und Freuden, mit der Empfänglichkeit für die immer neuen Eindrücke des Meeres dasselbe von seiner freundlichen Seite kennen lernt, muss an einem klaren ruhigen Tage der Bericht jener geübten Feindseligkeiten fast als eine Fabel klingen. Der Geschichtschreiber dieser Gegend, der Chronist Heimreich, hält es für nöthig, seine Landsleute, die das Geschilderte selbst erfahren haben, daran zu erinnern, dass sie, wenn sie ruhig in ihren Häusern wohnen wollen, erst alsdann mit ihrer Deicharbeit ein Ende machen dürfen, „wenn dermahleins alle Dinge ein Ende werden gewinnen.“ Schwerlich werden diese Trümmer des zerstörten Landes beim Untergang aller Dinge noch vorhanden sein.

VI.

Die Bewohner der nordfriesischen Utlande.

Allgemeine Charakteristik. Der Name. Erstes Auftreten der Friesen in der Geschichte. Die Zeit des politischen Einflusses. Wechselndes Verhältniss zu Dänemark. Schluss auf den Charakter. Das nationale Bewusstsein und der Egoismus. Bauernrepubliken. Karls der Grossen Freiheitsbrief. Anhänglichkeit an das nationale Recht. Treue gegen die nationalen Götter. Art des friesischen Christenthums. Der friesische Charakter im Verhältniss der Geschlechter. Ausdauer in der Arbeit. Der Deichbau als Bedingung der Cultur. Die Friesen als tüchtige Seefahrer. Egoismus im Privatleben. Pflegma und glückliche Vernunftanlage. Navigations- und Volksschulen. Charakteristische Besonnenheit.

Nach der Schilderung des nordfriesischen Inselandes und seines Schicksals wird man, auch ohne dessen Bewohner zu kennen, geneigt sein, diesen einen hohen Grad von Unerschrockenheit, Fleiss und Ausdauer zuzusprechen, dazu gesunde Sinne und also klaren Verstand, einfache Sitten und Bedürfnisse und wahrscheinlich auch eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Denn ohne alle Frage sind solche Eigenschaften des Herzens und Kopfes erforderlich, wenn Menschen ihre physische Existenz einem so unerbitterlichen Feinde, wie das Meer, zum Theil erst abgewinnen, zum Theil

gegen ihn vertheidigen, und bei der Erfahrung, wie unsicher beides ist, bis auf den letzten Augenblick sich behaupten sollen. Das ist kein Land, wo in bequemer Trägheit Weichlichkeit und Luxus gedeihen, das ist keine Natur, die durch üppigen Reichthum der Formen die Phantasie auf Kosten des Verstandes reizt und bildet. Vielleicht auch lässt sich mit Recht behaupten, dass hier die gemeinsame Gefahr die Menschen näher als anderswo aneinander schliessen und ei starkes Gemeinwesen gründen musste, das wiederum Gefühl und Sinn für Recht und Ordnung voraussetzt. Ferner, eine Nation, die mit so zäher Ausdauer an ihrem unsichern Grund und Boden haftet, wird auch die alte Sitte, die vererbte Gewohnheit des Lebens treu bewahren und heilig achten. Stolzes Selbstgefühl, Liebe zu Unabhängigkeit, Hass gegen Herrscherwillkür muss voraussetzlich in einem Lande gedeihen, das sich jeden Tag gleichsam in Eroberungszustand befindet. Und weil endlich eine ungastliche Natur den Werth des Hauses erhöht, Trennung und Wiedersehen aber, das stete Loos Derer, welche die See zum Gewinn hinauslockt, die Gattenliebe innig und frisch erhalten, so wird auch auf die Art des Familienlebens ein günstiger Schluss zu ziehen sein.

Die Naturbeschaffenheit des Bodens bedingt freilich gewisse Eigenschaften des Volkes, das ihn bewohnt und bebaut, jedoch nicht alle und nicht mit Nothwendigkeit; die eben angeführten sind jedoch, besonders in neuerer Zeit, von verschiedenen Schriftstellern den Friesen nördlich von der Elbe zugesprochen. Es ist ihnen von Denen, die ihre Geschichte studirt haben, wie von Professor Michelsen, eine seltene Kraft in Behauptung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Rechte und

heimischen Sitten nachgerühmt. Saxo Grammaticus bezeichnet sie als „*natura feroces*“, was Danckwerth durch „von Natur freche Leute“ übersetzt. Die Anschauung ihres gegenwärtigen Lebens, die sich in demselben kund thuende ungeschminkte Natürlichkeit, wie eine ehrenhafte Biederkeit, haben Stoff zu Novellen abgegeben. Clement jedoch hat die Entdeckung unserer Urgrossmütter, dass früher Alles besser war, an seinen Landsleuten in hohem Grade bestätigt gefunden. Er sagt: „Die Menschen sind nicht so gut und ehrlich „mehr, sie sind hässlicher geworden, herzloser. Das „ländliche Glück ist weg, der Allgemeingeist weg, der „Wohlstand weg, die alte herrliche Sitte weg. Und „alle Inseln entflohen — ein schwermüthiges Wort. „Ihr seid nicht heiter mehr, nicht recht friesisch mehr. „Denn wie die See von Westen an deinen Küsten „zehrt, Land der Friesen, so nagt die Welt von Osten „deine Wahrheit, deine Liebe, deine Einmüthigkeit, „wovon wenig mehr übrig ist, deinen Muth, das ist „die Frucht eines reinen Gewissens, dein Rechtsgefühl „und deine That-Religion weg, welche sich zu Lippen„trug und Kopfnicken erniedrigt.“ Vom Volk der Gegenwart kann Clement freilich aus eigner Erfahrung reden, jedoch bestätigt er sein abstractes Urtheil durch einzelne Thatsachen nicht; und im Gegentheil, aus dem See- und Strandraub seiner Ahnen und den dabei vorgefallenen Schändlichkeiten, aus dem blutigen Hader der einen Harde gegen die andere und gegen gleichgeartete Nachbarn, aus den auch in Nordfriesland geführten Hexenprozessen, die allerdings mehr Gewicht haben als heuchlerisches „Kopfnicken“, hat er keine allgemeingültigen Schlüsse auf den Charakter der Vorzeit gezogen. Es wird auch hier, wie überall, Licht

und Schatten gemischt sein; und wenn der Geschichtsschreiber in der einen Zeit nur jenes, in einer andern nur noch diesen sieht, so erinnert er an jene Trauerspieldichter, welche Tugend und Bosheit an verschiedene Personen vertheilen.

Somit wird es nothwendig sein, die Geschichte zum Zeugniss aufzurufen, schon darum, weil so allgemeine Begriffe, wie Unabhängigkeitsgefühl und Halten an heimathlichem Recht und vererbter Sitte, Gemeinsinn, Biederkeit, Frömmigkeit und Familienliebe, und was dergleichen Abstracta der Sprache mehr sind, erst dann einen anschaulichen Sinn geben, wenn sie aus der Wirklichkeit abgeleitet und durch sie mit Inhalt erfüllt sind.

Der Name unseres Volksstammes hat zu verschiedenen Deutungen wie zu Mythen Veranlassung gegeben. Professor Michelsen findet in dem Worte Friesland die Bedeutung eines Randes oder Saumes, obgleich Adelung diese Bedeutung nicht kennt. Danckwerth, welcher bemerkt, dass Friesen aus Fresen corrumpirt ist, führt den Namen auf ein altes Wort „Werr“ zurück, welches Wasser bedeutet, und unter anderem auch im Flusse Werra erhalten ist; aus Werres- oder Wasserland ist dann in schneller Aussprache Wresland oder Fresland geworden. Heimreich hält es für nöthig, den Namen seines Volkes gegen gravirende Ableitungen in Schutz zu nehmen: „Sein Fresen geheissen nicht vom Fressen, „wie Diejenigen erachten, die nur auf ihre vielen Mahl„zeiten sehen und nicht betrachten, dass die Arbeits„leute selbiger Oerter also müssen mit Kost und Bier „versorget werden, damit sie der in diesen Landen „fürfallenden schweren Arbeit Bestand sein mögen.“ Dennoch meint er, dass Herzog Georg von Sachsen

den Namen darum „nicht uneben“ so gedeutet hat, weil ihm in seinem Zuge wider die Fresen 1514 Meissen und Thüringen aufgefressen sei. Auch vom Zeitwort „friesen oder frieren“ dürfe der Name nicht abgeleitet werden, weil die in Friesland herrschende Kälte nicht stärker sei, sls in andern Gegenden desselben Himmelstriches; ebenso wenig von der Freiheit, welche die Friesen erst unter Karl dem Grossen erhalten haben, während sie schon bei alten griechischen und lateinischen Schriftstellern *Fresi* oder *Fresones* heissen.

Heimreich führt vielmehr einen Stammvater Freso auf, durch welchen man unwillkürlich an den Teut der Deutschen oder den Heber der Hebräer erinnert wird. Dieser Freso ist nun entweder ein Sohn des Alanus, der dem Volksstamme der Alanen den Namen gegeben hat, oder er ist, wenn er dies nicht sein sollte, ein Sohn des fränkischen Königs „Clodio“, von diesem über alle an der deutschen See wohnenden Völkerschaften zum König eingesetzt, unter der Bedingung, dass er den Franken in ihren Kriegen Hülfe leiste und einen jährlichen Tribut von zweihundert und sechzig Ochsen erlege. Die fränkische Herkunft des unentbehrlichen Freso setzt jedoch Danckwerth in Zorn: „Diesen Ge„sellen, sagt er, muss Paries genannt sein von Paris, „König Priami zu Troja Sohn.“ „Sie unterstehen sich, „die Welt zu überreden, dass schon zur Zeit der Geburt „Christi der Franken und Friesen Königreich in vollem „Flor gestanden, inmassen etliche hundert Jahr hernach „erst geschehen.“ Jedoch, wenn Freso weder des Alanus noch des Clodio Sohn gewesen ist, so stammt er nach Heimreich wohl mit mehr Recht aus einem am Ganges belegenen ostindischen Landdistrict, *benedicta Frisia*, gesegnetes Friesland, geheissen. Dieser

nämlich wurde mit zwei Brüdern und vielen Angehörigen durch irgend einen Usurpator aus seinem Reich vertrieben. Freilich half ihm der grosse Alexander zur Wiedererlangung desselben, aber nach dessen frühem Tode haben sie sich doch mit dreihundert Schiffen auf und davon gemacht und sind nach achtjährigen Irrfahrten, nachdem sie zweihundertsechsundvierzig Fahrzeuge verloren hatten, hier und da zu Lande gekommen, der Freso an den Küsten der Nordsee. Aber auch dieser indische Stammvater findet bei unserm Danckwerth keine Gnade; er nennt vielmehr solche Geschichtsschreibung „Fabuliren“ und meint, wenn die „Fledermäuse“, d. i. die im Dunkel flatternden Autoritäten, auf die man sich beruft, „dermaleinst an das „Licht treten möchten, so würde männiglich aus den „Federn den Vogel leicht erkennen.“ Die Friesen als einen germanischen Volksstamm anzusehen, dafür spricht nach Heimreich die nahe Verwandschaft der deutschen und friesischen Sprache, da es ausser Zweifel sei, dass bei der Erbauung des Babylonischen Thurmes und der dabei vorgegangenen Sprachenverwirrung unter vielen andern Sprachen aus der deutschen die friesische, dänische u. s. w. entstanden sei. Entschieden tritt Danckwerth der Ansicht des friesischen, als eines alt einheimischen, deutschen Volkes bei, sich hierzu auf Tacitus berufend. Für seine Ableitung sämmtlicher germanischer Stämme, also auch der Friesen, von dem biblischen Dodanim, der ein Urenkel des Noah war, beruft er sich freilich auf jenen lateinischen Schriftsteller nicht, wie er denn überhaupt bemerkt, dass die Wahrheit des Herkommens aller Völker „gemeiniglich in einem tiefen Brunnen verborgen liegt.“ Aber neben der Gleichheit der Abstammung hält er wiederum die

Verschiedenheit der Friesen als einer alten, vom Stamm abgezweigten Volksgenossenschaft fest, indem er sich hier und bei andern Gelegenheiten auf die Verschiedenheit der Dialecte beruft. „Unter anderm seynd die „Sachsen in deme von den Friesen unterschieden, dass „jene durchgehends reiner, schärffer oder deutlicher „und langsamer als die Friesen reden, und fürs ander „die Articulos nach den Casibus in ihrer Sprache gleich „den Oberländern recht setzen, welches ein Friese, „Holländer oder Däne, der ein Lay ist und nicht ge„studiret oder peregreniret hat, die Zeit seines Lebens „kaum erlernen kann.“ Die Friesen werfen die harten Consonanten weg oder lassen sie aus, „wie sonst auch die Franzosen thun“, und machen aus „Statthalter“ einen „Staller.“ Da nun endlich in der Geschichte keine Spur einer Einwanderung der Friesen in ihre Gegenden aufzufinden ist, so haben diese nach Michelsen das Recht, sich für Ureinwohner in ihren Wohnsitzen zu halten, welches Eingeständniss freilich nur ein milder Ausdruck ist für die Verzweiflung der Geschichtsforschung an sich selber.

Wie überhaupt die frühern Historiker gern so weit als möglich in die Vergangenheit zurückgehen, am liebsten bis zur Arche des Noah, so führt auch unser Chronist Heimreich die Friesen schon zur Zeit des Königs David, also gut tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, mit dem mythischen Könige Dan zusammen, auf den die nordische Sage ein dänisches Königshaus gründet. Dieser soll damals die Friesen sich unterworfen haben. Nachdem dieselben mehrere hundert Jahre ganz wieder in den mythischen Nebel untergetaucht sind, erscheinen sie plötzlich in jenem grossen Zuge nordischer Völkerschaften gegen römische Be-

sitzungen, den man den Cimberzug nennt, und der bekanntlich hundert Jahre vor Christo mit dem Siege des römischen Feldherrn Marius ein trauriges Ende nahm. Vielleicht nicht unsere nördlich von der Elbe wohnenden Friesen, aber die Stammesgenossen an den Mündungen des Rheins und der Schelde, haben alsdann mit den Römern bald in freundlichem Verkehr gestanden, bald sind sie mit ihnen in blutige Conflicte gerathen. Friesen sollen dem Julius Cäsar als seine „Leibwächter“ zur Eroberung Britanniens gefolgt sein; sie sollen dem Kaiser Tiberius wie dem Germanicus in den Kriegen gegen die deutschen Nationen gute Dienste geleistet und ein so grosses Vertrauen bei den römischen Kaisern genossen haben, dass sogar der misstrauische Nero aus ihnen die Leibwache seiner Mutter gebildet haben soll. Aus der Regierungszeit dieses Kaisers erzählt Tacitus eine Anekdote von den Friesen, die als charkteristisch hier eine Stelle finden mag. Als damals nämlich wegen Unthätigkeit der Soldaten die Furcht vor den römischen Waffen schwand, besetzten die Friesen eigens für die römische Armee reservirte Ländereien, und zwar unter Anführung des Verritus und Malorix, welche, wie Tacitus sagt, „jene Nation beherrschten, insoweit die Deutschen sich beherrschen lassen“, das will sagen, zu des Tacitus Zeiten. Die beiden wurden jedoch zu Unterhandlungen mit der Römern genöthigt, weshalb sie nach der Hauptstadt reisten. Da sie hier auf eine Audienz beim Kaiser Nero warten mussten, gingen sie, um die Volksmenge zu sehen, in's Theater des Pompejus. „Dort“, so berichtet der alte Classiker weiter, „erkundigten sie sich „aus Langeweile — denn an den Spielen, die sie nicht „verstanden, fanden sie kein Vergnügen — nach den „Plätzen und dem Rangunterschiede, wo die Ritter

„sässen und wo der Senat, und bemerkten auf den „Sitzen der Senatoren Einige in fremder Tracht. Sie „fragten, wer diese wären; und da sie hörten, dass „diese Ehre den Gesandten der Nationen erwiesen „würde, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft „gegen die Römer auszeichneten, riefen sie laut, dass „unter den Sterblichen keine den Germanen an Kriegs- „macht oder an Treue überragten; stiegen alsdann „hinab und setzten sich unter die Senatoren. Freund- „lich nahmen das die Zuschauer auf, als einen Beweis „alter Treue, der Nacheiferung werth.“

Wie an dem grossen Cimberzuge betheiligten sich die Friesen auch an den Zügen der Angeln und Sachsen nach Britannien, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Nach einigen Schriftstellern sollen sich die Anführer Hengist und Horsa, von den Einwohnern Britanniens gegen die räuberischen Picten und Scoten zur Hülfe gerufen, in Tondern, nach Andern in dem Sylter Hafen Wendingstadt eingeschifft haben, und ausser Angeln und Sachsen folgten die Friesen „in hellen Haufen.“ Dass sie auf die neue Ordnung der Dinge in England bedeutenden Einfluss geübt, suchen besonders ihre eigenen Historiker, und wohl nicht mit Unrecht, nachzuweisen. Danckwerth beruft sich auf die ungemein nahe Verwandschaft zwischen dem altenglischen und friesischen Dialekt; Clement wird in manchen Gegenden Englands, ausser durch Sprache, auch durch Menschenart und Häuserbau an seine Heimath erinnert. Von diesen langdauernden, mit Glück gekrönten Zügen kehrten Manche freilich wieder zurück, Andere aber blieben in Britannien, „wie denn“, nach Heimreichs Aeusserung, „die Gewal- „tigen pflegen zu thun, dass, wenn sie erstlich zur

„Defension werden gefordert, sie hernach gemeiniglich „gar zu bleiben sich angelegen sein lassen.“

Abermals einige Jahrhunderte später, als diese nördlichen Gegenden anfingen, mehr und mehr vom Lichte der Geschichte erhellt zu werden, finden wir die Friesen mit Karl dem Grossen, dem Bekehrer und Vertilger der Sachsen, verbunden und besonders eifrig bemüht, den Papst Leo III. wieder zu Ehren zu bringen, sodass ihnen, nach Heimreichs Aussage, für diese christliche That in Rom ein Monument gesetzt ward. Ihr eigener König Radbod war gestorben, und nach ihm scheint es Keinem gelungen zu sein, die verschiedenen Districte zu einem einigermaassen festen politischen Zusammenhang zu vereinen. Den Fahnen des grossen Kaisers mögen sie um so bereitwilliger gefolgt sein, als ihnen dadurch die Aussicht ward, von der um eben diese Zeit energischer durchgeführten Unterwerfung unter Dänemark wieder befreit zu werden. Denn am Schluss des achten Jahrhunderts soll König Gotrik von Jütland die Friesen unterjocht und sie zum Zeichen seiner Oberhoheit sogar gezwungen haben, die Thüren ihrer Häuser alle gegen Norden, und zwar so niedrig anzulegen, dass sie genöthigt wären, sich jedesmal beim Hinausgehen gegen ihren mitternächtigen Herrn zu bücken, ein eigenthümlicher, täglich sich wiederholender Huldigungsact. Es scheint jedoch die Unterwerfung nicht so ganz durchgeführt zu sein; denn schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts sieht sich König Godefrid, der Gegner Karls, genöthigt, in diese westlichen Küstengegenden eine Flotte zu senden, um sich dieselben tributpflichtig zu machen, und auch seine Nachfolger sind zu gleichen Kriegszügen gezwungen. Wenn nun Karl der Grosse mit Glück gegen seinen

skandinavischen Feind kämpfte, so hatte das doch für die nördlichen Friesenstämme keine weitern Folgen, sofern in einem Frieden zwischen Deutschland und Dänemark die Eider zur Grenze beider Reiche bestimmt ward. Sowie mithin die nördlich wohnenden Friesen in die Geschichte eintreten, erscheinen sie der dänischen Krone tributpflichtig und zur Heeresfolge verbunden.

Doch auch mag überhaupt in alter Zeit das historische Recht Dänemarks über die unterjochten Nordseeländer schwankend gewesen sein, besonders in den am weitesten nach Westen gelegenen Districten, was aus sagenhaften Berichten des oben erwähnten Hans Kielholt hervorgeht, wenn diese Märchen auf eine so alte Zeit deuten sollen. Derselbe erzählt nämlich, dass die heidnischen Friesen auf Sylt des eigenen Landes Herren waren; beschützt wurden sie von fünf bis sechs Ellen langen Riesen, die von den Küsten die eroberungslustigen Feinde entfernt hielten. Dieselben waren in der Kunst des Bogenschiessens so geübt, dass sie ihr Ziel bis auf Fingersbreite trafen, und was ihnen nur halbwegs zu Gesicht kam, seien es Menschen oder Vieh, das war alsobald getödtet. Sie sassen auf Burgen und Wachtthürmen verschanzt und liessen sich von den Einwohnern für den geleisteten Schutz jährliche Abgaben zahlen. Aber die Beschützer des Landes wandelten sich bald in dessen Bedrücker um; sie machten Ausfälle von ihren Burgen, plünderten und tödteten die ruhig ihres Weges zogen, und die also Getödteten durften nicht einmal wie Andere zur Erde gebracht, sondern mussten verbrannt, und die übrig gebliebenen Knochen mussten abseits eingescharrt werden. Zuletzt aber wurde der Unfug so arg, dass Gott es nicht länger

dulden konnte. Nämlich es war unter den Riesen ein kunstreicher Doctor, den der König von Dänemark zu sich entbieten liess, damit er die Prinzessin von einer inwendigen Krankheit befreie. Dies that der Doctor auch, und der König schenkte ihm nicht nur grosse Summen Geldes, sondern überlud ihn auch dermaassen mit köstlichen Speisen und Wein, dass der Riesendoctor total trunken ward. Da befragte ihn der König nach dem Lande Sylt, und in der Trunkenheit plauderte er Alles aus, sodass des Königs ausgesandte Truppen zu Wasser und zu Lande nunmehr leichtes Spiel hatten, und sämmtliche Riesen überwältigt, gebunden, mit Wein trunken gemacht und danach geköpft wurden. Singend gingen sie in den Tod, alle hundertundzwanzig bis auf zwei, die nicht singen wollten, weil ihre Stunde so nahe war. So kam das Volk aus den Händen der Riesen unter dänische Herrschaft, worauf alsbald auf freundliche Verwendung des Papstes beim Könige christliche Kirchen auf Sylt eingerichtet und eingeweiht wurden.

Einem der dänischen Könige, dem Knud Maagensön, der mit dem Gegenkönige Svenn Grathe blutig um die Krone kämpfte, brachte das Schutzbündniss, das er mit den Friesen schloss, keinen Segen, diesen aber furchtbare Niederlage und Schatzung um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. In seiner Noth war Knud zu den Friesen gegangen und hatte sie durch das Versprechen, ihnen einen Theil der Abgaben zu erlassen, bewogen, nicht nur ihm Hülfe zu leisten, sondern sogar, ihm eine Festung zu bauen, die Mildeburg unweit des jetzigen Husum. Saxo erklärt das für einen grossen Dienst um geringen Lohn und meint, dass die Friesen hier eines kleinen Vortheils wegen die grössten Be-

schwerden auf sich nahmen. Swenn schlug sie gänzlich, also, dass ihre Leichen in den Morästen und im Flusse seinen Soldaten den Weg bahnten. Alsdann zwang er die in der Burg Belagerten zur Uebergabe, gewährte ihnen freien Abzug und gab ihnen nach Saxos Erzählung die Erklärung mit auf die Reise, dass er sich um ihre Feindschaft ebenso wenig als um ihre Freundschaft kümmere. „Denn ein Volk“, sagte er, „das zwei Zungen im Munde hat, und in Einem Paar „Schuhen sieben Herren dienen kann, nimmt sicher „das Glück nicht mit hinweg.“ Ob dieses Zeugniss den dänischen Anhängern des Knud oder zugleich auch den mit ihnen vereinten Friesen ausgestellt ward, ist aus dem Zusammenhang nicht klar zu erkennen, wenn auch Michelsen behauptet, dass offenbar nur die Truppen des flüchtigen Königs damit gemeint sein konnten.

Zu nicht geringerm Unheil für die Friesen endete im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihr Bündniss mit dem zweiten dänischen Waldemar, dem Sieger, dem der Dannebrog vom Himmel fiel. Ihn hatte der Papst von dem feierlichen Eide, alles Land zwischen Eider und Elbe dem deutschen Reiche ungeschmälert zu lassen, feierlich kraft höherer Autorität entbunden, in Folge dessen Waldemar Dithmarschen mit Krieg überzog. Bereitwillig folgten seinen siegreichen Fahnen die Friesen, der Dithmarscher Nachbarn und nächste nationale Anverwandte, ihnen gleich „wie ein Bruder dem Bruder.“ Für die Ehre und Macht Dänemarks fielen sie hier haufenweise in dem Kampf gegen nationale Unabhängigkeit, nachdem sie sich früher bei der Einnahme Hamburgs Lorbeeren gesammelt hatten. Dieselben lange zu tragen war ihnen nicht vergönnt, denn

ihrer nur Wenige entkamen nach der Schlacht bei Bornhövede, die für Waldemar bekanntlich einen unglücklichen Ausgang nahm.

Kaum berührt Clement diese Treue seiner Vorfahren gegen den einen König, um desto länger bei dem glücklichen Kampf derselben gegen einen andern, den König Abel, zu verweilen, auf dem der Verdacht des Brudermordes lastet. Von einer dem Reiche auferlegten Steuer hatten die Friesen sich durch eine grosse Summe ein für allemal losgekauft; „denn“, bemerkt Clement, „zur Zeit der Freiheit war das friesische Volk „stets darauf bedacht, Dänemark und die Nachbarfürsten „drei Schritte vom Leibe zu halten“, welche Aeusserung jedoch mit der Erfahrung bis dahin schlecht zusammensammenstimmt. Wie jener Knud Maagensön die Friesen durch eine Verringerung der Steuern in sein persönliches Interesse gezogen hatte, so entflammte dieselben nun im Gegentheil eine unberechtigte Geldforderung Abels zu gemeinsamem Widerstand. An dem Bauermannswege, d. h. an der breiten Landstrasse, dem gewöhnlichen Platz öffentlicher Berathungen, kamen die Vertreter der Siebenharden zusammen und gelobten aus einem Munde, ehe sie König Abel huldigen und schwören wollten, dazu Schatz und Zinse geben, wollten sie lieber alle sterben, oder sterben solle König Abel. Glück und Tapferkeit entschieden nach mehrmaligem Kampfe für das Letztere; des Königs sämmtliche Truppen, die zurückgedrängt zur Zeit der Ebbe ihre auf der Eider liegenden Schiffe nicht flott machen konnten, wurden aufgerieben, ihm selbst aber wurde von einem Rademacher aus der Pellwormharde der Kopf gespalten (1252). Das geschah in der Nähe jener Festung Mildeburg, welche die Friesen hundert Jahre früher sich

selbst zur Zwingburg erbaut hatten, und die nun, nachdem sie Zeuge ihres Sieges gewesen, aus der Geschichte verschwindet. Michelsen nennt diesen Sieg, den alle Friesen der Aussenlande erfochten, fast die einzige That, welche sie als eine mit gesammelter und vereinter Kraft vollbrachte der Geschichte überliefert haben, und Danckwerth bemerkt bei der Erzählung dieser Begebenheit: „Nach dieser Zeit lieset man nichtes Schrifftwürdiges „von diesen Nordfriesen oder ihren Thaten.“

In dem nun folgenden vierzehnten Jahrhundert, der Zeit der endlosen Kämpfe zwischen den dänischen Königen und den schleswigschen Herzögen wie holsteinischen Grafen, gerathen die Friesen der Aussenlande von einer Oberhoheit in die andere; Land und Menschen werden wie eine Waare vertauscht, verpfändet und wieder eingelöst, sodass es allzu weit führen, auch für die Charakteristik unserer Nation nicht viel austragen würde, den Faden der wirren Geschichte durch die einzelnen Ereignisse, die Schlachten und die für die Ewigkeit geschlossenen Bündnisse zu verfolgen. Im Ganzen hielten es die Friesen nach der unter Abel gemachten bösen Erfahrung von da mehr mit den Herzögen gegen die dänischen Könige. Jedoch, als sie die harte Herrschaft des Schauenburger Grafen, Gerhard des Grossen, den die Dänen gern den kahlen Geert nennen, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erfahren mussten, nahmen sie den Sohn des von demselben entthronten Königs, den Prinzen Otto, freundlich bei sich auf und versprachen ihm Hülfe wider den Usurpator, wogegen jener ihnen durch Urkunden ihre Freiheit garantirte. Freilich hatte sich Gerhard unter andern Theilen des dänischen Reiches auch die Aussenlande reservirt, mit den Worten der Urkunde:

„und namentlich des Königs Friesen sollen wir und unsere rechtmässigen Erben zu einem Pfande haben“; aber diese waren ohne ihren Willen verpfändet worden und fühlten sich trotz der schlimmen Erfahrungen zum landesflüchtigen Prinzen hingezogen. Ihre Hülfe nutzte diesem jedoch nicht; und als sein Bruder Waldemar, der, weil er gleichsam den Tag wieder über Dänemark heraufführte, den Beinamen Atterdag erhielt, nach Gerhards Tode den Thron bestiegen hatte, ernteten sie für ihre Königstreue wenig Dank. Denn es fand sich, dass sie der Krone lange Jahre die Abgaben schuldig geblieben waren, die nun eingefordert werden sollten, obgleich diese sammt den Menschen, die sie zu bezahlen hatten, dem Grafen Gerhard und seinen Descendenten urkundlich waren verschrieben worden. In wiederholten Kämpfen entschied das Recht der Geschichte für Waldemar. Aber in der Zeit nach ihm, während das Herzogthum Schleswig den holsteinischen Grafen bald als erbliches Fahnenlehn für immer übertragen, bald mit Waffengewalt zurückgefordert, bald wieder von den Fürsten an Dänemark verpfändet wurde, standen die Friesen forwährend auf Seiten dieser, und wenigstens einmal mit entschiedenem Erfolg, bis die Familie der Oldenburger über Dänemark wie über die Herzogthümer die Herrschaft erhielt. Nach einem nochmaligen sehr harten Conflict der Friesen mit dem ersten König dieses Stammes, wozu der Bruder desselben die Veranlassung gegeben hatte, schwindet die politische Selbständigkeit der Utlande, welche sie als ein besonderer Theil des Herzogthums Schleswig in relativem Maasse bis dahin behauptet hatten, und ihre Geschichte fällt mit der dieses Herzogthums zusammen.

Wer da weiss, dass ein Volk oder ein Volksstamm noch eine andere Existenz hat als die politische, und dass diese nur die äussere Schale des eigentlichen Lebens ist, der wird begreifen, dass das Mitgetheilte den friesischen Charakter nicht erschöpfender bezeichnet, als einen Menschen die Beschreibung seiner Gesichtszüge. Aus dem politischen Verhältniss, das in den Jahrhunderten die Aussenfriesen nach eigener Entscheidung einnahmen, geht nur hervor, dass sie in alter Zeit, wie alle germanischen Stämme kriegs- und thatenlustig, Beute und Ehre suchten, wo diese unter mächtigen Feldherren zu finden war, und dies ohne besondere politische Sympathieen. So wie jedoch, mehr sesshaft geworden, durch Deiche und Ackerbau eine Heimath und heimathliche Rechte und Sitten haben und zu erhalten haben, treten sie als Vertheidiger dieser auf. Aber losgerissen von dem Ganzen des friesischen Volksstammes und in stetem Kampf mit missgünstigen Naturverhältnissen, ist es selbstverständlich, dass sie eine oberherrliche Staatseinheit nicht mehr bilden können, wie es auch sachgemäss und praktisch ist, dass ihnen die rechtliche oder ideale Seite politischer Händel ferne bleibt. Sie beurtheilten mithin die Fürsten danach, ob diese die Selbstverwaltung und das heimische Recht nicht antasteten, Abgaben auferlegten oder erliessen. In diesem Sinne hatten sie politisches Interesse; aber weitsehende Politiker waren sie nicht, da sie, wenn es sich um den Anschluss an dänische Könige oder an ein gräfliches oder herzogliches Haus handelte, nicht danach entschieden, was für die Zukunft die besten Garantieen bot, sondern was für den unsichern Tag gerade das Vortheilhafteste war; wie sie noch jetzt im Privatleben und Geschäft sich abgeneigt zeigen, für

vortheilhafte Pläne, wenn diese weitaussehend sind, Opfer zu bringen. Es ist, als ob die beständig drohende Unsicherheit des Bodens den Blick beschränkte. Zu bewundern aber ist das thätige Eingreifen in die politischen Fragen, während Besitz, Heimath und Leben so furchtbar durch das Meer bedroht ward. Ein minder kräftiger Volksstamm hätte unter so schweren Verhältnissen den Forderungen des ersten Besten keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht.

Entscheidender für die Bedeutung einer Nation als deren politische Stellung, die nicht die Gerechtigkeit, sondern die Uebermacht bestimmt, ist das innere Verhältniss ihrer Glieder, das Band der Sitte und der daraus sich bildenden Rechte, die Festigkeit, mit welcher dies um Alle geschlungen ist. Die natürliche Verwandtschaft der Glieder einer Familie oder eines Volkes und das daraus entspringende Gefühl ist kein Alles nivellirender Verstand vermögend hinweg zu raisoniren, und den Menschen ehrt diese nur natürliche Anhänglichkeit, wie Alles, was dem Egoismus widerstrebt. Bei unsern Friesen geräth unverkennbar mit dem angeborenen Nationalsinn ein engherziger Egoismus in Widerstreit, und es ist thöricht, den letztern im Privatleben der Gegenwart zu rügen, dagegen ihn in den grössern Verhältnissen der frühern Geschichte zu verkennen. Die innige Vereinigung sämmtlicher Friesen zu einem nationalen Verbande fällt in vorhistorische Zeit; über ihre grossen Zusammenkünfte auf Helgoland oder Fosetesland, dem allgemeinen Nationalheiligthum, über die alljährlich zwei Mal dort gehaltenen Zusammenkünfte zur Vertheilung der Beute, zu Opfer und Gericht, haben wir nur unbestimmte Nachrichten. Den Friesen nördlich von der Elbe erschwerte

freilich die Zerstückelung ihres Landes die kräftig nationale Einheit; aber jene erklärt nicht die Bereitwilligkeit, mit König Waldemar gegen den deutschen Kaiser und gegen Hamburg in's Feld zu ziehen und ihm später bei Niederwerfung der Dithmarscher hülfreiche Hand zu leisten. Zwischen den nördlich und südlich von der Eider wohnenden Stämmen gährte ein lange dauernder Hass, hervorgerufen durch den auf beiden Seiten neidisch bemerkten Wohlstand und durch die vielfachen Berührungen, in welche auf den Märkten Eiderfriesen und Dithmarscher bei Absetzung ihrer Landesproducte geriethen. In solcher Gemüthsverfassung bedarf es nur eines geringen Anlasses zum Ausbruch offner Feindschaft, und es geschieht dasselbe, was wir, nur in anderer Form, so oft unter Geschwistern sich ereignen sehen, die um das Erbtheil des Vaters Processe führen. Nachdem besonders in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts die benachbarten, stammverwandten Völkerschaften auf eigne Faust ihre Fehden geführt, wechselsweise Einfälle, Plünderung und Raub gemacht und ganze Ortschaften niedergebrannt hatten, wurden auch die Herzöge sammt dem dänischen König in den Streit hineingezogen, und die Fehden arteten zu einem langdauernden, landesverderblichen Kriege aus. Also nicht das weitere politische Band allein, sondern auch das engere nationale zerreisst durch Missgunst und kleinlichen Hader. Auch dem lockern Zusammenhang der einzelnen Harden und dem Mangel an Gemeinsinn ist es zuzuschreiben, dass in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die harte Hand des Königs Waldemar Atterdag schwer auf den nordfriesischen Aussenlanden lag; dass eine Harde gegen andre sich holsteinischen Grafen verbinden und

diesen Förderung ihrer feindseligen Pläne geloben musste. Ja, nur um innere Zwietracht zu dämpfen, waren im Jahre 1398 die Edoms- und Beltringsharde gezwungen, dem Herzog Gerhard Dienst und Unterthänigkeit anzubieten und ihn um Gotteswillen zu bitten, er möge kräftige Vögte senden, damit der für den Deichbau verderbliche Hader beigelegt werde.

Dass ein gewisser Grad von Egoismus den Gemeinsinn nicht ausschliesst, versteht sich von selbst; es sollte ja auch nicht behauptet werden, dass die Friesen ein beschränktes Sonder-Interesse vorzugsweise charakterisirt, sondern nur, dass es immer wahrnehmbar hervortritt, und dass nicht die alte Zeit ohne dasselbe blühenden Gemeinsinnes voll ist. Es wäre auch, da sonst doch Individuen durch Jahre, Nationen durch Jahrhunderte ihren Charakter behaupten, wunderbar, wenn einst die Einzelinteressen dem allgemeinen Wohl geopfert worden wären, und jetzt nur noch, wie von Enthusiasten nordfriesischer Vorzeit behauptet wird, das allgemeine Wohl den Einzelinteressen. In alter Zeit aber, als sich das Meer noch nicht in solcher Breite ins Land gewühlt und dasselbe noch nicht in Inselbrocken verwandelt hatte, treffen wir bei aller Zerfahrenheit und Zerfallenheit ein Behaupten heimischer Sitten und Rechte, dessen die Geschichtschreiber als eines charakteristischen Zuges der Nation rühmend Erwähnung thun. „Die Friesen," sagt Michelsen, „haben „durch alle Drangsale der Zeitläufte hindurch ihr ächtes „Grundeigenthum selbstkräftig zu retten verstanden, „und die auf einzelfreien Volksgemeinden beruhende „Verfassung in den Stürmen des Mittelalters bewun„dernswürdig erhalten, so dass man bei ihnen lebendig „erblickt, was bei den andern deutschen Stämmen ent-

„weder frühzeitig unterging, oder gar, soweit das Auge „der Geschichte reicht, niemals vorhanden war.“ Von dieser Verfassung selbst aber rühmt Clement: „Keine „Republik irgend je in der Welt ist so kernig, so „einfach, so dauerhaft gewesen, wie die friesische.“

Es könnte auffallen, dass hier von einer Republik die Rede ist, während kaiserliche, königliche und herzogliche Oberherren, wenn sie auch wechselten, doch immer vorhanden waren. Aber der Verlust der Souveränität zieht durchaus nicht jedes Mal den Verlust nationaler Freiheit und Selbstständigkeit nach sich; hier nun gar wollte es wenig sagen, dass die Nordfriesen des Mittelalters unter dänischer oder einer andern Oberhoheit standen. Wohnten sie doch weit abseits hinter natürlichen Wassergräben, die nur ab und zu durch das Eis des Winters ihren Werth der Vertheidigung verloren, auf welche Zeit denn auch zumeist die etwa erforderlichen militärischen Besetzungen oder Kriege beschränkt wurden. In weiser Mässigung begnügten sich darum in alter Zeit die Oberherren damit, zur Hebung des Landgeldes oder zur Erlangung pflichtmässiger Heeresfolge Dienstleute oder Ritter zu senden. Im Uebrigen aber herrschte freies heimathliches Recht unangetastet, nicht importirt und aufgepfropft, Rechtsprechung nach altem Herkommen, selbstständige Verwaltung durch selbstgewählte Obrigkeit, ohne unbequeme Einmischung. Ja, wenn auch zuweilen die Oberherrlichkeit tiefer eingriff, so kam doch bald wieder Alles ins alte Geleise. Schon früh gehörten in staatlicher Beziehung die friesischen Harden des Festlandes, die sogenannten Geestharden, zum eigentlichen Herzogthum, während die Marschharden oder Aussenlande als zur dänischen Krone gehörig betrachtet

wurden und ausschliesslich dem Könige ihre Landsteuer zu entrichten hatten. Die Friesen der Aussenlande waren somit „Königsfriesen“, gern als solche bezeichnet, aber als solche auch freie Bauerngemeinden, wie das durch Michelsen klargestellt ist. Als im Jahre 1377 die Harden den Söhnen des Grafen Gerhard Huldigung leisteten und ihnen gelobten, für ewig bei dem Grafenstamm zu bleiben, so dass alle Rechte des Königs auf diese übergingen, entsagten sie nach dem Ausdruck jenes Historikers dem unabhängigen Freithum. Die früheren königlichen Staller oder Stuhlherren wurden nun herzogliche oder gräfliche Landvögte; diese sorgten, oft in willkürlich harter Weise, für Aufrechthaltung des Rechtes und der Ordnung, was vordem selbstherrlich die Harden gethan hatten, ja liessen sich, wenn sie Einheimische waren, aus freien Bauern zu abhängigen Adligen machen. In welchem Maasse immer aber Nordfriesland landesherrliches Territorium war: auf diesem entlegenen Gebiet erhielt sich länger als anderswo die nationale Rechtsgewohnheit und die Freiheit der Person. Gegen diese Güter trat denn den Friesen, wie das recht ist, die Person des Oberherrn in den Hintergrund, und der beste Fürst war, wer für die wenigsten Steuern die grösste Sicherheit zur Erhaltung jener nationalen Einrichtungen gab. Es ist oben erzählt, dass König Abel durch unberechtigte Geldforderung die Friesen zu einmüthigem Widerstand reizte; jene aber war nur die Veranlassung, und Abel hatte wohl mehr im Sinn, als bloss die vorenthaltenen Steuern einzutreiben. Bei dieser Gelegenheit wird unter den versammelten Harden die Erinnerung ihrer alten vererbten Rechte neu; was sie schützen wollen, war

nicht blos ein natürliches, sondern ein historiches Recht.

Nämlich es soll aus der Zeit Karls des Grossen eine alte, zu Rom im Jahre 802 ausgestellte Urkunde erhalten sein, auf die sich bei jener Gelegenheit unsere Nordfriesen berufen. Heimreich, der dieselbe mittheilt, erwähnt, dass in Folge ihrer nicht allein das Volk selbst sich „ela fria Fresena“, edle freie Friesen, genannt habe, sondern dass diese von den Schriftstellern des Kaisers als „Vrye“ bezeichnet worden sind. Die in dieser Urkunde enthaltenen kaiserlichen Privilegien haben die Friesen „hernach allewege feste gehalten, dass „sie sich auch eher hätten tödten lassen, als dass sie „sich derselben hätten begeben. Daher das Sprichwort „bei ihnen ist entstanden: *Friso pro libertate mortem „appetit;* lieber todt als unfrei.“ Nachdem in jenem Freiheitsbriefe die grossen Dienste erwähnt sind, welche die Friesen dem heiligen Römischen Reich, dessen Kaiser, wie dem Statthalter Christi geleistet, wird ihnen für jetzt und immer jede Schatzung erlassen; sie werden „zu ewigen Tagen“ aller Dienstbarkeit gänzlich enthoben; sie sollen keinen Herrscher über sich anerkennen, als den sie selbst eingesetzt; ihre Richter sollen sie selbst wählen; wer sich in den Kriegsdienst begeben will, soll zum Ritter geschlagen werden und die Krone des Reiches im Wappen führen; die Reichen aber, die nicht in den Krieg ziehen wollen, sollen zum Zeichen ihrer Freiheit das Haar bis über die Ohren rund beschneiden und einen Wappenrock tragen mit Golde bestickt. Wer da wagen würde, ihre Freiheit anzutasten, der soll in des Reiches Acht und in der Kirche Bann gethan werden. Was Alles mit einem

goldenen Siegel und durch die Unterschrift der deutschen Fürsten bezeugt und bekräftigt wird.

Die Echtheit dieser Urkunde ist allerdings von den Historikern in Zweifel gezogen, und das mit gutem Grunde; aber darauf kommt es nicht an, sondern vielmehr, dass zu gelegener Zeit das Bewusstsein dieser verbrieften Freiheit erwacht, und der Glaube an ihr historisches Recht mächtig wird. So geschah es, wie erwähnt, bei der Rüstung gegen Abel. Wir werden hier an das rostige Schwert Caroli Magni erinnert, auf das in dem schönen Romane Immermanns der westphälische Bauer seine und seiner Genossen freie Gerichtsbarkeit gründet, jene heilige, vor den Augen Uneingeweihter sorgsam verborgene, fast kindische und in ihrer Wirkung doch so furchtbare Heimlichkeit.

Nun ist kein Zweifel, dass, wenn auch die pergamentene Urkunde unächt ist, wie jenes rostige Schwert, doch ihr Inhalt einigermaassen Wirklichkeit hatte. Der Eintheilung Nordfrieslands in Harden ist bereits Erwähnung geschehen. Eine jede hatte ihre frei gewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel; Schiffe und Brücken, auch ein Pflug, bilden die Symbole. Mit dem Christenthum kommen Heilige in die Wappen, wie z. B. das Siegel der Oster- und Westerharde Föhrs solche zeigt; die Eintheilung der Harden in Viertel musste der in Kirchspiele weichen; das Kirchspiel aber zerfiel wieder in einzelne Bauerschaften, zu deren jeder mehre Bauergelagen oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte sich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath, der aus zwölf angesessenen Männern bestand, und der in alter Zeit jährlich erneuert ward. Aelterleute standen den Kirchspielen vor, und die Bauerschaften des

Kirchspiels wurden durch gewählte Sechs- oder Achtmänner verwaltet. Die Angesessenen, die ihre Güter wie ihre Waffen auf ihre Söhne vererbten, nannten sich in feierlicher Rede „Adeliike Boiine“, d. h. adelige Bauern, denn Bauer war ein Edelname; aber vor dem Rechte stand der Knecht dem Herrn gleich. Wenn nun die ganze Harde sich zu Beschluss oder Gericht versammeln sollte, so wurden Feuerbaken, d. h. Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten, angezündet; die Bewohner eines Kirchspiels wurden durch Glockengeläute berufen. Verlangten die Acht- oder Sechsmänner eine Versammlung der Bauerschaft, so sandten sie den „Buerstock“ umher. Das war ein kleiner gedrechselter Stab, den der Vogt seinem nächsten Nachbarn mit mündlichem Bescheid über den Zweck der Versammlung überreichte, und den dieser nicht aus den Händen legen, sondern augenblicklich selbst weiter tragen musste.

Auf dem „Buermansweg“, der grossen Heerstrasse, kamen die Eingesessenen der Harde zusammen, die kleinern Gemeinden aber auf dem Kirchhof oder in heidnischer Zeit auf den Grabhügeln der Vorfahren. Frieden und Bescheidenheit war hier streng geboten, und jedes Scheltwort ward geahndet. Stehend hörten die Richter die Parteien an und vereinten sich auf der Stelle zum Urtheil. Sich dabei auf „frahmer Lüde Seggent“, auf die Tradition des Rechtes berufend, entschieden sie bei „Mannschaft und Ehre“. Urtheile und Verträge, Beschlüsse und Gesetze wurden sogleich mündlich bekannt gemacht; Nichts wurde aufgeschrieben; aber bei jedesmaliger Versammlung wurden „Hörige“ ernannt, mit der Verpflichtung, von dem Urtheil und Beschluss später Zeugniss abzulegen.

Clement erzählt, dass die Sünde wider das gesammte Volk mit dem Tode gebüsst ward, dass aber Todtschlag, als das Verbrechen nicht gegen die Gesammtheit, sondern gegen den Einzelnen, mit Geld zu sühnen war. Ueber den entflohenen Todtschläger wurde bei der Beerdigung des Gemordeten der Bann ausgesprochen. Dreimal schlug der nächste Anverwandte mit dem Schwert auf den Sarg und drei Mal erscholl der Ruf: Wrak! d. h. Rache, nach heilig gehaltenem, überliefertem Gesetz. Dadurch waren alle Angehörigen des Erschlagenen verpflichtet, an dem Mörder Rache zu nehmen, dem Todten aber war so Ruhe im Grabe gesichert. Da nun in der guten alten Zeit fröhliche Zusammenkünfte aller Art häufig mit Schlägerei und Todtschlag endeten, und in Folge dessen die zur Rache Verpflichteten die ganze Familie des Mörders verfolgten und auszurotten trachteten, ist schon frühe die That durch vierzig Pfund englisch gesühnt worden, welche der Mörder, oder, wenn er flüchtig war, dessen Familie zu zahlen und womit sie den Schuldigen von der rechtlichen Verfolgung auszulösen hatte. Diese Art der Sühne wurde in den gerühmten Jahrhunderten des geltenden friesischen Nationalrechts durch die Maxime begründet: „Wer da Fäuste hat, „mag schlagen, und wer da Geld und Gut hat, soll „bezahlen.“ Nach späterm Recht wurde die Familie des Verbrechers von der Mitschuld und Busse entlastet und der Grundsatz gültig, dass der Mörder oder Todtschläger mit seinem eignen Hals und Gut für die That zu haften habe. Stellte der des Todtschlags Angeklagte diesen in Abrede, so entschied über Schuld oder Unschuld das Gottesurtheil des Loses, des siedenden Wassers, des glühenden Eisens oder des Zweikampfs.

Jedoch nicht bloss die Sünde wider die Gemeinschaft, der Verrath, sondern auch der Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft, sodass, wer mehr als einen Schilling englisch stahl, den Galgen verwirkt hatte; war aber der Werth des Gestohlenen geringer, so kam er mit einem Ohr davon. Im Uebrigen enthielt das mündlich fortgepflanzte Recht Bestimmungen über die Vormundschaft, über Theilung der hinterlassenen Güter unter die Erben, über die Heiligkeit der Ackergrenzen u. dgl. m.

Sei es nun, dass man fürchtete, es werde das Gedächtniss für das mündlich überlieferte Recht allmählig schwächer werden, oder sei es, dass man glaubte, aufgezeichnet und fürstlich garantirt komme es sicherer auf die Nachwelt, genug, als im Jahre 1426 Herzog Heinrich die Aussenlandsfriesen zur Heeresfolge gegen Dänemark aufforderte, erklärten dieselben, diese nur unter der Bedingung leisten zu wollen, wenn ihnen vorher die Erhaltung ihrer Rechte zugesichert worden sei. Dies gab die Veranlassung, dieselben aufzuzeichnen; und das in den eiderstedtischen Dreilanden auf diese Weise zu Papier gebrachte Recht erhielt den Namen „Eiderstedtische Krone der rechten Wahrheit.“ Gesondert von jenen versammelten sich die Vertreter der Siebenharden in der St. Nikolaikirche auf Eöhr. Durch einen Abgesandten schlug ihnen der Herzog Verbesserung und Vermehrung ihres Landrechts vor; sie aber protestirten gegen jede Neuerung, und die gemeinschaftliche Erinnerung wurde somit unverändert in der sogenannten Siebenhardenbeliebung niedergeschrieben. Bei Erzählung dieser denkwürdigen Begebenheit ruft Clement aus: „In dieser Nationalversammlung herrschte „ein anderer Geist als jetzt auf Föhr; o, wie seid ihr

„von euren Vätern abgewichen!“ Anders sieht Danckwerth die Sache an; denn von einem neuen Eiderstedtischen Landrecht, das am Schluss des sechszehnten Jahrhunderts eingeführt ward, sagt er: „Als das neue „hervorgekommen, ist das ältre wie der Mond gegen „Aufgang der Sonne unsichtbar worden.“ Er statuirt mithin die Möglichkeit eines Fortschritts auf diesem Gebiet. Es geht aber mit den alten Rechten Einigen wie Andern mit allerlei Hausrath aus frühern Jahrhunderten; je wurmstichiger die alte Charteke ist, um so grösser ist der Enthusiasmus.

Weder die Aufzeichnung auf Papier, noch die fürstliche Garantie, die damals und zu wiederholten Malen später gegeben wurde, haben den friesischen Nationalgeist, soweit sich derselbe im Rechte Gestalt gab, vor dem Schicksal alles Entstehenden schützen können. Jedoch noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts finden wir die meisten der alten Rechtsgewohnheiten, wenn auch im Einzelnen verändert, in voller Kraft bestehen, unter erneuerter fürstlicher Bestätigung. Als z. B. um diese Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordstrand eines Todtschlags wegen verfolgt wurde, ward es dem Vater möglich, ihn nach geschehener Sühne wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über die Mühen und Kosten klagt, die ihm der Sohn verursachte, durchbohrt dieser ihn mit seinem Dolche. Der Mann seiner Schwester nimmt auf der Stelle blutige Rache an dem unnatürlichen Sohne; und kein Gesetz, keine Obrigkeit verlangt deshalb Rechenschaft. Die sonst beim Sarge ausgerufene Rache war hier auf der Stelle vollzogen, und der Gerechtigkeit war nach uralter Auffassung Genüge geschehen. Ja, noch hun-

dert Jahre später ist der Chronist Heimreich mehrmals zugegen gewesen, wenn auf Föhr über den Todtschläger am Grabe des Erschlagenen der Bann gesprochen ist. Wenn nun die Landesherren die alten Rechte confirmirten, so geschah das seit des ersten Oldenburgers Zeiten nur noch mit der Bedingung, dass sie sich Aenderungen und Verbesserungen vorbehielten. Durch gütliche Verhandlungen ging Vieles verloren, das Meiste schwemmte das Wasser hinweg, und als die Männer der zerbröckelten Harden auf fremden Handelsschiffen Dienste nahmen, fehlte es der Heimath an Hütern ihrer alten Sitten, Rechte und Gesetze. Dass die letztern, die dem Eigenthum eine so starke Garantie und dem Leben eine so geringe gewährten, nicht bis in die Gegenwart gerettet sind, ist mit Rücksicht allein auf ihren Inhalt nicht zu beklagen, denn dem jetzigen moralischen Bewusstsein widerstreitet das Meiste. Wer aber den nordfriesischen Hardenbewohnern daraus einen Vorwurf machen will, dass nicht mehr, wie ehedem, aus der Sitte und dem Bewusstsein des Volkes heraus das Recht sich national gestaltet, der legt dem Menschen zur Last, was die Natur verschuldete. Durch sie wird der Zusammenhang der Harden gewaltsam aufgelöst; einige derselben verschwinden gänzlich, andere trennen sich durch einen hohen Haffdeich von den übrigen, und indem sie sich ans sichere Festland lehnen, kommt ihnen unvermerkt, wie allen Culturvölkern der neuern Zeit, ihr altes Recht und die heimische Sitte abhanden; in die dem Meere wieder abgewonnenen Districte ziehen Fremde ein; die friesische Sprache muss auf Nordstrand, Pellworm und auch in Eiderstedt der plattdeutschen weichen; das einst lebendige Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit wird

matt und matter, da Alles auseinander gerissen ist; die friesischen Seefahrer lassen sogar ihre heimischen Namen zurück und geben sich fremde auf fremden Schiffen; nicht als Friesen gelten sie mehr, sondern als Holsteiner oder Dänen, als Sylter, Föhringer oder Halligleute; die Bewohner Sylts, Föhrs und Amrums nennen die der Halligen noch Fresken oder Friesen, sich selbst aber nur nach ihren Inseln. Clement sagt: „Das Volk „trat wie ein Schiffbrüchiger über die Schwelle des „neunzehnten Jahrhunderts.“ Hier ist nichts Anderes als der allgemeine Naturlauf, das Gesetz der Vergänglichkeit, das sich an Nationen so unerbittlich als an Individuen beweist; und ebenso sehr wie zur Klage ist hier Grund zur Verwunderung, da unter so ungünstigen Naturverhältnissen eine nationale Individualität sich so lange Zeit erhalten konnte, Es verdienen die Friesen den Ruhm, den ihre Historiker ihnen ertheilen: „Sie haben in wahrhaft merkwürdiger Hartnäckigkeit an ihren alten Gewohnheiten und Satzungen festgehalten.“

Dasselbe ist auch auf einem andern Gebiete, nämlich dem des alten religiösen Glaubens und der religiösen Sitte klar zu erkennen; doch habe ich nicht gefunden, dass man es hier den Friesen zur Ehre angerechnet hat. Vielleicht haben die heidnischen Götter bei keiner Nation so viel Treue gefunden, als bei ihnen, und vielleicht hat keine dem aus der Fremde gekommenen Christenthum einen so lange dauernden Widerstand entgegengesetzt. Abgesehen von dem Antheil, den hieran der Volkscharakter hat, ist dies der nationalen Bedeutung zuzuschreiben, welche der Cultus des Heidenthums hatte, der jährlich zwei Mal die weithin wohnenden friesischen Stämme zu feierlichen Opfern auf

Helgoland vereinte. Man musste fühlen, dass mit dem Untergang dieser ein starkes nationales Band zerreissen würde. Obgleich nun die Chronisten schon im sechsten Jahrhunders die Predigt des Evangeliums unter den Friesen beginnen lassen, so erzählen sie dessenungeachtet, dass sich bis gegen die Zeit der Reformation heidnische Ueberreste unter ihnen erhalten haben — eine merkwürdige Erscheinung. Die nationale Treue spricht sich in der bekannten Anekdote vom König Radbod aus. Dieser Fürst, unter dessen Herrschaft zu Anfang des achten Jahrhunderts die Friesen ein einigermaassen politisch einiges Reich ausmachten, hatte die christlichen Missionare, da sie es wagten, an die Tempel der Götter Hand zu legen, theils getödtet, theils verjagt. Dennoch entschloss er sich einige Jahre später zur Uebernahme des christlichen Glaubens. „In„deme nun“, so erzählt Danckwerth, „die Taufe eben „sollte verrichtet werden, habe er den Bischof gefraget, „wohin doch seine Vorältern gefahren wären, in den „Himmel oder in die Hölle. Als nun der heilige „Wolframus fertig antwortete, zu besorgen, sie als Un„gläubige wären in der Hölle, da habe der König den „Fuss geschwinde wiederumb aus dem Wasser gezogen „und gesprochen: Ei, so will ich lieber mit meinen „Vorfahren, die tapfre und ansehnliche Leute gewesen, „in der Höllen umbgehen, als mit den armseligen Chri„sten und den kahlen Mönchen in dem Himmel. Hat „also die Taufe nicht wollen annehmen, derer ihn auch „Gott nach der Zeit nicht gewürdigt, denn er unlange „darnach gehlinges Todes gestorben.“ Ja, die von den Sendboten verrichteten Wunder haben statt des erwarteten den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Obgleich der heilige Bonifacius einem Bauer das Brot, das ihm

dieser verweigert, in einen Stein verwandelt, findet er dennoch unter den Friesen einen gewaltsamen Tod. So hat auch Anscharius in Eiderstedt und Nordstrand mit heiligem Eifer nichts ausgerichtet, obgleich er, um die Entweihung des Sabbaths, will sagen des Sonntags, zu strafen, das an diesem Tage gesammelte Heu mit Feuer angezündet hat, das auf sein Gebot vom Himmel fiel. Selbst die Wunderwerke des schleswigschen Bischofs Poppo, der nach der Meinung Einiger von Geburt ein Nordstrander war, und dem Dänemark in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Christenthum verdankte, scheinen in Nordfriesland nur geringen Eindruck hervorgebracht zu haben. Und doch trug dieser, um die Wahrheit des christlichen Glaubens zu erhärten, ein grosses glühendes Eisen, natürlich ohne sich die Finger zu verletzen; ja einen mit Wachs getränkten Rock, den er über den blossen Leib gezogen hatte, verbrannte er vor allem Volk zu Asche und blieb doch unversehrt. Ohne zu bedenken, dass das eine Mirakel gerade so leicht oder so schwer zu glauben ist als das andere, erlaubt sich Danckwerth hier die Bemerkung: „Wir stellen das letzte Wunder an „seinen Ort und lassen es bei dem ersten bewenden.“ Nachdem nun Heimreich die mehrhundertjährigen Mühen und Thaten einer ganzen Reihe von Aposteln erzählt hat, bemerkt er, dass den Friesen das Christenthum „durch das Schwert gleichsam aufgedrungen sei“; was jedoch auch anderswo geschehen ist. Danckwerth setzt die Erbauung der ersten christlichen Kirche der Spadenlande in das Jahr 1103, und äussert bei der Gelegenheit: „Es hat das Ansehen, dass diese Marsch„leute etwas langsamer als die auf der Geest von den „heidnischen Götzendiensten zu dem wahren lebendigen

„Gott sein bekehret worden.“ Ja, in den nordwestlichen, dem Meere zunächst gelegenen Harden bauten Engländer erst später im zwölften Jahrhundert die ersten christlichen Kirchen. Mit welchen Augen die dortigen Friesen diesen religiösen Fortschritt betrachtet haben mögen, charakterisirt eine Anekdote, die wir Hans Kielholt verdanken. „Mir däucht,“ schreibt dieser, „dass dis meisten Verwüstungen dieser Länder in „Folge des vorigen heidnischen Glaubens, von welchem „Etliche nicht haben lassen wollen, hereingebrochen „sind. Denn als ich noch auf dem Lande bei meinem „Vater war, und ein kunstreicher Maler in unserer „Kirche die Geschichte der Apostel und anderer Mär„tyrer malte, damit man dieselben ehre und anbete, „hat ein alter Mann, der ein Heide gewesen, dabei ge„standen und dem zugesehen. Derselbe hat sein eige„nes Messer herausgenommen und sich selbst über die „Kehle geschnitten, weil er sich mit dem neuen Glau„ben nicht belasten wollte.“ Wir würden sagen, weil er den sichern Untergang des nationalen Lebens, da wo es am tiefsten wurzelt, nicht hat miterleben können.

Zum Theil erklärt die den Friesen eigenthümliche, starke Anhänglichkeit an vererbte Sitten, dass selbst nach der allgemein durchgeführten Bekehrung der Utlande heidnisches Wesen sich dort erhielt, zum Theil erklären dies die furchtbaren Naturereignisse, die dem Dienste der Götter ebenso günstig waren, wie ungünstig der Erhaltung alter Rechte. Nur daheim und am Tage galt die Kirche mit ihren Sacramenten; draussen auf den Watten und auf den Schiffen, sowie in der Nacht, dauerten die altreligiösen Opfer, Tänze und Mahlzeiten fort, dem Sprichwort gemäss: „Die Nacht

ist unsere eigene!“ Und es scheint also, dass das Christenthum lange Zeit in mehr officieller Bedeutung sich zum heidnischen Cultus etwa verhielt, wie die aus politischen Rücksichten eingegangene Ehe eines Fürsten zur morganatischen. Nach einer verheerenden Fluth, wenn die Kirchen weggeschwemmt und deren Priester ertränkt waren, stand das alte Heidenthum jedesmal wieder in Blüthe; ungehindert waltete abermals eine Zeitlang die im Herzen gegründete nationale Sitte, und eine neue Bekehrung ward nothwendig.

Das Christenthum, ohne nationale Sympathien, macht die Menschen zu Kosmopoliten; unsere Friesen aber, die in alter Zeit noch nicht auf Handelsschiffen in fremde Länder kamen, hingen fest an ihrem heimischen Grund und Boden und achteten die auf demselben entsprossene Blüthe des heidnischen Cultus höher als das aus einer fremden Welt stammende Evangelium. Dazu, für eine sinnig poetische Mystik, wie sie das katholische Christenthum enthält und pflegt, fehlt den Friesen alle Empfänglichkeit. Die geringe Bedeutung der christlichen Märtyrer und Heiligen in ihrem Denken und Leben wird bewiesen durch den auffallenden Umstand, dass es niemals bei ihnen Sitte geworden ist, sich nach jenen zu benennen; sie hielten trotz der dreihundert fünf und sechzig und etlicher Kalenderheiligen an ihren altfriesischen Namen fest. In der Kirche mochten sie stehen, im Hause war kein Platz für sie. Jedoch haben sie den heiligen Christian als Schutzpatron besonders ausgezeichnet; denn sie führen seine Statue mit in den Krieg gegen Abel und verheissen ihm eine neue Vergoldung für verliehenen Sieg. Es ist anzunehmen, dass der Heilige erhalten hat, was ihm versprochen war. Auch ist nicht zu sehen, dass

der alte Glaube übersinnlicher dämonischer Wesen voll gewesen ist, obgleich nach der allerneuesten Theorie die Noth die Götter schafft. Und doch hatte die Phantasie hier einen übermässigen Anreiz, die sausenden Stürme, die schäumenden Brandungen, die gespenstischen Vorlande und Deiche, die verödeten und weggeschwemmten Dorfschaften mit Geistern tückischer Art zu bevölkern. Anstatt der Götter schaffenden Phantasie waltet bei den Friesen der nüchterne Verstand vor, oft in überraschender Schärfe, wesshalb die metaphysischen Geheimnisse der Religion ihnen verschlossen bleiben. Da aber durch die Mystik die Priester Fhrfurcht und Herrschaft erwerben, so fehlte in Nordfriesland der Priesterherrschaft das nothwendige Fundament. In diese Kirchensprengel durfte der Bischof nicht beliebig Priester senden, sondern aus drei von der Kirchengemeinde Vorgeschlagenen hatte er einen zu wählen; der Gewählte aber scheint unter strenger Controle gestanden zu haben. Denn es berichtet die Chronik, dass ein Priester, weil er mit dem Beginn des Gottesdienstes auf eine angesehene Familie nicht gewartet hatte, von dieser am Altar erschlagen ward. Michelsen ist der Meinung, dass sich aus dem in Norwegen geltenden alten Kirchenrecht zum wenigsten auf die Abhängigkeit der Priester von den freien Bauergemeinden Nordfrieslands schliessen lasse. Jenem gemäss durfte sich z. B. der Geistliche, ohne sein heiliges Geräthe bei sich zu führen, nicht weiter von der Kirche entfernen, als wo die Glocken derselben gehört werden konnten; er durfte ohne Erlaubniss der Hardesmänner die Harde nicht verlassen, als nur zu Kirchenversammlungen; über kein kirchliches Verbrechen konnten die Bischöfe entscheiden, wenn dasselbe nicht

vorher vor dem Gericht der Harde verhandelt worden war. Dass die sonst überall entrichteten Zehnten in Nordfriesland ebenso wenig als von den südlichen Friesen geliefert wurden, ist „urkundlich historische Wahrheit.“ Freilich hat ein schleswigscher Bischof auf die Verweigerung der Zehnten den Kirchenbann gesetzt, für die Bereitwilligkeit zu denselben aber „Frieden in Christo“ verkünden lassen, wie das billig ist; jedoch scheinen die Friesen den Bann wenig gefürchtet, jenen Frieden aber unabhängig vom Bischof gehalten zu haben. Es galt auch hier, „dass den Eingesessenen wider ihren Willen kein Huhn vom Bischof könne abgepresst werden.“ Auf Helgoland, in Husum und Tondern sind freilich Klöster erbaut, aber in den Aussenlanden weiss man von diesen Pflegestätten der Frömmigkeit Nichts. Die Mönchsorden des Mittelalters hatten hier nur eine bedeutungslose Schattenexistenz. Allerdings bestand z. B. in Nordstrand ein Kaland oder eine Brüderschaft „der seligen Jungfrauen Maria“, in welche Geistliche und Laien aufgenommen wurden; aber die Statuten dieses Kalandes enthalten von mystischer Asketik Nichts. Dagegen bestimmen sie das Eintrittsgeld, z. B. vier Schilling Lübisch für einen Geistlichen, verheissen Hülfe bei Feuersbrünsten, bei Krankheiten aber geistlichen Zuspruch „bis in die volle Woche;“ setzen fest, was bei den Kalandsmahlzeiten gegessen werden soll, wie nach genossenem Ochsenfleisch, Schaaffleisch, Brei mit Safran, Braten, Butter und Käse die Seelenmessen abgehalten werden sollen, und was dergleichen geistliche Angelegenheiten mehr sind.

Da nun hiernach der mystische, bilderreiche Katholicismus nur schwache Wurzeln in Nordfriesland geschlagen hatte, so ist es begreiflich, dass di-

Reformation ohne sonderliche Erregung der Geister durchgeführt werden konnte. Das Hauptverdienst daran hatten etliche junge Studenten, die mit gereinigtem Christenthum von den Hochschulen nach Hause gekommen waren. Bei einer Kindtaufe auf Föhr „disputiren sie scharf mit den Mönchen," so dass sich der Diakon gefangen geben muss: Andere treten auf Nordstrand hervor, wo sie, wie Heimreich erzählt, mit „den harten papistischen Predigern" Lanzen brechen, und „durch Gottes Gnade die evangelische Lehre bekannt machen." So ward auf logische Art die zweite Bekehrung vollzogen; und wo die Privatdisputation nicht ausreichte, fiel man den Predigern auf der Kanzel in's Wort. Dies ist damals öfters geschehen und ist auch nach Heimreichs Bericht „der Lehre halber zugelassen"; jedoch trat man in einigen Harden dieser Reformationsmethode durch Verbote entgegen und stellte, wie das noch jetzt üblich ist, die Störung der Predigt unter Strafe, wenn nicht, heisst es, bewiesen ward, „dass die Priester haben unrecht gesaget oder gelehret," was freilich zu beweisen auch damals nicht schwer gewesen sein mag. Nur von einer einzigen Gewaltthätigkeit berichtet bei dieser Kirchenverbesserung die Chronik, aber diese auch nur an einem Todten verübt, einem friesischen Minoriten. „Weil dieser," erzählt Heimreich, „bis ans Ende stark am Papstthum gehangen, „ist er neben seinem Hund im Rinnstein vor seiner „Thür eingegraben worden; und soll ein grosser starker Mann gewesen sein, dessen Schuhe achtzehn „Stiche gewesen." Im Uebrigen verlief alles ruhig. Das Vermögen der geistlichen Brüderschaften wird den Armenkassen überliefert, die Stiftungen für Vigilien, Seelenmessen und dergleichen fallen an die Erben des

Stifters, freilich zu dessen Schaden zurück, oder an die Kirchen, wenn die Erben nicht zu ermitteln sind; alles Kirchengeschmeide wird zum Besten der Kirchen verkauft. Die hohe Obrigkeit nahm jedoch ihren Theil davon, besonders die kostbaren Glocken, bis auf die kleinsten, die hängen blieben; und die Altäre waren nach dem Bericht eines Chronisten nur darum sicher, weil sie von Stein und nicht von Gold waren. Dies Verfahren der evangelisch gewordnen Regierung fand auch bei Privaten Nachahmung, wie z. B. in einem Kirchenbuch von einem gewissen Grote Joen Hansen bemerkt ist, dass er das der Kirche vermachte Gut „*mutata religione*“ d. i. beim Religionswechsel wieder zu sich genommen habe.

Dem Charakter und dem vorwiegenden Verstande der Nordfriesen gemäss entspringt ihre Religion nicht so sehr aus einem metaphysischen Bedürfniss, sondern ist weit mehr eine Anwendung des Sprichwortes: „Noth lehrt beten.“ In ein trauriges, unvermeidliches Schicksal sich fügen, hat hier ja fast Jeder zu lernen Gelegenheit gehabt, weshalb der Glaube an eine bewusste Weltregierung und deren verborgene Absichten, weil diesen hier das praktische Leben braucht, mehr gilt, als irgend ein anderes Dogma. Wie durch das alltägliche Leben die Religion und ihr Cultus geregelt und bestimmt wird, sieht man unter Anderm an der alten Sitte, dergemäss die heimgekehrten Schiffer von der Kanzel für ihre glücklich überstandene Reise danken lassen, was jedoch in neuerer Zeit in Vergessenheit geräth. Zu einem eigenen feierlichen Act gab früher auch der erste Kirchgang einer Wöchnerin Veranlassung. Diese stand mit ihrer nächsten Anverwandten zu Anfang des Gottesdienstes abseits in der

Sacristei; nachdem der Prediger ihnen Beiden die Hände gereicht hat, „predigt er über die Gnade Gottes an der Wöchnerin, d. h. sie wird eingelesen“; und nach beendigtem Gottesdienst gehen sie zum Altar und opfern während des Gesanges dem Prediger. So ist, wie Alles, auch die Religion der Friesen praktisch und verständig; und einen wie grossen Antheil an ihrer Pflege die vielfache Noth des Lebens hat, ist in dem alten Sprichwort ausgedrückt:

„Hadden de Friesen nich argen Diek,
so quam ehrer kener int Himmeiriik.“

Der mystische Zug in der Religion, die schwärmerische Hingabe des Lebens und der Welt an eine phantasiereiche Ordnung übersinnlicher Dinge äussert sich in dem Verhältniss der Geschlechter als ritterliche Romantik. Ein Troubadour auf den friesischen Deichen wäre zu jeder Zeit ein Don Quixote gewesen. Aber die ehrenfeste Treue gegen heimathliche Sitten und Rechte, wie gegen die entthronten Götter finden wir hier in dem Verhältniss des Mannes zum Weibe wieder anstatt der romantischen Ueberschwänglichkeit. Diese einfach natürliche Treue ohne alle Reflexion wird charakterisirt durch das Verfahren eines Knechtes auf dem friesischen Bauernhof Bombell, das ich der Chronik Hansens nacherzähle. Der Knecht, mit Namen Nis Ipsen, war mit einer Magd auf demselben Hofe verlobt, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Schweden daselbst ins Quartier gelegt wurden. Ein Offizier stellte dem Mädchen nach, und Nis Ipsen, der darüber zukam, erstach denselben. Er musste landesflüchtig werden, ging in Amsterdam auf einen Ostindienfahrer und trat später in die Dienste der Generalstaaten, wo er eine so glänzende Carriere machte, dass er endlich

zum Admiral ernannt ward. Als solcher legte er seinen Namen ab und nannte sich nach dem Hofe, wo er gedient hatte, Nis de Bombell. Nunmehr zu Reichthum, Ehre und Ruhe gekommen, schrieb er seiner Braut folgenden Brief: „Aan myn Greethje. As du „noch van der Gesynning bist, t'welk du weirst, do „ick mit dy daglick op Bombell dente: so kam to my „na der Haag un werr myn Frow. Ick bin tegenwor„dig Hollandische Admiral. Nis de Bombell, vormalen „Nis Ipsen, dyn getruwe Brydigam.“ Also auch hier Stoff zu einer Dorfgeschichte, und was für einer!

Die Prediger der Aussenlande standen in früherer Zeit bei Conflicten des Volkes mit der Regierung fast immer auf Seiten der letztern; einmüthig betrachten sie die verderblichen Fluthen als wohlverdiente göttliche Strafgerichte; über die Gottlosigkeit, Rohheit und Frechheit ihrer Pfarrkinder hat mehr als einer von ihnen ein gravirendes Zeugniss ausgestellt; nur an dem Verhältniss der Ehegatten zu einander haben sie keinen Makel finden können. So rühmt im siebzehnten Jahrhundert ein Prediger von seiner Gemeinde, dass daselbst in funfzig Jahren keine Uebertretung des sechsten Gebotes vorgekommen sei; ein anderer aus späterer Zeit sagt von den Frauen: „Anbei sind sie ihren Männern so getreu, dass man auch in einem halben Säculo von keinem Ehebruch gehöret.“ Eine uralte heidnische Sitte hat sich unter den Friesen bis ins siebzehnte Jahrhundert erhalten. Wenn der Bräutigam die Braut in sein Haus einführt, so macht der Zug vor demselben Halt; der Mann zieht sein Schwert von der Seite, steckt es über die Thür und trinkt der jungen Frau zu; sie aber geht darauf unter das blosse Schwert und über die Schwelle, zum Zeichen, dass der Mann das Recht

hat sie zu tödten, wenn sie den Bund der Ehe brechen sollte. Das alte Gesetz, das über den Ehebruch, sei es des Mannes oder des Weibes, Todesstrafe verhängt, wurde noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erneuert. Sehr beredt spricht für die Heilighaltung der Ehe die alte, in den Aussenlanden herrschende Abneigung, mit einer Wittwe eine Ehe einzugehen, welche Abneigung zur allgemeinen Sitte ward, bis Arbeiter aus Jütland, die im vorigen Jahrhundert häufig dorthin kamen und sich dort ansiedelten, dieselbe ausser Gebrauch setzten. Die Thatsache, dass die Friesen auch in katholischer Zeit keine unverheiratheten Priester unter sich dulden wollten, ist ebenso ein Zeugniss für ihre Achtung vor dem Ehebündniss, wie sie zugleich einen für die alleinseligmachende Kirche bedenklichen Humor enthält.

Das Verhältniss der unehelichen Geburten zu den ehelichen wird gewöhnlich als ein Thermometer der Sittlichkeit betrachtet, wonach dieses z. B. in München und Rom auf dem Gefrierpunkt steht. Auf Sylt und den Halligen beträgt nach des dort wohlbekannten Chronisten Hansen Angabe die Zahl der unehelichen Geburten nur kaum zwei Procent von sämmtlichen. Unsere Chroniken berichten aus alter Zeit, dass Väter ihren Töchtern, die sich vergangen hatten, einen Stein an den Hals banden, sie hinter den Deich führten und daselbst ertränkten. Jetzt brüsten sich im civilisirten Europa die jungen Leute mit ihrem leichtfertigen Lebenswandel und übertreiben gar gegen ihre Altersgenossen die Heldenthaten ihrer Zügellosigkeit. In Nordfriesland war einst der Verdacht eines leichtsinnigen Lebenswandels nicht ohne Gefahr; die jungen Leute übten scharfe Controle und nahmen das

Gericht selbst in die Hand; vermummt lauerten sie dem Sünder auf seinem heimlichen, nächtlichen Wege auf, führten ihn gewaltsam über Feld und liessen ihn hart am Rande einer tiefen Wassergrube oder eines geöffneten Grabes stehen, eine Drohung, die, wenn sie nicht fruchtete, später ausgeführt ward. Alles dies stellt die moralische Bedeutung einer alten Sitte ins rechte Licht, die unter dem Namen des Fensterns bekannt ist. Die jungen Bursche statteten in der Nacht den Mädchen ihres Dorfes oder der Nachbarsdörfer Besuche ab, wobei sie sich des Fensters statt der Thür bedienten. Der junge Mann setzte sich neben das Bett des Mädchens, und wenn er eine Weile mit ihr geplaudert hatte, machte er einen andern Besuch. Wurde es aber bekannt, dass ein Mädchen wiederholte Besuche von einem und demselben empfing, so kam sie in den Ruf, dem sich anderswo eine junge Balldame aussetzt, die einen ganzen Abend von einem und demselben Herrn zum Tanze aufgefordert wird, und man erwartete eine Verlobung. So wurden die meisten Ehen gestiftet. Aber jetzt ist auch diese Sitte ausser Gebrauch gekommen; die Polizei soll sich darein gemischt haben. Hat sie es gethan, um die Sittlichkeit zu befördern, so hat sie, wie gewöhnlich bei dergleichen ihr unbeikommenden Zwecken, das Ziel verfehlt. Denn das Fenstern hat vielleicht aufgehört, und das Thermometer der Sittlichkeit soll um ein Kleines im Sinken begriffen sein. Der Prediger der Gemeinde auf Föhr, zu der Wyk gehört, zählt in letzter Zeit unter hundert Geburten sieben bis acht uneheliche. Es scheint, dass die alte Sitte in sich selbst eine bessere Garantie getragen hat, als äusserliche Gesetze zu geben vermögen.

Die ehrenhafte Zuverlässigkeit und Treue, die uns in dem Verhältniss der Friesen zu ihren altnationalen Sitten, Rechten und Göttern, wie in dem persönlichen Verhältniss der Geschlechter vortheilhaft entgegengetreten ist, zeigt sich dem Lande gegenüber, das diese Menschen bewohnen, und in der Arbeit, der sie sich unterziehen müssen, als Ausdauer und Geduld. Heimreich bemerkt sehr richtig, „dass die Einwohner dieser Oerter wenig gefunden oder geschenkt bekommen“; und wenn, wie einige Philosophen behaupten, das Recht des Menschen auf den Grund und Boden allein durch die Bearbeitung desselben zu begründen ist, so ist das Recht unserer Friesen an dem ihrigen doppelt und dreifach. Denn ehe hier die Erde durch den Pflug aufgerissen werden konnte, mussten mit unsäglicher Mühe Deiche aufgeführt, und die weggeschwemmten abermals und abermals aufgeführt werden. An der Art und Weise, Deiche zu bauen, an ihrer Höhe, Breite und Ausdehnung, hat man einen räumlichen Massstab für die in unsern Gegenden herrschende Cultur. So lange die Bewohner derselben, wie zu des Plinius Zeiten, auf Erdhügeln wohnten, die das überströmende Meer ab und zu in Inseln verwandelte, konnten sie, wenn auch sesshaft, dem Boden das zum Leben Nöthige nicht abgewinnen, und im höchsten Grade unsicher, von Wind und Fluthen abhängig, war ihr Dasein. Darum ziehen die Friesen der alten Zeit zur See auf Beute aus, wie sie z. B. den heidnischen Dänenkönig Regnar im neunten Jahrhundert auf dessen Raub- und Zerstörungszügen nach Britannien und Frankreich begleiten. Als darauf mit dem Christenthum dieser Erwerbszweig der Könige in üblen Ruf und ausser Gebrauch kam, und die Völker auf ihren Grund und Boden angewiesen

wurden, brach zu verschiedenen Malen in unsern unwirthlichen, noch halb dem Meere angehörigen Gegenden Hungersnoth aus und trieb die Nordfriesen zu ihrem alten Gewerbe zurück. Jedoch mit dem Christenthum konnte dieses unmöglich auf die Dauer bestehen; deshalb mussten sich zugleich mit den Kirchen im Lande auch sichere Deiche um dasselbe erheben, anstatt der unvollkommenen Sommerdeiche, von denen Saxo Grammaticus erzählt. Es ist gewiss richtig, dass die Historiker dieser Lande den Deich- und Kirchenbau in Zusammenhang bringen, und nicht zu sehen ist, auf welche historische Facten Clement seine Behauptung stützt, dass mit dem in Friesland einreissenden „Papstthum" auch die Deiche einrissen. Der Ackerbau daselbst datirt sich mit dem Kirchen- und Deichbau vom zwölften Jahrhundert. Aber Kirchen sind leichter als Deiche gebaut, wesshalb Jahrhunderte nöthig waren, in unsern Gegenden die alte Rohheit eines vagirenden Lebens durch die Cultur sesshafter Menschen zu verdrängen. So oft die neu aufgeführten Deiche zum Theil oder ganz weggespült werden, flüchten sich die Friesen wieder zum Raube auf's Meer, oder gehen zum Strandraub auf die Watten und dienen, von ihren Kirchen entfernt, zugleich den halbvergessenen Göttern. So bilden die Deiche eine zeitliche wie räumliche Grenzlinie zwischen Barbarei und Cultur wie zwischen Heidenthum und Christenthum.

Wir bewundern an den ägyptischen Pyramiden den Fleiss und die Ausdauer des Volkes, das sie erbaute; aber weil diese angestaunten Menschenwerke Ausgeburten despotischer Laune sind, kann uns die darauf verwandte Ausdauer kaum Achtung abgewinnen. Ein ganz anderes Zeugniss von dem Charakter unsers Volkes,

seiner Emsigkeit, Thätigkeit und Geduld liefern die um und durch sein Land gezogenen Schutzmauern. Denn wie breit man auch ihre Basis, wie wenig geneigt ihre gegen das Meer gekehrte Abdachung anlege, wie fest man sie auch mit einem Flechtwerk von Schilf überziehe: man hat keine Garantie, dass sich diese mühseligen Bauten auf die folgende Generation vererben werden. Häufig genug ist denn auch Jahre lange Arbeit in einer einzigen Fluth hinweggespült, und wenn der Schaden ausgebessert, das Land wiederum gegen das Meer geschlossen war, so mussten Abzugskanäle für die eingedrungene salze Fluth gegraben, die Aecker und Wiesen gereinigt werden. Allmählig aber wurde doch das Meer gezwungen zurückzuweichen; was einst Aussendeich gewesen war, wurde zum Binnendeich, der nun nach allen Richtungen das Land durchschnitt. Aussen herum aber zog sich der hohe Haffdeich; er umschloss das alte Nordstrand in einer Länge von fast dreizehn deutschen Meilen, während der Deich der Halbinsel Eiderstädt funfzehn Meilen misst, und die Binnendeiche daselbst kreuz und quer vierzig Meilen gleichkommen.

Dieselbe Ausdauer, Geduld und Zuverlässigkeit zeichnet die Friesen als Seeleute aus. Nachdem sie, abgesehen von den Bewohnern des Nordstrandes, Jahrhunderte lang neben ihrem unvollkommenen Ackerbau, dessen Besorgunng hauptsächlich den Frauen oblag, einen kümmerlichen Lebenserwerb in dem Fischfang gefunden hatten, begann in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Periode des immer steigenden Wohlstandes. Denn als um diese Zeit Holländer, Engländer, Franzosen, Dänen und Hamburger ihre Schiffe nach dem nördlichen Eismeer auf den Walfischfang und später auf den Robbenfang aussandten, er-

langten die Nordfriesen auf diesen beschwerlichen, mit so manchen Gefahren verbundenen Jagden sehr bald einen bedeutenden Ruf und wurden vorzugsweise gesucht. Noch in demselben Jahrhundert nahmen von den friesichen Inseln drei bis viertausend Männer an diesen gewinnreichen Reisen Theil, als Führer der Schiffe, als Steuerleute und Matrosen, oder als Harpuniere und Speckschneider. Die erstern hiessen und die wenigen noch übrigen heissen Commandeure, deren z. B. die Insel Föhr allein zu einer Zeit funfzig bis sechzig lieferte. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden fünfundzwanzig englische Schiffe mit Commandeuren und Harpunieren von derselben Insel besetzt. Da konnte die Landwirthschaft nur eine Nebensache sein, und das ganze Leben in den nördlichen Theilen der Utlande musste sich selbstverständlich nach diesen jährlichen Reisen gestalten. Die Abfahrt im Frühjahr bildete die eine bedeutende Epoche; je nach dem Ziel der Fahrt verliess die männliche Bevölkerung gegen das Ende des Januar, im Februar oder im Anfang des März die Heimath, um entweder in die schon angenommenen Stellen einzutreten, oder einen Dienst zu suchen. Die Schiffe, welche sie in die verschiedenen Häfen bringen sollten, lagen bereit, Wochen lang vorher mit allem zur Reise Erforderlichen ausgerüstet; die Mädchen und Frauen, alle Angehörigen und Freunde, Prediger und Beamte gaben ihnen, die von einem Winter in den andern reisten, zur Abfahrt das Geleite. Auch die durch Jugend und Alter Schwachen fanden Dienst und Arbeit auf diesen grossartigen Jagdzügen; Greise von achtzig und Kinder von zehn Jahren sah man unter den Scheidenden. Nach fünf bis sechs Monaten wurden sie ebenso von den Zurückgebliebenen

in Empfang genommen und gehörten einen Winter wie den andern der Heimath und den Ihrigen. Den erworbenen Verdienst aber vergeudeten sie nicht in den Hafenstädten, sondern die Männer brachten ihn ihren Frauen und Kindern, die Kinder ihren schwachen Eltern heim. Es wuchs in dieser Periode der Wohlstand ebenso wie die Volkszahl. Als der Walfisch- und Robbenfang den frühern Ertrag nicht mehr lieferte, suchten und fanden unsere Insulaner Dienste auf Kauffartheischiffen fast aller schifffahrttreibenden Nationen, und behaupteten dort denselden Ruhm der Besonnenheit und Zuverlässigkeit. Aber indem sie sich nun vereinzelt in die verschiedenen Weltgegenden zerstreuten, bald auf kürzern, bald auf längern Reisen von der Heimath abwesend waren, verlor der Erwerbszweig Aller den frühern Charakter der Gemeinschaftlichkeit, und das nationale Gepräge; die Bande der Heimath wie der Familie wurden lockerer, die Volkszahl verminderte sich, nnd auch ein grösserer Theil des auf den länger dauernden Reisen erworbenen Verdienstes kam den Angehörigen nicht zu Gute. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geschah diese Umwandlung der Commandeure und Walfischjäger in Capitaine und Kauffahrtheischiffer. Um dieselbe Zeit, als auf die angegebene Weise das ungewisse Meer unsere Insulaner auf längere Zeit ihrer Heimath entführte, nahm durch die früher erwähnte Vertheilung des bis dahin gemeinschaftlichen Acker- und Wiesenlandes die Landwirthschaft einen bedeutenden Aufschwung und rief Fremde auf die Inseln. Aber in der Bearbeitung des Bodens haben die nordfriesischen Inselbewohner es nicht so weit gebracht, als in der Kunst, das Meer zu befahren. Die Leichensteine auf den Kirchhöfen sind mit Schiffen

geziert, und ehrenvoller erscheint es bei der Wahl des Berufs noch heute der Jugend, mit dem Kiele das Meer, als mit dem Pfluge das Land zu furchen.

Es ist vorauszusetzen, dass wir dieselbe Grundbeschaffenheit des nordfriesischen Charakters, die sich in der Anhänglichkeit an Heimath und heimathliche Institutionen, in Achtung der Familienbande, in Ausdauer beim Kampfe mit einer ungünstigen Natur so lange bewährt hat, in derselben Weise wie bei den Männern, so auch bei den Frauen wiederfinden. Besonders von ihnen rühmt der Chronist Hansen Arbeitsamkeit und Sittsamkeit, Treue und Muth, und wie sie bestrebt sind, alte, ehrwürdige Sitten und Traditionen auf ihre Kinder zu vererben. Jedoch hat auch der durch die Verhältnisse des Lebens anschaulich gemachte Charakter der friesischen Männer und Frauen seine Kehrseite, wie alles Menschliche.

Erwähnt ist bereits, dass in den Streitigkeiten um den rechtmässigen Herrscher, wie in dem gegenseitigen Verhältniss der nordfriesischen Communen oder Harden zu einander die Frage des Vortheils nicht selten schwerer wog, als politische Sympathie und nationale Verwandtschaft. Wie der Historiker in der Vorzeit unserer Nation Züge interessenloser Begeisterung vergeblich sucht, Momente einer gehaltvollen Schwärmerei, wodurch andere Völker über die Trivialität des Geniessens und Entbehrens, der Arbeit und des Erwerbes zeitweilig emporgehoben und fortgerissen werden, so wird, wer aus dem Alltagsleben der Volksindividuen statt aus der Geschichte den allgemeinen Charakter erkennen wollte. viel kühle Berechnung und Ueberlegung, viel vernünftige Besonnenheit und Ruhe finden, aber wenig leichten Sinn und selten ein glückliches Sich-

selbst-vergessen. Auf den Ruhm einer zu aller Zeit sich kundgebenden Biederkeit, Willenskraft und Ausdauer wirft eine beschränkte, vorsichtige Selbstsucht einen Schatten. Diesem gemäss wird in unsern Gegenden das Geld nicht so sehr als ein Mittel, sondern vielmehr als ein Endzweck hochgeschätzt. Weder gebraucht man dasselbe gern zu Speculationen, bei denen es ja möglicherweise verloren gehen könnte, noch zur Verschönerung und Cultur des Lebens, noch viel weniger zu Unternehmungen, die dem Allgemeinen zu Gute kommen, ja, nicht einmal zur Verbesserung des bebauten Bodens. Ehrenhaft und wünschenswerth ist ein Betrieb oder ein Geschäft, wodurch die Lust zur Thätigkeit Befriedigung erhält; aber wünschenswerther gilt die Ruhe und Sicherheit, die sich auf den schon erlangten Besitz der edlen Metalle gründet. Für einen Fremden ist es nicht so leicht zu entscheiden, ob die einfach sparsame Lebensweise nur eine Folge der Einfachheit des Sinnes und einer frohen Genügsamkeit ist, oder ob Liebe zum Gelde dem Munde einen gewünschten Genuss und dem Hause Schmuck versagt. Jedoch unser Chronist Hansen klagt seine Landsleute des Hanges zu übertriebener Sparsamkeit an, und als ein verdächtigendes Zeugniss gegen unsern Volksstamm muss der Umstand erscheinen, dass bis in die letzten Jahre das einzige in nordfriesischer Sprache geschriebene Buch gegen das Laster des Geizes gerichtet ist. Derselbe egoistische Sinn, der eine friesische Harde mit der andern entzweite, äussert sich bei der Ruhe des Meeres und der Politik in neuester Zeit als mangelnder Gemeinsinn. Enge, persönliche Interessen erschweren in Nordfriesland das Zustandekommen allgemein nützlicher Unternehmungen; aber jene sind mit Nichten ein Pro-

duct der Gegenwart, wie Etliche meinen, sondern ein bleibender Fehler des Charakters. Denn ob eine ganze Harde, ihres zunächst liegenden Vortheils wegen, eine andere preisgiebt, oder ob der Einzelne, dessen Haus zufällig vor den Fluthen geschützt liegt, sich weigert, die allgemeinen Deichlasten mitzutragen, das bleibt im Wesen dasselbe, wie es im Wesen dasselbe bleibt, ob ein Bauer das Eigenthum des andern durch Würfel an sich bringt, oder ein König das Land des andern durch Soldaten.

Immer zusammen mit überwiegendem Egoismus findet sich ein gewisses Mass von Verschlossenheit. Der Nordfriese theilt sich nicht leicht mit, er ist behutsam und nicht selten vorsichtig bis zum Misstrauen, besonders gegen Fremde. Wie schwer die Menschen dieser Gegend aus sich herausgehen, wie sie ihr ruhig kaltes Wesen immer bewahren, das zeigt sich besonders bei ihren gemeinsamen Vergnügungen. Es ist vielleicht in der ganzen Welt kein Jahrmarkt so ernster Art, als z. B. der auf Föhr; man sieht denselben wohl, aber man hört ihn kaum, kein lustiger Gesang erschallt, keine Musik, als nur zum Tanze; die Polizei hat keinem Ausbruch ausgelassenen oder liebenswürdigen Leichtsinns, keinem kecken Humor zu steuern; stumm zieht Alles an den Buden mit Verkaufsgegenständen vorbei, und erst nach tagelanger Betrachtung und Prüfung entschliesst man sich zum Kauf. Ebenso ernst und ruhig geht es beim Schiessen nach der Scheibe her, das im Winter, wenn die junge Mannschaft zu Hause ist, nicht selten geübt wird. Ein Volksfest ist dergleichen nicht; es sind irgendwo Einige zusammengekommen, die für die Arbeit des Meisterschusses den bestimmten Gewinn beanspruchen; das Dorf oder den

Flecken geht das Nichts an, und auch die Frauen und Mädchen kümmern sich nicht darum. Die Lust zum Tanze soll auf den nordfriesischen Inseln in der letzten Zeit bedeutend zugenommen haben, so dass die Polizei, die nun einmal auch die Sorge für Sittlichkeit und gute Sitten hat, bemüht ist, das Uebermass jenes, allen Ländern und Zeiten gemeinsamen Vergnügens zu verhüten. Aber nationale Tänze kennt und übt man hier fast gar nicht; ernst und schweigend holt sich der Tänzer das Mädchen und überlässt es ihr, sich ihren Platz wieder zu suchen, wenn er seine Pflicht erfüllt hat. Freilich weicht der Ernst gegen das Ende oft einer ausgelassenen Fröhlichkeit, aber nicht ohne Mitwirkung des Geistes, der in der Traube oder im Korn gebunden ist. Dann auch ertönt Gesang, während sonst in den Häusern, auf den Wegen, bei der Arbeit das alte Sprichwort wahr bleibt: „*Frisia non cantat*", Friesland singt nicht. Die alten sinnreichen Ceremonien und Aufzüge bei Hochzeiten sind nach und nach in Vergessenheit gerathen; nur bei den Verlobungen wird, wenn der eine Theil aus der Fremde ist, von jungen Leuten am Abend ein mit Fahnen und Laternen geziertes Boot auf einem Wagen durch die Strassen gezogen.

Wo sich im Ernst wie in der Lust des Lebens vorwiegend die Ruhe zeigt, da ist das entweder ein Zeichen einer schwachen Willenskraft und einer schwer anzuregenden Empfindung, oder es hält der Energie der Triebe und des Willens eine starke Besonnenheit der Vernunft das Gleichgewicht. Wer mit unsern Insulanern auch nur oberflächlich bekannt ist, wird bald bemerken, das Alles, was in ihren Gesichtskreis kommt, den Verstand anregt. Freilich wirft jeder Mensch die Frage nach den Ursachen des Geschehens und den

Gründen der Erkenntniss auf; aber die grössere oder geringere Bedeutsamkeit, welche dieser Frage gegeben wird, unterscheidet nicht nur den denkenden Menschen von dem vorwiegend sinnlichen, dem Alles ein Gegenstand des Begehrens oder Abscheues ist, sondern kennzeichnet auch Nationen. Vielleicht haben unter allen germanischen Völkerschaften die Friesen die stärkste Anlage zur besonnenen Betrachtung, zur Erhebung über den nächsten sinnlichen Eindruck, nicht in das Gebiet der Phantasie, aber in das der bedingenden Ursachen. Als im siebzehnten Jahrhundert die Nordfriesen die Küstenschifffahrt und armselige Fischerei aufgaben und sich auf fernen Meeren den Ruhm praktischer Seeleute erwarben, erwies sich die von allen behauptete glückliche Begabung an der sogleich erwachten Lust und Pflege der Theorie. Ein Prediger auf Föhr, mit Namen Richardus Petri, gab den Anlass zu einer, für unsere Gegenden eine Zeit lang eigenthümlichen Bildungsweise. Er unterrichtete unentgeltlich in der Navigationswissenschaft, mit der einzigen Bedingung, dass seine Schüler ebenfalls umsonst das Gelernte weiter verbreiteten. Seitdem ist diese Wissenschaft mit den dazu gehörigen Hülfsmitteln fleissig von den seefahrenden Friesen geübt worden, wobei ihnen eine lange Zeit hindurch die erwähnte Regelmässigkeit ihrer Reisen, die jährliche Winterruhe, sehr zu Statten kam. Fast in jedem Dorf unterrichtete in früherer Zeit irgend ein erfahrener Commandeur oder Capitän die jungen Leute in der Theorie des Gewerbes, das sie entweder schon trieben, oder zu dem sie bestimmt waren. Mathematik und Astronomie bildeten die Hauptgegenstände der Unterrichts für die Confirmirten, während die Kinder in den ersten Elementargegenständen des Wissens Unterweisung er-

hielten. So hatte hier das nahe liegende Bedürfniss Volksschulen gebildet, die von der Kirche unabhängig waren. Es versteht sich aber, dass da, wo solche Einrichtungen wie von selbst getroffen werden und sich fast Jahrhunderte lang halten, eine natürliche Begabung der Lehrer wie der Lernenden für die Gegenstände des Unterrichts vorhanden sein muss. Das Talent zur Mathematik und also auch zu aller Art empirischen Wissens, wozu dieselbe die Hülfswissenschaft bildet, ist bei den Nordfriesen vielfach wahrgenommen. Rechnen und Mathematik bildeten auch in den Volksschulen lange Zeit die vornehmsten Lehrgegenstände; und wenn auch die alten, in der Navigationskunde bewanderten, durch Reisen und Gefahren gebildeten Praktiker in mancher Beziehung den Forderungen nicht mögen entsprochen haben, die man jetzt an einen Schulamtscandidaten stellt: so war doch in unsern Gegenden eine selten glückliche Harmonie zwischen der Schule mit ihren Unterrichtsgegenständen einerseits, und dem allgemeinen Talente wie Berufe andererseits. Aber solche exceptionelle Stellung der Schule verträgt sich nicht mehr mit den Begriffen, die man augenblicklich von Bildung hat, ebenso wenig wie mit dem überall herrschenden Princip, auch in ihrem Reiche Alles möglichst uniform zu machen. Seitdem mit dem Anfang unseres Jahrhunderts die Schule auf den Inseln aufhörte, in der alten originellen Weise ein freies Volksinstitut zu sein, und nur examinirte Seminaristen als Lehrer angestellt wurden, ist der Unterricht nicht mehr so vorwiegend wie ehedem auf das durch die Naturverhältnisse Nothwendige gerichtet, er hat einen mehr universellen Zweck; ob das aber ein Fortschritt für unsere Insulaner ist, könnte bestritten werden. Clement ist dieser Meinung nicht; er klagt,

dass die allgemeine Schulbildung den Aussenlanden nicht angemessen sei.

Was durch das angeführte Factum, durch die Liebe und Pflege der Theorie bei der praktisch seemännischen Tüchtigkeit der nordfriesischen Inselbewohner, dargethan wird, dasselbe bemerkt hier selbst ein oberflächlicher Blick im gewöhnlichen Leben und Verkehr. Wenn überhaupt bei den nördlich wohnenden Nationen abstracte Begriffe und Principien auf das Handeln einen stärkern Einfluss üben, als bei Menschen der mehr südlichen Zonen, so gilt dies ganz besonders von den Menschen der nordfriesischen Inseln: stets wird der unmittelbar sinnliche Eindruck von der besonnenen Reflexion controlirt. Somit ist die That ein Product der Ueberlegung; Uebereilungen lassen sich die Individuen unseres Volksstammes selten zu Schulden kommen. Eine Folge davon ist nicht nur eine verhältnissmässig geringe Anzahl von Vergehen gegen die Rechte und das Eigenthum des Andern, sondern auch jenes Verhältniss des Menschen zum Menschen, wohin der Staat mit seinen Gesetzen und Strafen nicht reicht, wird durch Ausbrüche der Leidenscheft verhältnissmässig wenig getrübt. Hiermit soll jedoch keineswegs über den sittlichen Werth unseres Volksstammes ein Urtheil abgegeben sein. Im Gegentheil, ein Jeder weiss, dass der eigentlich moralische Werth nicht danach gemessen werden darf, ob durch ein Ueberwiegen der vernünftigen Betrachtung, oder durch kluge Abwägung der Folgen die Leidenschaft in ihren Aeusserungen zurückgehalten wird. Was den sittlichen Werth ausmacht, liegt tiefer; und wo es die verständige Ueberlegung zu übereilten Aeusserungen der Leidenschaft nicht kommen lässt, da wird ebendieselbe ein gutes Herz von jenen

unüberlegten Aeusserungen und Thaten zurückhalten, welche oft den Menschen mehr ehren, als manche Vermeidung des Schlechten und manche Uebung des Guten, wobei die Ueberlegung, oder gar die vernünftige Berechnung zu Rathe gesessen hat.

Jenes erwähnte Ueberwiegen des Denkens über den unmittelbar sinnlichen Eindruck bemerkt der Fremde, der mit den Bewohnern unserer Gegend in Verkehr tritt, sehr bald an der Klarheit und Sicherheit, mit der sie sich ausdrücken, an ihrem unbefangenen und doch bescheidenen Wesen. Wenn ja durch die Anrede einige Verlegenheit entstehen sollte, so tritt dieselbe doch nie sehr bemerkbar hervor, oder hat doch keinen Einfluss auf das ruhige Denken. Nicht blos die Männer, die weit umher gewesen sind, sondern auch die Frauen, die nie vom Hause kommen, zeigen Klarheit des Urtheils, ein gefasstes Wesen, das ihnen sehr wohl ansteht und unfehlbar sogleich ein gutes Vorurtheil erweckt. Wer Gelegenheit hatte, mit den Landbewohnern verschiedener Gegenden zu verkehren, wird hier überrascht werden durch das Ueberlegte und durch den ordnungsmässigen Gedankengang, der sich in der Darstellung einer Sache kund giebt. Die Logik ist den Leuten hier angeboren, und damit auch eine gewisse Grammatik. Abgesehen von einigen eingewanderten Danismen und einigen aus dem Niederdeutschen herübergenommenen Ausdrücken, von denen oben schon die Rede gewesen ist, ist an dieser äussersten Grenze der deutschen Zunge das Hochdeutsch, in Vergleich mit andern Landdistricten, wohlklingend und correct, in auffallendem Contrast zu südlichen und westlichen Grenzländern. Und doch ist hier, wie auch schon bemerkt, die Gefahr der Sprachmengerei grösser als irgend

wo sonst. Denn die Eingeborenen lernen als ihre eigene Muttersprache das Friesische, das auf Föhr allein zwei Dialecte bildet; in der Schule alsdann, als Sprache der Bücher und der Religion, das Hochdeutsche; im Verkehr mit den Eingewanderten nicht nur das Niederdeutsche, sondern auch noch das Dänische; so dass die Zahl Derer nicht klein ist, die in diesen vier Zungen nach Bedürfniss zu reden wissen.

Es war der nächste Zweck dieser kleinen Schrift, den in unserer Gegend fremden Gast mit Land und Leuten so weit vertraut zu machen, dass er sich die Eigenthümlichkeiten, die ihm daselbst auffallen, zu erklären im Stande sei. Wer zur Erholung oder zur Stärkung der Gesundheit an's Ufer des Meeres flüchtet, dem muss es von Bedeutung sein, einmal gänzlich aus der vollen Gewohnheit seines alltäglichen Lebens und Treibens in eine andere Welt versetzt zu werden, denn eben der Wechsel aller sinnlichen Eindrücke übt eine wohlthätig heilende Wirkung aus. So viel nun wird aus diesen Blättern klar geworden sein, dass das geschilderte Land sammt seinen Bewohnern des Originellen genug hat, um den daselbst Fremden eine kleine Weile die ermattende Gewohnheit seiner Welt, die er verliess, vergessen zu machen.

VII.

Fluth und Ebbe.

Nachtrag oder Einleitung.

Unklare Vorstellungen. Warum Mond und Sonne das Wasser nicht emporheben. Anerkennung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen dem Mondlauf und den Flutherscheinungen. Attraction in Punkten ungleicher Entfernung. Störung des Gleichgewichtes. Grösse desselben im Verhältniss zur Erdanziehung. Gleichgewichtsstörung in einer flüssigen Masse. Fluth und Ebbe als Schwingungserscheinungen. Uebereinstimmung der Beobachtungen mit den Resultaten der Theorie. Ausdehnung der Beobachtungen durch Whewell. Ergebnisse der Isorachien. Keine Originalfluth in der Nordsee, dem atlantischen und indischen Ocean. Ausgang der Fluthwellen von der Südsee. Ihre Geschwindigkeit und ihr Fortschreiten im atlantischen Ocean. Gleichzeitiges Zusammentreffen zweier Fluthwellen in der Nordsee.

Jedoch, ich kann meine Schilderung von Land und Leuten nicht schliessen, ohne auch den letzen Grund aller Umwandlungen, welche diese Gegenden erlitten haben, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Die Natur, hauptsächlich die des Bodens und Klimas, ist in der Geschichte und Entwicklung jedes Volks ein sehr einflussreicher Factor; aber in eminentem Sinne gilt diese allgemeine Wahrheit von den friesischen Völkerschaften, die längs der ganzen südlichen und

westlichen Nordseeküste wohnen; Cultur und Geschichte, Lebensweise und Arbeit der Friesen stand und steht unter der Herrschaft kosmischer Mächte. Weil die Meere fluthen und ebben, ist die Geschichte ihres Lebens eine Geschichte des Leidens, in physischem Sinne des Wortes an den Himmel geknüpft. Wenn mithin irgendwo der Blick von der Wirkung auf die Ursache gewendet wird, so ist es bei dem in dieser Schrift behandelten Gegenstand, denn immer und immer wieder sehen wir die gewaltige Bewegung des Oceans zerstörend und schaffend eingreifen. Beiläufig einmal und nur allgemein auf ihren letzten Grund hinzuweisen, erscheint ihrer schweren Bedeutung gegenüber unzureichend; aber wiederum auch empfiehlt es sich nicht, den Faden des Gegenstandes durch eine so ganz anderartige Betrachtung zu zerreissen. Aus diesem Grunde ist anhangsweise den Erscheinungen der Fluth und Ebbe ein besonderes Kapitel gewidmet, das freilich mehr noch als Einleitung eine Stelle verdient hätte. Aber wenn die Wirkungen schon erfahren sind, so liegt das Verlangen nach der Erkenntniss ihrer Ursachen um so näher.

Auch ganz abgesehen von der Bedeutung der in Rede stehenden Erscheinungen für diese Lande hat für jeden aus dem Binnenland Kommenden das Steigen und Fallen des Wassers den Reiz eines bis dahin ungekannten, ungefährlichen Naturphänomens, das den Wunsch nach Erklärung rege macht. Zumeist beschränkt sich hier das populäre Verständniss darauf, dass dieselbe Kraft der Anziehung, die den Stein zu fallen zwingt und Planeten und Monde in krummen Linien um ihre Centralkörper führt, auch die Gewässer der Erde in Bewegung setzt. Geht man aber daran,

die allgemeine Vorstellung auf die Erscheinungen anzuwenden, so kommt die Naturwissenschaft der Meisten hart in's Gedränge, wie sogleich gezeigt werden soll, und von einem Verständniss des Hergangs auch nur im Allgemeinen, viel weniger aber in seinen Einzelheiten, ist keine Rede mehr. Dennoch werden wir mit Recht Denjenigen einen Gebildeten nennen, der im Stande ist, die Erscheinungen, welche ihn umgeben, auf die bedingenden Ursachen zurückzuführen, wogegen es in Hinsicht auf Bildung von geringem Belange ist, ob wir es so weit gebracht haben, einen Roman des Eugen Sue oder der Frau Braddon mit Hülfe eines Wörterbuches glücklich zu entziffern. Wenden wir uns aber, um wieder gut zu machen, was die Schule gesündigt hat, an ein Lehrbuch der Physik oder populären Astronomie, so haben wir die auffallende Kürze, mit der meist unser Gegenstand behandelt ist, zu bedauern. Erst recht schlimm ist daran, wer sich höher hinauf versteigt, um bei einem Epigonen der fast verschollenen Naturphilosophie Rath zu suchen. Denn hier wird, wie etwa in den „Briefen über das Erdleben“ von dem geistreichen Carus, die schwierige Sache ungemein leicht abgemacht. „Warum sollte man nicht“, heisst es dort, „behaupten „dürfen, der Erde käme eine Lebensregung zu, die den „Respirationsbewegungen der Thiere und dem damit „verbundenen Ab- und Zufluss der Säfte ähnlich ist?“ Denn geschieht Nichts, als dass der Mond das Wasser in die Höhe zieht, „so ist klar“, dass die dadurch erzeugte Fluthwelle zugleich mit der bei den Antipoden bewirkten Ebbe in etwa vierundzwanzig Stunden regelmässig um die Erde ziehen müsste, und wir würden in dieser Zeit nur ein Mal Fluth und ein Mal Ebbe

haben. Wenn nicht sonst, so weiss schon Jeder aus der Schule, dass dies nicht der Fall ist; und somit zeigt es sich augenscheinlich, dass wir bei allem Respect vor Newton und dessen Nachfolgern von einer blos mechanischen Erklärungsweise des Emporgehobenwerdens zu dem höheren Begriff des organischen Lebens hingewiesen sind. Die Natur spottet gar zu gern der Regelmässigkeit schwer verständlicher mathematischer Formeln, seien diese noch so elegant; sie liebt nicht, heisst es, „solche einförmige, langweilige Schwankungen“. Gewiss, sie theilt diesen Abscheu mit Poeten und poetischen Naturforschern.

Wie das Athmen beim heftigen Laufen, so geht dem Menschen bei derartiger Betrachtung der Dinge das Begreifen aus. Am Ende aber lassen wir uns dergleichen Orakel noch eher gefallen, als die landläufige Anwendung des Gesetzes der Anziehung auf die Gewässer der Erde. Gelegentlich seiner Beschreibung unserer Inseln kommt der Reisende Kohl auch auf unser Thema zu sprechen. „Der Mond — sagt er — erfasst „mit seinen anziehenden Kräften das grosse Weltmeer „an dem Punkte, über welchem er eben im Zenith „steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht „nur um einen oder anderthalb Fuss, wie man etwa „ein ausgebreitetes Tuch in die Höhe hebt, und weiter „schreitend lässt er es wieder fallen.“ Vielleicht war es ihm auf die Länge zu schwer geworden. Für uns, denen der Mond über das trockene asiatische Festland gezogen kommt, hat dies Emporheben und Fortziehen freilich keine Gefahr, aber für die ganzen ostamerikanischen Küsten ist es ein Glück, dass er im Fortschreiten das grosse Weltmeer rechtzeitig wieder fallen lässt. Auch ist es für kleinere Meere, wie das mittel-

ländische, und für Binnenseen vortheilhaft, dass er über sie hinzieht, ohne sie zu beunruhigen. „Dies kommt „daher — heisst es ferner — dass er gleichsam ein „Riese ist und so zu sagen mit seinen gigantischen „Fäusten das Kleine nicht zu fassen vermag.“ Hätte er es gefasst, wer weiss, ob er die Kleinigkeit so bald wieder fallen liesse; also gut, dass er, wie man das nennen könnte, etwas täppisch ist. Und dann die ungeheure Arbeit, die dieser Riese verrichtet! Unsere politischen Zeitungen, weil sie nachgrade für Tausende das einzige Bildungsmittel geworden sind, haben in ihren sogenannten Feuilletons auch für die Befriedigung ästhetischer und anderer geistiger Bedürfnisse zu sorgen. Ein solches von neuem Datum bringt folgende Sensationsnachricht. „Stellen wir uns vor, wie ungeheuer „die Arbeit ist, welche der täglich zwei Mal erfolgende „Hin- und Hertransport einer so ungeheuren Wasser„masse repräsentirt. Trotz seiner Entfernung von „50000 Meilen schleppt der Mond 200 Cubikmeilen „Wasser, d. h. nahezu 1000 Millionen Pfund in sechs „Stunden um den vierten Theil der Erde herum.“ Das wäre also 1000 Millionen Pfund über beiläufig 2300000 Quadratmeilen, wozu er am Aequator für gut 200 Meilen Längenmass nur eine Stunde Zeit gebraucht! Da mag unser Historiker Clement wohl ausrufen: „Vielleicht nimmt er uns auch noch den Hut vom Kopf!“

Allerdings erscheint es bei solcher Auffassung der Dinge sonderbar, dass er uns nicht längst schon diesen Possen gespielt hat. Es sind aber diese theils phantastischen, theils ungeheuerlichen Anschauungen darum wörtlich aufgeführt, weil sie im Grunde doch nur ein prägnanter Ausdruck dessen sind, was dem Belehrung Suchenden das Verständniss der zu besprechenden Er-

scheinungen schwierig macht. Man sträubt sich dagegen, und das mit gutem Grunde, einzuräumen, dass vom Monde, und sei es auch mit Hülfe der Sonne, Weltmeere emporgehoben werden. Denn es ist nachgerade allgemein bekannt, dass die Anziehung der Massen sehr bedeutend abnimmt mit der Entfernung der angezogenen Körper von ihnen, und zwar so, dass die Wirkung bei doppelter Entfernung nur noch den vierten, bei dreifacher nur noch den neunten Theil der ursprünglichen beträgt u. s. f. Wir kennen die anziehende Kraft der Erde; dieselbe ist so stark, dass sie einen Körper, dem die Unterlage genommen ist, in der ersten Secunde durch einen Raum von etwa fünfzehn Fuss zu fallen zwingt, und wir können diese ihre Leistung als ein Mass benutzen, um danach zu bestimmen, in welchem Grade auf unserer Erdoberfläche die anziehende Kraft der Himmelskörper wirksam ist. In einer Entfernung von 60 Erdhalbmessern werden wir beim Monde angelangt sein; hätte er eine der Erde gleiche Masse, so würde er die irdischen Körper nur noch mit einer Kraft anziehen, welche den sechzig mal sechzigsten Theil, d. i. $^1/_{3600}$ von dem beträgt, was wir als das Grundmass angenommen haben. Er würde mithin weitab nicht im Stande sein, auch nur den kleinsten Thautropfen von der Stelle zu bewegen oder seitwärts mit fortzuziehen, da diesen die Erde um 3600 Mal stärker hält. Nun aber wirkt der Mond überhaupt 88 Mal schwächer als unser Planet, weil seine Masse um so viel geringer ist; denn diese himmlischen Körper wirken anders als der Mensch nur gemäss ihrer Masse oder ihrem Gewicht. Mithin haben wir von jener geringen Anziehung nur $^1/_{88}$ zu nehmen; d. h. der Mond zieht jeden irdischen Körper mit dem

dreihunderttausendsten Theil der Kraft, womit ihn die Erde hält. Freilich müssen wir dann ferner 355000 Erdkugeln auf die eine Wagschale legen, um mit der Sonne auf der andern das Gleichgewicht herzustellen; da wir aber von dieser um 24000 Erdhalbmesser entfernt sind, so haben wir zur Ermittelung der Sonnenwirkung die unweit grössere Massenkraft durch das Quadrat von 24000 zu dividiren, und erhalten als Resultat den sechszehnhundertsten Theil der Anziehung, mit welcher die kleine Erde Alles an sich fesselt. Dies ist nun ein Beträchtliches mehr, als wir beim Monde gefunden hatten, und doch soll dieser merkwürdigerweise der Regent der Flutherscheinungen sein. Auch wenn wir beider Kräfte zusammenlegen, kann von einem Emporheben und Fortschleppen nicht die Rede sein. Freilich, wären Mond und Sonne überhaupt dazu im Stande, so käme es ihnen auch wohl nicht darauf an, ob es der Hut ist, den wir auf dem Kopfe tragen, oder das Weltmeer.

Eine Einwendung hiergegen stellt sich sogleich noch ein. Die kleinsten Theile, welche eine flüssige Masse bilden, verschieben sich auch durch den leisesten Einfluss; darum könnte es noch einigermassen begreiflich erscheinen, dass selbst durch geringe Kräfte der Attraction das Meerwasser zusammenfliesst und sich anhäuft, wenn der Mond darüber steht; es braucht ja nicht gerade wie ein Tuch von der Erde abgehoben zu werden. Dann aber ist es doch auffallend, dass sich an der entgegengesetzten Seite der Erde das Meer gleichfalls zusammenhäuft. Dies abzuleugnen, wie die citirten Briefe über das Erdleben thun, geht nun einmal nicht mehr, und mittelst Ziehens soll doch Alles fertig gemacht werden. Also lässt man den Mittelpunkt

der Erde und mit diesem den festen Erdkörper vom Antipodenmeer um etwas hinweggezogen werden. So muss der Effect freilich derselbe bleiben; aber da hier nun doch nicht zusammengehäuft, sondern weggezogen wird, der Tisch unter dem Tuch hinweg, so brauchen wir abermals eine Kraft der Anziehung auf der Oberfläche unsers Planeten, grösser als seine eigne dort, und eine solche steht uns nicht zur Verfügung, wie wir gesehen haben.

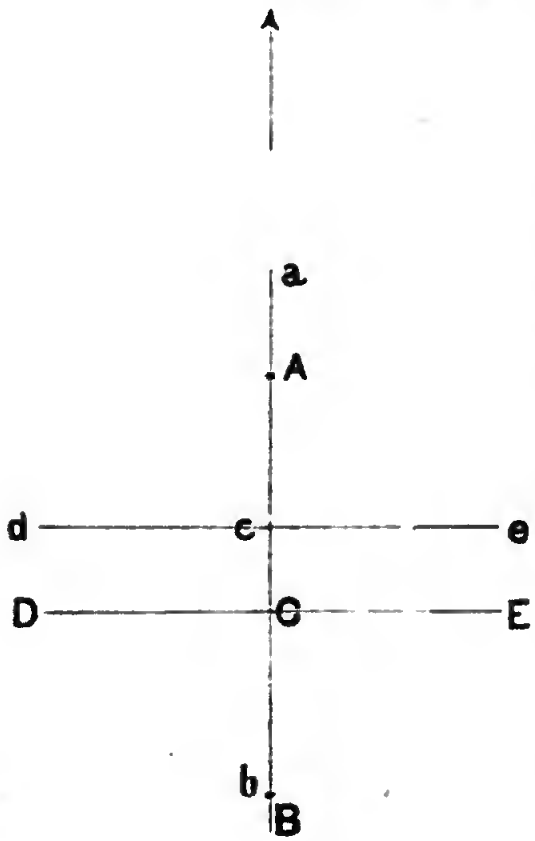
Die Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen ist freilich lange nicht immer ein Beweis ihres ursächlichen Zusammenhangs, da es doch nur scherzhaft gemeint sein kann, dass, weil ich mit dem Regenschirm ausging, das Wetter trocken blieb. Wenn aber, so oft der Blitzstrahl gesehen, auch der Donner gehört wird, ruhen wir nicht, bis wir die blosse Zeitfolge der Erscheinungen unter den Begriff der Ursache und Wirkung gebracht haben. An den Küstenorten weiss man ein für alle Mal im Voraus, wann das fluthende Wasser seinen höchsten Stand erreicht, wenn man nur den Auf- und Untergang des Mondes kennt; die Rechnung trügt nie. Denn haben wir uns ein Mal die Zeit gemerkt, die zwischen einer Mondculmination, d. h. seinen höchsten Stand am Himmel, und dem Hochwasser verflossen ist, so finden wir, dass an demselben Orte dieser Zeitunterschied Jahr aus Jahr ein so ziemlich derselbe bleibt; somit schliesst die unverrückte Regelmässigkeit dieser Phänomene den Gedanken eines ursachlosen Zusammentreffens aus, das wir Zufall nennen. Dazu fällt noch ein anderer bekannter Umstand schwer in's Gewicht. Wenn Sonne, Mond und Erde in grader Linie stehen, also bei Voll- und Neumond, so fallen unter sonst gleichen Verhältnissen die Fluthen jedes Mal höher,

die Ebben tiefer aus, als um die Zeit der Mondviertel. Es drängt sich mithin die Ueberzeugung auf, dass im ersten Falle die Himmelskörper ihre Kräfte zusammenlegen, dass im letzteren eine grössere Kraft mit ihrem Ueberschuss über eine kleinere wirksam ist.

Somit war es unmöglich, einen ursächlichen Zusammenhang dieser irdischen und himmlischen Erscheinungen zu verkennen. So wie die Griechen jenseits des mittelländischen Meeres mit dem Phänomen bekannt wurden, erregte dies, wie es bei einem so begabten Volke nicht anders sein konnte, Verwunderung, womit immer entweder der Glaube oder die Forschung beginnt. Die letztere im vierten Jahrhundert vor Christo beim Philosophen Aristoteles, während des Mittelalters der höchsten Autorität der christlichen Kirche in allen weltlichen Dingen. Zum Zeus oder Poseidon nahm er seine Zuflucht nicht, wie gläubige Philosophen zur Gottheit oder weniger gläubige zu einer mystischen Naturkraft, fiel aber dafür der Verzweiflung anheim. In den Sagen, die sich an seinen Tod knüpfen, spricht sich die grosse Wahrheit aus, dass geniale Geister durch Probleme der Vernunft eben so stark erregt werden, als materielle Naturen durch das Streben nach Macht oder Reichthum. Darum muss sich dieser Philosoph, weil ihm die Lösung des neuen Räthsels nicht gelingen wollte, zu Tode gegrämt, ja sich aus Verzweiflung in den Euripus gestürzt haben, wenn auch nüchterne Historiker erzählen, dass er auf Euböa einem chronischen Magenleiden erlegen ist. So viel mag er gewusst haben, was vor ihm schon ein kühner griechischer Seefahrer und Geograph, der oben bereits erwähnte Pythias von Massilien, ausgesprochen hatte, dass in dem Monde die Ursache zu suchen sei. Aber

auf welche Weise? Die blosse Thatsache ist auch später noch, als die Römer mit dem atlantischen Ocean bekannt geworden waren, durch ihren Naturforscher Plinius entschieden genug ausgesprochen. „Die Ursache — sagt er — „ist in der Sonne und dem Monde zu „suchen. Die Gewässer bewegen sich, dem gierigen „Gestirne gehorsam, welches das Meer nach sich zieht, „nachdem es sich desselben bemächtigt hat.“ Diese Gier ist aber eben das Problem. Durch das christliche Mittelalter hindurch schlummerte selbstverständlich Sinn und Trieb der Erkenntniss, bis der scharfsinnige Cartesius denselben weckte. In Zusammenhang mit seinem System suchte er die Erklärung in einem Druck, den der Mond auf die Atmosphäre und dadurch auf die irdischen Gewässer ausübt. Wäre dem so, so müsste, der Erfahrung entgegen, der oben schwebende Mond das Meer zu ebben zwingen. Nachdem endlich Newton den genialen Versuch gewagt hatte, aus einem einfachen Gesetz der Massenanziehung die Figur der Bahnen der Weltkörper abzuleiten, und ihm dieser Versuch vollständig gelungen war, forschte er, ob in dieselbe Reihe der Erscheinungen, zu welcher die Ellipsen der Planeten und ihrer Monde, die Parabeln der Kometen, der beschleunigte Fall irdischer Körper gehört, auch die periodischen Schwankungen der Meere einzufügen seien. Die von ihm begonnene Untersuchung brachte der französische Astronom Laplace zum Schluss. Eine andere Erklärung ist bis heute noch nicht aufgefunden, und so lange die Verfinsterungen an Sonne und Mond bis auf Bruchtheile einer Secunde nach dem Gravitationsgesetz Newtons berechnet werden, wird auch das Weltmeer demselben gehorsam sein.

Missbrauch, praktischer wie theoretischer, kann mit jedem Gesetze getrieben werden, sogar mit einem Naturgesetz. In unserm Fall besteht derselbe darin, dass man Sonne und Mond an der Erde ziehen lässt, wie Pferde einen Wagen ziehen, in welchem Personen hinter einander sitzen, und dann nicht begreift, warum die vordere nach vorwärts, die hintere nach rückwärts geschoben wird. Aber die Attraction der Weltkörper ist keine mit Seilen; da ihre Stärke durch die Entfernung bedingt wird, so muss an verschiedenen Stellen die Wirkung eine verschiedene sein. Noch ganz abgesehen von der Anwendung der Attraction auf den Ocean,



ist es durchaus erforderlich, im Allgemeinen erst die Art und Weise ihrer Wirkung klar zu machen. Der nebenstehenden Figur gemäss denken wir uns zwei Punkte A und B in der Entfernung von etwa 20 Längeneinheiten, und mitten zwischen ihnen einen dritten C. Diese drei Punkte mögen nun mittelst einer Kraft, die durch die Entfernung abnimmt, in der Richtung des Pfeils bewegt werden, und zwar soll der Punkt A in einer bestimmten Zeit um drei Wegemaasse weiter, also nach a gelangen. Weil dieselbe Kraft in b wegen der grössern Entfernung schwächer

wirkt, so gelangt dieser Punkt in derselben Zeit nicht ganz so viel vorwärts, etwa nur um zwei Längeneinheiten nach c. Abermals geringer ist endlich die Wirkungen in B, darum möge dieser Punkt nur um eine Längeneinheit bewegt werden. Der Effect ist augenscheinlich. Nach Verfluss der angenommenen Zeit hat sich jeder der beiden äussersten Punkte um etwas, nämlich um ein Wegemaass vom Mittelpunkt entfernt, und nur die beiden seitwärts gelegnen nicht, während doch durch eine und dieselbe Kraft und in derselben Richtung sämmtliche Punkte vorwärts bewegt wurden. Die Entfernung des Punktes A von C und die des B von C betrug 10; A bewegte sich um 3 Einheiten vorwärts, C um 2, also ist ihre Entfernung jetzt 11; während C um 2 Einheiten vorwärts kam, legte B davon nur eine zurück, also ist ihre gegenseitige Entfernung gleichfalls 11. D und E endlich, weil durch dieselbe Stärke der Kraft wie der Punkt C beherrscht, mussten ihr Verhältniss zu diesem unverändert behaupten.

Wenn bei Anwendung der Attraction zur Erklärung der Flutherscheinungen dieselbe als eine Zugkraft betrachtet wird, wie wir eine solche zur Fortbewegung von Massen anwenden, wobei es gleichgültig ist, ob die Seile, mittelst deren gezogen wird, etwas länger oder kürzer sind, so ist freilich alle Qual der Phantasie vergeblich, eine Erhebung des Wassers, zumal bei unsern Antipoden, vorstellig zu machen. Nicht absolut und einfach mit einer Kraft haben wir es zu thun, sondern mit der Verschiedenheit ihrer Wirkungen an Punkten, die eine ungleiche Entfernung von der wirkenden Masse haben. Der letzte Grund der Erklärung ist mithin der Unterschied von Kräften. Weil man ge-

meinhin von Anziehung der Weltkörper spricht, anstatt von dem Unterschied dieser Anziehung an Punkten ungleicher Entfernung, nämlich an der Oberfläche der Erde, ihrem Mittelpunkt und wieder ihrer Oberfläche, darum erscheint das besprochene Phänomen so schwer verständlich.

Ich muss mich jedoch sogleich dagegen verwahren, als seien durch jene in die Länge gezogene Linie, so rationell sie auch zu Stande gebracht ist, die Erscheinungen der Fluth und Ebbe vollständig erklärt; vielmehr nur, wovon auszugehen ist, sollte nachgewiesen werden. Es ist bei diesen Punkten verschiedener Entfernung Etwas unberücksichtigt geblieben, was sie von Punkten auf der Erdoberfläche wesentlich unterscheidet. Jene liegen gegen einander gleichgültig im Raum, und da sie mit ungleicher Kraft nach derselben Richtung streben, müssen sie wohl von einander entfernt werden. Denken wir sie jedoch an den Enden und in der Mitte einer Linie, die durch das Centrum der Erde geht, so ist mit in Anschlag zu bringen, dass sie sich gegenseitig halten oder anziehen, oder auch, wie man sich das gewöhnlich vorstellt, dass die Punkte A und B mit einer gewissen Energie nach ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt streben; und wenn wegen der dazwischen liegenden Masse die Ortsveränderung nach innen nicht zur Ausführung kommen kann, dass sie vom Mittelpunkt gehalten werden. Diese Energie aber — es ist die Energie der Schwere — überwiegt bei Weitem, wie wir schon gesehen haben, das ihnen durch die anziehende Masse mitgetheilte Bestreben, sich zugleich vorwärts und von einander hinweg zu entfernen. Anstatt einer mathematischen Linie mit ihren Punkten haben wir also mit Kräften ausgestattete

Massentheilchen oder Molecüle, durch die gegenseitige Schwere stark an einander gebunden, und die zu Wege gebrachte Entfernung vom Mittelpunkt scheint somit eben hierdurch wieder unmöglich geworden.

Es wird Nichts im Wege sein, wenn wir uns einen Augenblick die Punkte, worauf es ankommt, mit Empfindung begabt denken. Mit einer gewissen Stärke empfunden wird alsdann der Zug zum Mittelpunkte hin, das unzerreissbare Band. Nun aber beginne die Wirkung einer andern Masse, deren Resultat die Fortbewegung des Ganzen ist. Dieselbe weckt in den Punkten verschiedener Entfernung jenes der Empfindung der Schwere entgegengesetzte Bestreben, das wir oben als zur Ausführung gekommen dargestellt haben, zur Ausführung gekommen darum, weil dort von der Schwere abgesehen war. Diese ist das Ueberwiegende, die stärkere Fessel. Aber eine Wirkung der hinzugekommenen Masse muss trotzdem merkbar werden, weil, wenn eine Ursache vorhanden ist, die Wirkung nicht ausbleiben kann. Unsere Punkte sind mit Empfindung begabt; sie werden also fühlen müssen, dass das Band, wodurch sie gehalten sind, um etwas gelockert ward. Was oben als eine Entfernung vom Mittelpunkt zur Ausführung kam, das ist nun das Gefühl der Erleichterung; die Stärke desselben aber, wie seine Art, ist die gleiche an den beiden entgegengesetzten Punkten.

Die irdische Schwere ist das Streben der Körper nach dem Mittelpunkt der Erde. Dieselbe ist unter Voraussetzung der Kugelform und der ebenmässigen Vertheilung der Massen überall gleich auf der Oberfläche, der Zug gegen den Mittelpunkt also derselbe rund umher; Alles ist im Gleichgewicht. So wie je-

doch nach einer Seite hin eine Massenanziehung aus der Entfernung wirksam wird, so hört damit freilich der Zug zum Mittelpunkt nicht auf, aber er hört auf, überall derselbe zu sein; das Gleichgewicht ist gestört. Auf der ganzen Linie zur anziehenden Masse hin, also zumeist in den Punkten A und B, wo der Unterschied der Entfernungen am grössten ist, wird die der Schwere entgegengesetzte Kraft am wirksamsten, d. h. die Störung des Gleichgewichts am grössten sein. Die seitwärts gelegnen Punkte D und E dagegen erleiden dieselbe Stärke der Anziehung nach vorwärts, wie ihr Mittelpunkt C, d. h. ihr Verhältniss zu diesem bleibt ungestört. Liegen nun die betrachteten vier Punkte in einer Kreislinie um deren Mittelpunkt; stellt diese Kreislinie die Projection einer Kugel dar; ist diese Kugel mit Wasser überdeckt; steht in der Richtung des Pfeils die Sonne, deren Attraction diese Kugel folgt oder gegen die sie fällt: so muss dadurch bei A und B das Streben des Wassers zum Mittelpunkt um etwas gemindert, d. h. dasselbe muss hier leichter geworden sein, als an den Punkten D und E, als an allen Punkten, die zwischen diesen beiden und den ersteren liegen.

Eine Störung des Gleichgewichts und Nichts als dies verlange ich vorläufig eingeräumt; sie ist eine Folge nicht der Anziehung schlechthin, sondern des Unterschiedes ihrer Wirkung an Punkten ungleicher Entfernung. Kennen wir die Grösse der Kräfte hier und dort, so kennen wir auch das, worauf es hier ankommt, ihren Unterschied. Es erhellt sogleich, dass dieser Unterschied der Kräfte oder Grössen kleiner sein muss, als die Grössen selbst; und doch war, wie wir gesehen haben, verglichen mit der Anziehung zur Erde,

die Kraft, welche irdische Körper durch Sonne und Mond zu erleiden haben, eine verschwindend kleine. Eine nicht schwierige Rechnung, die ich jedoch aus Delicatesse für die Antipathie gegen dergleichen lieber in eine Anmerkung verweise, ergiebt, dass die Wirkung der Sonne, die zur Flutherzeugung verwendet wird, nur kaum ein Zwanzigmilliontel der Kraft beträgt, mit welcher Körper auf der Oberfläche der Erde zum Mittelpunkt derselben gezogen werden. Etwas energischer zeigt sich der Mond. Wegen seiner weit grössern Nähe vermag er trotz seiner so geringen Masse eine bedeutendere Störung des Gleichgewichtes auf unserer Erde hervorzurufen, deren Grösse durch die Rechnung als ein Neunmilliontel der Erdanziehung gefunden wird. Der Beitrag, den er mithin zur Erzeugung der Flutherscheinungen liefert, beträgt mehr als das Doppelte der Sonnenwirkung. Demnach wird der Regent des ganzen Planetensystems, obgleich er den Weltkörpern ihre Bahnen vorschreibt, gezwungen, seine Herrschaft über Ebbe und Fluth einem unbedeutenden Trabanten der Erde abzutreten; und auch am Himmel sieht man so, wie die Autorität mit der Entfernung abnimmt.*)

---

*) Sei C der Mittelpunkt der Erde, R deren Radius, A ein Punkt auf der Oberfläche in der Richtungslinie zum störenden Körper.

Sei ferner M die Masse eines störenden Körpers,
E seine Entfernung vom Mittelpunkt der Erde,
m die Masse eines andern,
e seine Entfernung,

so ist die Stärke der Attraction in $C = \frac{M}{E^2}$

Es erhellt augenblicklich, dass so äusserst geringe Kräfte ausser Stande wären, auch nur die kleinste Spur

---

$$\text{in A} = \frac{M}{(E-R)^2}$$

Die Differenz der Kräfte: $\frac{M}{(E-R)^2} - \frac{M}{E^2}$. Diese Subtraction durch die Division von $\frac{M}{(E-R)^2}$ ausgeführt, ergiebt

$$\frac{M}{(E-R)^2} - \frac{M}{E^2} = \frac{2RM}{E^3} + \frac{3R^2M}{E^4} + \frac{4R^3M}{E^5} + \ldots\ldots$$

Nach dem ersten Gliede können die Glieder dieser gesetzmässig fortschreitenden Reihe, weil sie unendlich klein werden, unberücksichtigt bleiben, und man hat also als Differenz der Wirkungen in A und C für M:

$\frac{M}{(E-R)^2} - \frac{M}{E^2} = \frac{2RM}{E^3}$; und ebenso für die Masse m:

$\frac{m}{(e-R)^2} - \frac{m}{e^2} = \frac{2RM}{e^3}$

Setzt man den Erdradius und die Erdmasse gleich 1, so ist $M = 355000$, $E = 24000$; $m = 1/88$; $e = 60$; also

$$\frac{2RM}{E^3} = \frac{2.355000}{24000^3} = \frac{1}{19'500000}$$

$$\frac{2rm}{e^3} = \frac{\frac{2}{88}}{60^3} = \frac{1}{9'504000}.$$

Ist nun k die störende Wirkung der Masse m, K die der Masse M, so ist $k : K = \frac{2Rm}{e^3} : \frac{2RM}{E^3} = \frac{m}{e^3} : \frac{M}{E^3}$,

d. h. die störenden Wirkungen zweier Körper, verhalten sich wie ihre Massen, dividirt durch die Kuben ihrer Entfernungen

Setzt man endlich die Masse und Entfernung des Mondes gleich 1, so ist die Sonnenmasse $M = 88.\ 355000$, die Sonnenentfernung $E = 400$, und man hat

$$k : K = 1 : \frac{88.\ 355000}{400^3} = 1 : 0{,}488$$

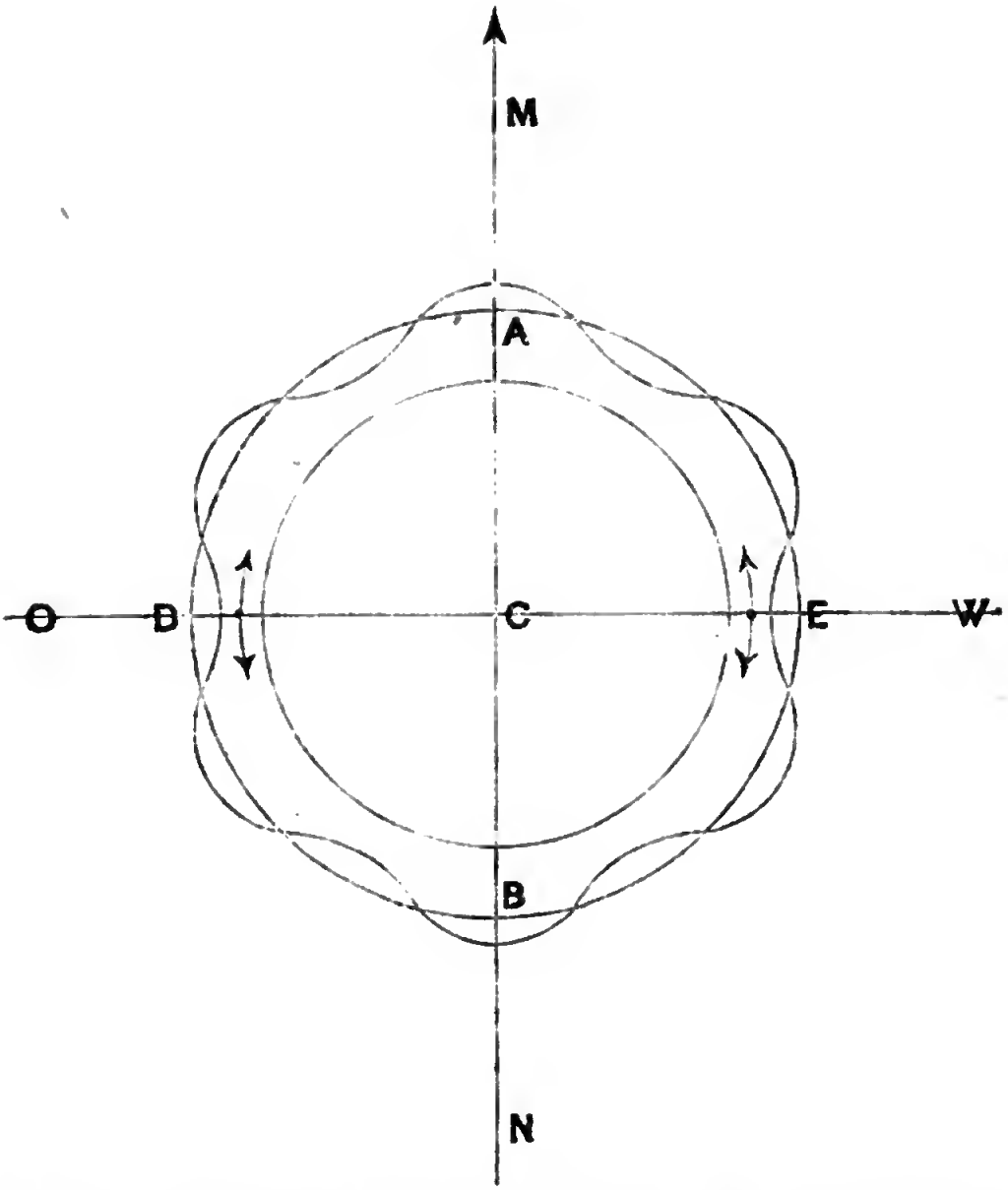
d. h. bei den Flutherscheinungen verhält sich die Wirkung des Mondes zu der der Sonne ungefähr wie 1 zu 0,5.

einer wahrnehmbaren Wirkung hervorzubringen, wenn die Erde, wie man das vom Monde sagt, durchweg eine Masse wäre von der Natur eines Metalls oder Gesteins. Man setzt sich und Andere gern durch die mysteriöse Ungeheuerlichkeit der Massenanziehung himmlischer Körper in Erstaunen und achtet nicht darauf, dass jedes Geldstück dem Versuche, seine Form zu ändern, einen Widerstand entgegensetzt, der im Verhältniss zur Grösse der Sonne ungeheuer ist. Jene kleine, durch Rechnung herausgebrachte, auf Störung der Massentheilchen unsers Planeten zielenden Kräfte, diesen Planeten als eine zusammenhängende Masse gedacht, könnten selbstverständlich, machtlos gegen die Kraft der Cohäsion, eine Formveränderung nicht hervorbringen. Aber auch wenn unsre Erde durch und durch die Beschaffenheit eines Haufens feinen Sandes hätte und sich als solche in Kugelgestalt gegen die Sonne bewegte, so würden die wach gerufenen störenden Kräfte bei Weitem nicht vermögen, nur die schwache Reibung dieser kleinen Körper zu überwinden, und unverrückt an seiner Stelle bliebe jedes Körnchen.

Nun aber wird, wenigstens zum grossen Theil, die harte Schale unsers Erdkörpers mit Wasser überdeckt; wir wollen sie einen Augenblick ganz damit überdeckt sein lassen. Wir rufen uns ferner in Erinnerung, dass in der Richtung zum Mond oder zur Sonne hin das Band der Schwere um ein Kleines gelockert ist. Hier wo diese Weltkörper culminiren, d. h. in der graden Linie zu ihnen hin, werden die Molecüle des flüssigen Elementes weniger stark nach innen oder unten drücken, als alle die kleinsten Theile, welche seitwärts der Linie vom Erdcentrum nach der Sonne liegen, bis da, wo diese im Horizonte steht, die Verminderung der Schwere

gleich Null, das Wasser also verhältnissmässig am schwersten ist. Emporgehoben oder fortgeschleppt wird freilich nicht das Allermindeste; die Erdattraction sorgt dafür, dass dies nicht geschieht. Aber flüssige Körper unterscheiden sich von festen dadurch, dass ihre kleinsten Theile dem auf sie ausgeübten Bestreben einer Formveränderung keinen Widerstand entgegensetzen, mithin der allergeringsten Störung des Gleichgewichtes willig Folge leisten. Wenn wir einen mit Wasser gefüllten elastischen Ball, der oben eine feine Oeffnung hat, seitwärts drücken, so pflanzt sich dieser Druck nach allen Richtungen hin durch die flüssige Masse bis auf ihre Umhüllung fort, und wir sehen das Wasser oben herausquellen. Wenn wir in einen spiegelglatten Teich einen Stein werfen, so erhebt sich rund umher des Wasser in Wellen, die in immer grösseren Kreisen uns rasch näher kommen, bis sie unsre Füsse benetzen. Der senkrecht auf den Grund gefallne Stein hat auf die Wassertheilchen, die er berührte, seitwärts einen Druck ausgeübt, auf der ganzen Länge seines Weges von oben nach unten; dieser Druck hat sich seitwärts und nach oben fortgepflanzt, trotz der anziehenden Kraft der Erde, und hat auf der Oberfläche jenes Spiel der Wellen hervorgerufen. Eine eigentliche Strömung nicht, denn das Stückchen Holz, das dort schwimmt, kommt mit den Wellen nicht ans Ufer, es tanzt nur auf und ab; aber in rascher Reihenfolge ein Auf- und Niederwogen, ein Fluthen und Ebben der gestörten Wassermasse.

Das Resultat unserer Erwägungen ist einfach nun folgendes. In der nebenstehenden Figur stellt die äusserste Kreislinie die Oberfläche der um die Erdkugel gelagerten Wassermasse vor, eine Kreislinie,



weil die überall gleiche Attraction oder die Schwere die flüssige Masse vollkommen rundet und im Gleichgewicht erhält. Der obere Pfeil bezeichnet alsdann die Richtung, in welcher die Erdkugel einer von aussen wirkenden Masse, etwa der Sonne, zu folgen gezwungen wird. Weil die Kraft der Massenanziehung mit der Entfernung abnimmt, wird A stärker als C, C stärker als B angezogen. Das Streben zum Mittelpunkt,

die Schwere, wird demnach in A und B verringert — wir haben gesehen um wie viel — während in gleicher Entfernung von der Sonne wie C die Punkte D und E eine Aenderung ihres gegenseitigen Verhältnisses nicht erleiden. Die Schwere des Wassers nimmt mithin von A und B nach beiden Seiten zu und ist in E und D am grössten. Dadurch ist das Gleichgewicht des Ganzen aufgehoben. Der nach dem Mittelpunkt hin ausgeübte stärkere Druck muss sich in der flüssigen Masse auch seitwärts fortpflanzen, wie die beiden kleinen Pfeile das andeuten sollen. Er setzt die ganze Wasserschicht in Bewegung, wie eine gespannte, in der Mitte berührte Saite erzittert und schwingt. Ihre Schwingungen nennen wir Ton, weil sie durch das Ohr zum Bewusstsein gelangen. Dem Auge wahrnehmbar werden die langsamern Oscillationen der Wassermasse; sie erscheinen auf der Oberfläche derselben als Wellenbewegung, durch die gewundne Linie angedeutet. Ihren weiten Weg können wir nicht übersehen; wenn aber ihre letzten Ausläufer an unsre Meeresküsten schlagen, so nennen wir dies Auf- und Niederwogen Ebbe und Fluth. Nicht wird Wasser emporgehoben, fortgeschleppt, hin- und hergerissen; Fluth und Ebbe sind allerdings Erscheinungen einer Bewegung, aber wesentlich einer schwingenden, und alle dabei wahrgenommenen Strömungen sind secundärer Natur.

Noch Etwas ist hier ausser Acht gelassen. Weil sich nämlich die Erde innerhalb vierundzwanzig Stun- um ihre Axe dreht, so verschiebt sich fortwährend die von M nach N gerichtete Linie der Wirkung also, dass in sechs Stunden die Linie D-E an die Stelle der erstern getreten ist. Auf die Art und Weise der Wirkung hat es jedoch keinen Einfluss, dass derselben ste-

tig andre Punkte der Erdoberfläche ausgesetzt werden, und es ist für das Allgemeine der Einsicht in den Hergang ohne Belang, ob das Gleichgewicht gestört wird in einer Masse, die sich um sich selber dreht, oder in einer solchen ohne Axendrehung.

Etwas ganz Andres ist es aber, wenn nun die Bewegungserscheinungen des Meeres ebenso der Rechnung unterworfen werden sollen, wie die Bahnen der Planeten, Monde oder Kometen. Da von immer andern Punkten die Störung des Gleichgewichtes ausgeht, so hat die rechnende Astronomie hier mit Grössen zu thun, die immer im Entstehen begriffen sind, ganz abgesehen davon, dass die Tiefen des Meeres nur noch unvollständig gemessen wurden; dazu kommt die gleichfalls stetig sich ändernde Stellung der drei Himmelskörper zu einander; dazu kommt die immer verschiedne Entfernung des Mondes von der Erde und seine bald raschere, bald langsamere Bahnbewegung; dazu kommt, dass er sich bald in der Ebne der Erdbahn, bald über oder unter derselben befindet; dazu kommt endlich, dass auch die Entfernung der Erde von der Sonne eine stetig veränderliche Grösse ist. Diese fliessenden Elemente der Rechnung machen die Herleitung der Flutherscheinungen aus dem allgemeinen Gravitationsgesetz zu einer der schwierigsten Aufgaben der rechnenden Astronomie, deren Lösung erst etwa hundert Jahre nach Newton dem Laplace gelungen ist. Sogar der reichbegabte Bessel nannte die Verfolgung dieser Untersuchungen dornenreich, die ich mithin nicht einmal in eine Anmerkung verweisen dürfte, selbst wenn ich dazu im Stande wäre.

Zum Glück für die allgemeine Einsicht in die Sache können wir die Dornen dieser Rechnung unberührt lassen. Es ist nur noch nöthig zu erfahren, ob

mit dem Resultat des mathematischen Calcüls die beobachteten Erscheinungen in Uebereinstimmung sind. Die Beobachtung derselben ist lange und mit grosser Genauigkeit an den französischen Küsten, besonders bei Brest, angestellt, und es ergab sich die Uebereinstimmung der Erfahrungen mit den Resultaten der Theorie. Dieser widerspricht es nicht, dass die Zeiten des Hochwassers mit der Culmination des Mondes nicht zusammenfallen, sondern, dass jenes zwei bis drei Stunden später eintrifft, da doch die Resultate der Wirkung auf jedes der zahllosen Molecüle der Flüssigkeit sich erst ansammeln müssen, bevor sie merkbar zur Erscheinung kommen. Weil ferner die störende Wirkung des Mondes grösser als die der Sonne gefunden ist, so muss sich der Wechsel der Erscheinungen nach jenem richten. Da ferner bei jener Stellung des Mondes und der Sonne zur Erde, die wir als Voll- und Neumond bezeichnen, die störenden Einflüsse zusammenwirken, und da wieder, wenn die Stellung beider Himmelskörper zur Erde einen rechten Winkel bildet, also bei den Mondesvierteln, wenn das eine Gestirn am höchsten, das andere am niedrigsten oder im Horizonte steht, ihre Wirkungen sich aufzuheben suchen: so müssen im erstern Fall die Fluthen höher im letztern weniger hoch ausfallen, als in der dazwischen liegenden Zeit. Bekanntlich ergiebt dies die Verschiedenheit der Spring- und Nippfluthen. Wieder am höchsten müssen die Springfluthen sein, wenn die Mittelpunkte der drei Körper durch eine grade Linie verbunden werden können, also bei Finsternissen der Sonne und des Mondes. Gleichfalls höher als sonst in dieser Stellung, wenn sich der Mond der Erde genähert hat; höher endlich, wenn die Erde auf ihrer Bahn in

die Sonnennähe gelangt, was bekanntlich jetzt im Winter geschieht. Die Springfluthen müssen mithin auch bei der Erdnähe des Mondes und bei der Sonnennähe der Erde verhältnissmässig am höchsten sein, und die Ebben am tiefsten. Alles dies nun, was sich aus der Theorie als nothwendig ergab, bestätigte namentlich im vorigen Jahrhundert die genaue Beobachtung der Erscheinungen.

Eine andre aus der Theorie sich ergebende Unregelmässigkeit soll noch besonders hervorgehoben werden, weil sie Vielen, die hier auf Föhr das Seebad benutzen, in nicht angenehmer Weise aufgefallen ist. Selbstverständlich nimmt man zum Baden am liebsten die Zeit um das Hochwasser, und hat es also gern, dass, wenn dieses des Vormittags eintrifft, es sich auch möglichst lange auf dieser Tageszeit hält. Nun aber ereignet es sich regelmässig so, dass eben dann die Verspätung der Eluth gegen den vorhergehenden Tag bedeutend, ja zuweilen bis 80 Minuten und darüber anwächst, so dass, wenn also z. B. heute Uhr zehn das Wasser am höchsten stand, dasselbe morgen halb zwölf stattfinden kann. Somit rückt der Eintritt des Hochwassers verhältnissmässig schnell über die Vormittage hinweg. Trifft dagegen das Niedrigwasser mit dem Vormittag zusammen, so sind auch die Zeitunterschiede des Eintretens von einem Tage zum andern kürzer. Ist z. B. heute Uhr zehn die Ebbe am tiefsten, so kann es sich treffen, dass dies morgen gegen halb elf Uhr auch der Fall ist; das Niedrigwasser ist also längere Zeit an den Vormittag gebunden. Aber nach der Theorie regulirt der Mond den Wechsel der Fluth und Ebbe; der Mond verspätet sich mit seinem Aufgang freilich auch nicht von einem Tag

zum andern um gleichviel auf die Minute, aber man irrt doch nicht sehr, wenn man ihn immer am folgengenden Tage um 50 Minuten später erwartet. Ist er nun wirklich der Regulator der Flutherscheinungen, so scheint es doch, als müssten auch diese seine 50 Minuten innehalten.

Allerdings steht das Fluthen und Ebben der Weltmeere unter der Herrschaft des Mondes, jedoch nicht unter seiner absoluten, wie denn überhaupt der himmlische Staat eine demokratische Republik ist, worin jeder Körper grade so viel zur Ordnung des Ganzen beiträgt, als ihm gemäss seiner natürlichen Macht zukommt. Die Art und Reihenfolge der Erscheinungen, das Ganze des complicirten Systems, ist das Resultat der gesetzmässigen Mitwirkung aller, und eben darum herrscht die vollkommenste Harmonie. Wir wollen nun zur Erklärung der scheinbaren Unregelmässigkeit die Zeit, die zwischen einer Mondesculmination und der folgenden liegt, einen Mondestag, die aber, welche von einem Hochwasser bis zu demselben am Tage darauf verstreicht, einen Fluthtag nennen. Wenden wir uns am Tage eines Neumondes mit dem Gesicht gegen Süden, so wissen wir, dass der Mond, wenn wir ihn auch wegen der Tageshelle nicht sehen, mit der Sonne aufnnd untergeht, also auch am Mittage mit ihr culminirt, d. h. seinen höchsten Stand am Himmel erreicht; die Wirkungen beider Körper fallen der Zeit nach zusammen und addiren sich. Da nun in unsrer Gegend die sogenannte Hafenzeit ungefähr zwei Stunden beträgt, d. h. da hier zwei Stunden nach der Culmination des Mondes das Wasser seinen höchsten Stand einnimmt, so muss dies in dem angenommenen Fall des Neumondes am Nachmittag geschehen; ungefähr sechs Stunden

früher aber muss am Vormittage die Ebbe am niedrigsten gewesen sein. Jedoch schon am folgenden Tage hat sich jene Stellung der Gestirne verändert; Uhr zwölf des Mittags ist der Mond um etwas nach links oder ostwärts zurückgeblieben, so dass er erst nach fünfzig Minuten die Höhe seiner Tagesbahn erreicht; die folgenden Tage um noch eben so viel später. Nunmehr fallen die Wirkungen der Sonne und des Mondes nicht mehr zusammen, auch nicht der Zeit nach. Wir haben mithin, da beide Himmelskörper zur Erzeugung der Fluth concurriren, den Punkt der gemeinschaftlichen Wirkung beider irgendwo zwischen ihnen zu suchen, und zwar dem Monde etwas näher, da er in dieser Angelegenheit der mächtigere ist. Der Mond steht links, die Sonne rechts, also muss der Punkt der Wirkung rechts vom Monde nach der Sonne hin zu suchen sein, d. h. dieser Punkt muss bei der Umdrehung des Himmels auch rechts dem Monde vorangehen. Hieraus folgt, dass in der Zeit zwischen dem Neumond und dem letzten Viertel von dem Hochwasser eines Tages bis zu dem des folgenden nicht volle fünfzig Minuten liegen können, um welche sich der Mond verspätet: Die Fluthtage sind kürzer als die Mondestage. Mithin rückt nun der Eintritt des Hochwassers am Nachmittag und des Niedrigwassers am Vormittag langsam von einer Stunde in die andre des nächsten Tages, die Ebbe ist verhältnissmässig lange an den Vormittag gebunden. So ist es auch, wenn wir den Vollmond zum Ausgang der Betrachtung nehmen. Im Allgemeinen: In der Zeit vom Neu- und Vollmond bis zu den Vierteln müssen die Fluthtage kürzer ausfallen als die Mondestage.

Dies ist der eine Fall; der andre erklärt sich eben so einfach. Stellen wir uns am Tage des letzten Mondviertels wieder mit dem Gesicht gegen Süden, dies Mal früh Morgens, wenn der Mond Uhr sechs am höchsten steht, und wir also etwa Uhr acht am Vormittag Hochwasser haben. Alsdann finden wir die Sonne links von ihm, je nach der Jahreszeit im Aufgehen oder schon aufgegangen, jedenfalls aber links. Die Wirkungen beider Himmelskörper mit Rücksicht auf Ebbe und Fluth fallen abermals zusammen, der Zeit und Wirkung nach. Wo der Mond eine Fluth hervorruft, da in derselben Zeit bewirkt die Sonne eine Ebbe; die zusammenfallenden Wirkungen subtrahiren sich zur Nippfluth. Am folgenden Tage steht der Mond freilich auch noch rechts von der Sonne, aber ihr schon ostwärts näher gerückt, so dass die Sonne bereits schon über dem Horizonte steht, wenn der Mond die Höhe seiner Tagesbahn erstiegen hat. Nunmehr fallen die Wirkungen beider Körper nicht mehr zusammen; wir haben abermals den Punkt der gemeinschaftlichen Wirkung zwischen ihnen zu suchen, bei dieser ihrer Stellung links vom Monde nach der Sonne zu. Das Himmelsgewölbe aber dreht sich nach rechts herum, mithin bleibt jener Punkt der Wirkung hinter dem Monde zurück, er culminirt später als der Mond; der Unterschied zwischen einem Hochwasser und dem des folgenden Tages muss mehr betragen, als die Verspätung des Mondes, d. h. die Fluthtage dauern länger als die Mondestage. Somit rückt der Eintritt des Hoch- und Niedrigwassers verhältnissmässig weit von der Stunde des heutigen Tages in eine spätere des folgenden hinein; und da bei dieser Stellung der Gestirne das Hochwasser auf den Vormittag fällt, weil der Mond

alsdann vor der Sonne culminirt, so ist die Fluth verhältnissmässig kurz an diese Tageszeit gebunden. Dasselbe ergiebt sich, wenn wir vom letzten Mondviertel ausgehen. Allgemein: In der Zeit von den Vierteln zum Neu- und Vollmond, oder, wie die Astronomen sagen, von den Quadraturen zu den Syzygien müssen die Fluthtage länger ausfallen, als die Mondestage. Eine geringe Anstrengung der Phantasie versinnlicht auch ohne Zeichnung den Hergang und das bald schnellere, bald langsamere Weiterrücken der Erscheinungen.

Es geht hiermit, wie in der Wissenschaft der Astronomie seit Newton noch immer: eine scheinbare Unregelmässigkeit wird bei genauerem Zusehen zu einer Bestätigung des Gravitationsgesetzes, dessen Allgemeingültigkeit die Gelehrten zumeist an demjenigen erhärten, was sie Perturbationen oder Störungen nennen, mit deren einer wir hier zu thun haben. Nun aber fragt sich noch, ob überall und ob auch in entlegenen Meeresgegenden Theorie und Erfahrung sich decken. In den Naturwissenschaften eilt fast immer entweder die ursächliche Begründung der Erscheinungen ihrer Beobachtung voran, oder es findet das Umgekehrte statt. Bei unserm Gegenstand war die Theorie bis ins kleinste Detail ausgebildet, während man sich lange Zeit hindurch zur Bestätigung derselben fast nur auf die eng begrenzten Erfahrungen berief, die an der französischen Küste bei Brest gemacht worden waren. Zur Beseitigung dieses in der Wissenschaft fast einzig dastehenden Missverhältnisses zwischen Theorie und Beobachtung traf es sich nun glücklich, dass man in diesem Jahrhundert dringend geltend machte, wie es für die Schifffahrt von der grössten Wichtigkeit sei,

möglichst überall aus dem Stand des Mondes auch den des Wassers herleiten zu können. Auf Anregung des englischen Professors Whewell veranlasste der Herzog von Wellington die europäischen wie die nordamerikanischen Staaten, an deren Küsten Fluth und Ebbe wechseln, Beobachtungstationen zu errichten. Hiernach wurde nun im Jahre 1835 während ein und zwanzig Tage des Juni an sechs- bis siebenhundert Küstenorten die genaue Zeit des täglichen Hoch- und Niedrigwassers verzeichnet, so wie die Höhe des Steigens gemessen. Die Resultate von etwa vierzig tausend Beobachtungen hat Whewell in Tabellen sorgfältig und übersichtlich zusammengestellt, und mit Hinzunahme von schon früheren Beobachtungen Anderer in anderen Meeren sind darnach jene Fluthkarten gezeichnet, die wir jetzt in den vollständigeren Atlanten finden. Man hat nämlich diejenigen Oerter der Küsten und Inseln, die zu derselben Tageszeit Hochwasser haben, durch Linien verbunden, die sogenannten Isorachien, d. h. Linien gleicher Fluth, die mithin ein anschauliches Bild des Fortschreitens der Schwingungen oder Wellen von Stunde zu Stunde geben. Ueberdies hat der weiland Doctor der Theologie Germar zu Angustenburg in einer gründlichen, verdienstvollen Arbeit aus allen diesen Beobachtungen wichtige Folgerungen gezogen.

In der uns zunächst interessirenden Nordsee, wo auch die zahlreichsten Beobachtungen angestellt sind, frappirt uns beim Anblick einer solchen Karte zunächst, dass der Zeitraum, der zwischen einer Culmination des Mondes und dem Hochwasser liegt, so sehr verschieden ist. Es ist schon hervorgehoben, dass aus dem Eintritt des Hochwassers erst nach dem Durchgang des Mondes durch den Meridian eines Ortes ein Einwand

gegen die Theorie darum nicht hergeleitet werden kann, weil ja von der stattfindenden Wirkung auf jedes der zahllosen Wassermolecüle bis zur Summirung dieser Wirkungen in der Erscheinung des Hochwassers Zeit verfliessen muss; auch bedingen die grossen Unebenheiten des Meeresbodens, über den sich die Schwingungen, durch Inseln und Küstenbiegungen gehemmt, fortpflanzen, nothwendig eine Verzögerung. Dennoch fällt an den Mündungen der Themse und Elbe der höchste Stand des Wassers mit dem des Mondes zusammen; dennoch verspätet er sich an den schottischen, englischen und schwedischen Küsten nicht etwa, wie das aus der sogenannten Trägheit des Wassers als nothwendig hergeleitet war, zwei bis drei, sondern eine bis elf Stunden. Ist denn jene Trägheit eine andre hier und dort? Dann ferner fällt in der Nordsee nirgends die Springfluth mit dem Neu- und Vollmond zusammen oder hält sich nur in dessen Nähe. Während beim schottischen Kap Kinnaird diese relativ höchste Höhe des Wassers zwei Tage nach jenen Mondphasen beobachtet wird, verzögert sich am Ausgang des englischen Kanals dieselbe um noch weitere zwölf Stunden. Solche regelmässige Unregelmässigkeiten sind mit der Annahme, dass die Himmelskörper im Gewässer der Nordsee, trotz ihrer zwölftausend Quadratmeilen, eine Störung des Gleichgewichtes hervorrufen, unvereinbar, und es scheint, als ob die Theorie hier keine Bestätigung findet.

Wie sich nun dieselbe ferner im atlantischen Ocean offenbaren muss, ist unschwer nachzuweisen. Der Erdäquator umspannt dies grosse Meer in einer Länge von ungefähr 750 geographischen Meilen. Mond und Sonne halten sich aber bekanntlich beide immer

in der Nähe des Himmelsäquators; ihr störender Einfluss muss mithin in der Wasserzone, die zwischen den Wendekreisen liegt, energischer sein, als im Norden und Süden derselben, wo die beiden Himmelskörper die Höhe des Zeniths nie erreichen. Darum ist aus der Theorie immer behauptet, dass, je weiter nach Norden und Süden vom Aequator, um so weniger stark die Flutherscheinungen sich zeigen müssen. Von Norden wie von Süden gegen die Mitte hin muss man nach der Theorie erwarten, dass sich die Schwingungen fortpflanzen, wenn der Mond über den atlantischen Ocean hinzieht. Und da Mond und Sonne westwärts wandern, müssen diese Oscillationen, ihnen folgend, nördlich vom Aequator eine nordwestliche, südlich von ihm eine südwestliche Ableitung erleiden. Dies ergiebt sich im Allgemeinen aus der vorgetragenen Theorie von der Störung des Gleichgewichts einer Wassermasse.

Nicht nur zeigt der atlantische Ocean Nichts von dem, sondern das Gegentheil des Erwarteten. Die Küsten der Tropenzone stehen in Hinsicht auf Höhe der Fluthen hinter den gemässigten Zonen zurück. Die Fluthwelle dringt freilich, wie es geschehen soll, von der Gegend des südlichen Polarmeers gegen den Aequators nördlich vorwärts, aber nicht ebenso ungekehrt von der nördlichen Meeresregion gegen Süden hin, sondern auch hier noch, der Theorie zuwider, immer nordwärts. Die Ablenkung von der graden Richtung folgt auch nicht dem scheinbaren Lauf des Mondes nach Westen, sondern gerade umgekehrt erleidet im nördlichen Theil dieses Oceans die Fluthwelle eine Ablenkung nach Nordosten, dem täglichen Gang der Gestirne entgegen, anstatt ihnen folgend. Ferner, in der-

selben Weise, wie in der kleinen Nordsee, ist auch im atlantischen Ocean das Hochwasser an den Durchgang des Mondes durch den Meridian eines Ortes nicht gebunden; es folgt auf diesen oder geht ihm voran in allen nur möglichen Zwischenräumen, so dass sogar unter dem Aequator die hohle Ebbe mit dem höchsten Stand des Mondes zusammenfällt. Endlich verspäten sich auch die Springfluthen allzu bedenklich, als dass sie als eine Wirkung des gemeinschaftlichen Einflusses beider Gestirne auf den Ocean angesehen werden könnten. Denn in seiner nördlicher Gegend erscheinen sie zwei ganze Tage nach Neu- und Vollmond, während sie in seinen südlichen Regionen noch anderthalb Tage später eintreffen, als die Theorie verlangt. Eine Bestätigung derselben liefert mithin der atlantische Ocean ebenso wenig als die Nordsee.

Mit nur geringem Vertrauen auf eine günstige Antwort werden wir nach alle dem unsere Frage an den indischen Ocean richten. Die noch unzulänglichen Beobachtungen dort weisen zum wenigsten schon so viel nach, dass auch dieses grosse Meeresbecken einen Anspruch auf das Hervorrufen der erwarteten Erscheinungen nicht erheben kann. In der Gegend jedoch, wo dasselbe seine unsichern Grenzen mit dem Grossen oder Stillen Ocean, oder, wie die Seefahrer sagen, mit der Südsee, vermischt, südlich von Vandiemensland, finden wir die Springfluthen näher, als dies in der Nordsee und dem atlantischen Ocean der Fall war, an die Zeit der Voll- und Neumonde gerückt, von denen sie nur noch zwölf Stunden getrennt sind. Hiermit ist also doch die Aussicht vorhanden, irgendwo wenigstens eine der vielen Erscheinungen mit der Theorie in Uebereinstimmung zu finden.

Aber wenn auch, die totale Nicht-Uebereinstimmung anderer anderswo könnte leicht auf die Vermuthung führen, dass wir es in so einem glücklichen Fall nur mit einem Zufall zu thun haben. Allerdings sind im Grossen Ocean bei Inseln des südlichen Wendekreises während der Syzygien Springfluthen beobachtet; aber nachdem sich die Theorie auf dem weiten Wege bis dahin scheinbar so wenig bestätigt hat, scheint es doch wohl allzu gewagt, sie auf dies einzige Factum des zeitlichen Zusammentreffens zu stützen: ein grosser Bau auf einem kleinen Fundament.

Oder wären wir mit unsern Voraussetzungen und Erwartungen voreilig gewesen? Die Theorie zeigt, wie sich die aus ihr hergeleiteten Störungen in allen ihren Einzelheiten äussern müssen auf der mit Wasser überdeckten Erde. Aus derselben Theorie bestimmt der Astronom auf die Stunde genau, wann einer der Monde des Jupiter in den Schatten tritt, den sein Centralkörper wirft — und es geschieht. Dieselbe Theorie, auf den Planeten Saturn angewandt, zeigte dem Leverrier die Masse und Entfernung des Neptun, sowie den Ort desselben am Himmel zu einer bestimmten Zeit, noch ehe er durch ein Teleskop gesehen war. Die Voraussetzung, von der man bei diesen Rechnungen ausgeht, ist die Leerheit des Raumes wenigstens in einem solchen Grade, dass die Rechnung nicht verwirrt wird. Weil hier also Nichts ist, das die aus den bekannten Grössen abgeleiteten Resultate stört, so macht sich Alles ordentlich und präcise, wie ein sauberes physikalisches Experiment, von dem alle hindernden Einflüsse entfernt sind. Aber diese Voraussetzung bei Anwendung desselben Attractionsgesetzes auf die hier betrachtete Reihe der Erscheinungen findet in Wirklichkeit nicht statt und

darf darum gar nicht als wirklich vorhanden angenommen werden. Mit andern Worten, wir hatten gar kein Recht, in der Nordsee, im atlantischen und indischen Ocean originale Flutherscheinungen zu erwarten. Denn die Schwingungen des fluthenden Erdmeeres können nicht dem täglichen Wege der beiden Himmelskörper folgen, weil Continente hier ihre Entstehung hindern oder schwächen und dort ihren Fortschritt hemmen. Die Theorie fordert zu ihrer völligen Bethätigung ein Meer von so ausgedehnten Küstengrenzen, dass die einen den Mond untergehen sehen, während er den andern im Aufgehen begriffen ist; denn nur so kann in einer und derselben Wassermasse zur Hervorrufung der Erscheinungen die Störung des Gleichgewichts voll zu Stande kommen. Ein Blick auf die Erdkarte zeigt, dass weder der atlantische, noch der indische Ocean, von der Nordsee gar nicht zu reden, den nothwendigen Voraussetzungen entspricht. Eine Originalfluth rein und ungehindert dürfen wir nur erwarten, wenn auch alle Bedingungen dazu vorhanden sind. Ungestört vorhanden aber sind sie auf der Erde nicht, deren Oberfläche nur zu zwei Drittheilen mit Wasser überdeckt ist; deren Meere eine sehr verschiedene Tiefe haben; deren zahllose Inseln die Regelmässigkeit der Schwingungen verwirren; deren unendlich mannigfaltige Küstenbiegungen, Vorgebirge und Landzungen die Schwingungen ablenken und hin- und herwerfen. Kurz, die kosmische Ursache wird durch tellurische Verhältnisse der mannigfaltigsten Art überall so modificirt, in ihren Wirkungen so verdeckt, dass ein reines Hervortreten dieser mit Fug und Recht gar nicht erwartet werden darf.

Es fragt sich also, ob dasjenige, was wir bisher nach Anleitung der Karten über die Fluthwellen beob-

achtet haben, aus dem Zusammenwirken des himmlischen Einflusses und der irdischen Bedingungen zu erklären ist, denn Beides ist in Betracht zu ziehen. Bis an die Südsee waren wir gewiesen. Diese erfüllt zum wenigstens eine der gemachten Voraussetzungen; sie zieht sich in einer Breitenausdehnung von fast dem halben Erdumfang unter dem Aequator hin, so dass der Mond, wenn er die Mittagslinie von Tahiti erstiegen hat, für die Küsten Ecuadors im Untergehen, für die Molukkeninseln im Aufgehen begriffen ist. Nach Norden zu freilich sperren Asien und Amerika das Polarmeer ab, nur durch die Behringsstrasse eine Verbindung der Meere lassend; aber das südliche Polarmeer mischt sein Gewässer ungehemmt mit dem des Grossen Oceans. Und eben dieser letztere Umstand ist für die Art des Hervortretens der Wirkungen das Entscheidende. Denn während von Norden her, weil sich hier die Küsten Amerikas und Asiens zusammenbiegen, eine Entstehung und Fortpflanzung der Wellenschwingungen mit voller Energie nicht hervortreten kann: dringt die Wirkung ungehemmt von Süden her in dies grosse, oben durch einen Halbkreis geschlossene Meeresbassin. Durch diesen einseitigen und überwiegenden Andrang der Gewässer des südlichen Circumpolarmeeres, das auch mit dem indischen und atlantischen Ocean in offener Verbindung steht, müssen die Fluthschwingungen eine vorwiegend nördliche Richtung erhalten, und sie müssen so mächtig sein, dass sie etwanige, in den anderen Meeren hervorgerufene directe Wirkungen stören oder verdecken. Die Hebungen und Senkungen des Meeresbodens, die Gestaltungen der Küsten u. s. w. werden dann immerhin seitliche Ablenkungen der Undulationen in der verschiedensten Art hervorrufen und auch auf

die Höhe der Fluthen einen Einfluss üben, der zwischen weiten Grenzen liegt.

Bis dahin nun sind die bisherigen Beobachtungen ausgedehnt, dass sie ein Fortschreiten der Fluthwelle von der Südsee aus durch die andern Meere hindurch von Stunde zu Stunde nachweisen. Von der Südsee aus, weil wir, bei unsern Küsten beginnend, die Zeit zwischen einem Voll- oder Neumond und der dadurch hervorgerufenen Springfluth kleiner und kleiner werden sehen, je näher wir der Südsee kommen, bis endlich hier der Zeitunterschied ganz verschwunden ist. Dieser Umstand, zusammen mit den Flutherscheinungen der andern Meere und zusammen mit den grossartigen Verhältnissen der Südsee, giebt uns das Recht, da den Ursprung und Beginn alles Fluthens und Ebbens der zusammenhängenden Wassermasse der Erde zu suchen, und die Flutherscheinungen in den übrigen Oceanen nur als die Nachwirkungen des einen mächtigen Ursprungs zu betrachten.

Freilich sind die Beobachtungen bei Weitem nicht ausgedehnt, die Kenntniss der Meerestiefen und alles dessen, was an irdischen Formen und Verhältnissen zur Hervorrufung des Phänomens mitwirkt, ist lange nicht ausreichend genug, um jede einzelne Erscheinung aus der Theorie mit Zuhülfenahme der localen Bedingungen zu erklären. Aber man kann sich doch nach Anleitung der erwähnten Karten im Allgemeinen den Anblick vorstellig machen, der sich einem über dem Weltmeere ruhenden Auge bieten müsste, wäre dieses Auge mit der Kraft begabt, die Bewegung des Wassers durch viele hundert Meilen mit einem Blicke zu verfolgen, wie wir die Wellen eines Teiches, und zugleich scharf

genug, auf der Meeresfläche ihr Gekräusel wahrzunehmen. Von der Mitte der Südsee, wo die Springfluthen mit den Syzygien zusammenfallen, pflanzen sich die Fluthwellen pfeilschnell weiter, so dass sie schon nach Verlauf von zwölf Stunden das etwa tausend Meilen weit entfernte Neuholland und Vandiemensland berühren und in den indischen Ocean dringen, dort in weiten, gewundenen Linien gegen Nordwesten sich fortwälzend, bis sie, nach abermals zwölf Stunden, die südlichen Vorgebirge Ostindiens erreicht haben. Zugleich aber sind die Schwingungen in eben derselben Zeit fast zum afrikanischen Cap gelangt, um von da, die nach Nordwesten eingeschlagene Richtung beibehaltend, in den weit offenen atlantischen Ocean einzudringen. Mit einer Schnelligkeit von fast zwei Meilen in der Minute, also nicht sehr bedeutend hinter dem Schall zurückbleibend, pflanzen sie sich hier weiter; inmitten des Oceans eilen sie in grossen, gegen Norden convexen Bögen vorwärts, während es scheint, als werden sie durch die afrikanischen und südamerikanischen Küsten zurückgehalten. Wenn zwölf Stunden drei Mal vergangen sind, schlägt die Fluthwelle an Neufoundland, nachdem sie an den Küsten der ihr entgegengestreckten Fundy-Bai das Wasser zu einer erstaunlichen Höhe emporgetrieben hat. Von hier ändern die Schwingungen ihre bis dahin innegehaltene Hauptrichtung, indem sie bei anhaltend nördlicher Succession gegen Europa nach Osten biegen. Schon drei Stunden später schlägt die Fluthwelle an die Küsten Spaniens und Portugals und hat in fünf Stunden das westliche Irland erreicht. Also immer weiter nördlich und zugleich ostwärts vordringend, setzt sie ihr schwingende Bewegung über die Shetlands-Inseln nach den zerrissenen Küsten Nor-

wegens fort, dessen nördliches Ende sie bei den Lafoden nach abermals zwölf Stunden erreicht. Es ist am Ende des vierten Halbtages.

Dieselbe Fluthwelle war es, die bei Neufoundland mit einer Culmination des Mondes zusammenfiel. Sie ist aber auf ihrem Wege nach dem nördlichen Norwegen an unserer Nordsee nicht wirkungslos vorbeigeeilt, sondern in sie eingedrungen, so wie sich dies Nebenmeer des atlantischen Oceans den Schwingungen darbietet, von Norden nach Süden. Hier aber, an den schottischen und englischen Küsten bis zur Mündung der Themse verlangsamt sich die Schnelligkeit um so mehr, je mehr die Fluthwelle südlich vordringt, und immer schwächer auch äussert sie sich an den südlichen schwedischen Gestaden. Dennoch ist sie stark genug, von der Gegend bei Yarmouth seitwärts nach Osten quer über die Nordsee bis zu den sandigen Ufern Jütlands zu dringen, nun aber auch nur noch ein matter Nachklang der Wellenbewegung des atlantischen Oceans und nicht vermögend, in unsern Gegenden gewaltsame Revolutionen zu erzeugen.

Jedoch dieselbe atlantische Fluthwelle, die wir zwischen den Shetlands-Inseln und Norwegen von Norden her in die Westsee gelangen sehen, setzt auch den englischen Kanal in Bewegung. Mit einer Geschwindigkeit von nur noch fünf bis sechs Meilen in der Stunde pflanzt sie sich von dem westlichen bis zum östlichen Ende dieser Meerenge weiter, gleichfalls an Mächtigkeit immer mehr einbüssend, je weiter sie vom Kanal aus in der Nordsee vorwärts schreitet. Ihre Wirkungen würden sich hier fast unmerklich verlieren, wie dies beim Eindringen in's Mittelländische Meer

durch die Strasse von Gibraltar der Fall ist. Aber die von Norden eingedrungene Welle vereinigt sich mit ihr; zwei geschwächte Wirkungen fliessen in eine stärkere zusammen. Am Ende der fünften zwölfstündigen Periode, d. h. abermals bei einer Mondculmination, da wir die obere wie die untere zählen, treffen sich an der Mündung der Elbe beide Fluthwellen der Art, dass hier der höchste Stand des Wassers mit dem des Mondes zusammenfällt, hier jedoch nur der Zeit nach. Aber auch bis an die schleswigschen Küsten, zwischen unsere friesischen Inseln und Halligen hindurch pflanzt sich die Bewegung fort, die also mittelst der beiden Verbindungsstrassen der Nordsee mit dem atlantischen Ocean aus diesem eine vereinte, gleichzeitige Wirkung empfangen. Die von Norden kommende allein wäre uns nicht gefährlich geworden; aber mit der Trennung Frankreichs von England und der späteren Erweiterung der Wasserstrasse war das Schicksal Frieslands entschieden.

Die Umgestaltung des Landes in einem seiner Theile, die Zertrümmerung seines früheren Zusammenhanges, die Nothwendigkeit des steten Kampfes gegen das Meer, den seine Bewohner aufgenommen haben, den sie bis heute führen und den sie führen müssen, so lange sie ihre Wohnstätten behaupten; das Gepräge, das damit ihrem nationalen und privaten Leben aufgedrückt ist; die schwere Arbeit und das viele Leiden in diesem steten Kampfe um's Dasein, das ihre Geschichte charakterisirt — alles dies, was die früheren Kapitel theils schilderten, theils skizzirten, ist hiermit auf die letzten Gründe zurückgeführt. Auf die letzten Gründe, so weit wir reichen können. Denn mit der Ableitung des in

diesem letzten Kapitel behandelten Phänomens aus dem Weltgesetz der Gravitation sind wir, wie das bei keinem Naturgesetz möglich ist, über die Erscheinungen nicht hinausgekommen. Diese sollten, soweit sie Fluth und Ebbe betreffen, der Regel eingefügt werden. Der letzte Grund auch dieses Gesetzes bleibt ein Mysterium.

Inhalt.

Zweck der Schrift. Literarische Notizen. Geographische Bestimmungen. .... S.

I. Von Husum nach Föhr. Husums frühere Schicksale und bessere Zeiten. Die Landreise nach Dagebüll. Geest und Marsch. Seefahrt nach Föhr. Dreierlei Inseln. Die einzelnen Halligen. Die scheinbare Armseligkeit, die Unsicherheit und Abnahme aller. Die Zufriedenheit und der Wohlstand der Bewohner. Grosse Bedeutung dieser Inseln für das Festland. ..... S. 19

II. Die Insel Föhr. Die Namen Föhr und Wyk. Der *Flecken* Wyk. Vor der Saison. Die Saison. Bedeutung der Nähe des Strandes. Landschaftlicher Charakter. Eigenthümlichkeit des Wyker Seebades. Nach der Saison. Frühere Ausdehnung der Insel. Geest und Marsch. Die Inseldörfer auf der Grenzlinie. Die drei Kirchen und die Kirchhöfe. Die Lembecksburg. Osterland- und Westerlandföhr. Nationaltracht. Lebensweise und Charakter. Sprachenmenge. Landwirthschaft. Vogelkojen. S. 54

III. Eine Ausflucht nach den Inseln Sylt und Amrum. Grösse, Form und Beschaffenheit der beiden Inseln. Die Südspitze Amrums. Die Entstehung der Dünen und ihre Wanderung. Die Halbinsel List mit dem Königshafen. Die Halbinsel Hörnum. Altes und neues Strandrecht. Strandungen. ... . S. 104

IV. Reconstruction der nordfriesischen Utlande. Wattenlandschaft. Unter den Watten. Die Erdsenkung. Vor dem Durchbruch des englischen Kanals. Der Durchbruch desselben und die kimbrische Fluth. Die Utlande der jetzigen Periode. Die Harden-Eintheilung. Die Inselharden und die Marschharden. Der Nordstrand. Eiderstede. Der Streit über den Südstrand und über Helgoland. .... S. 126

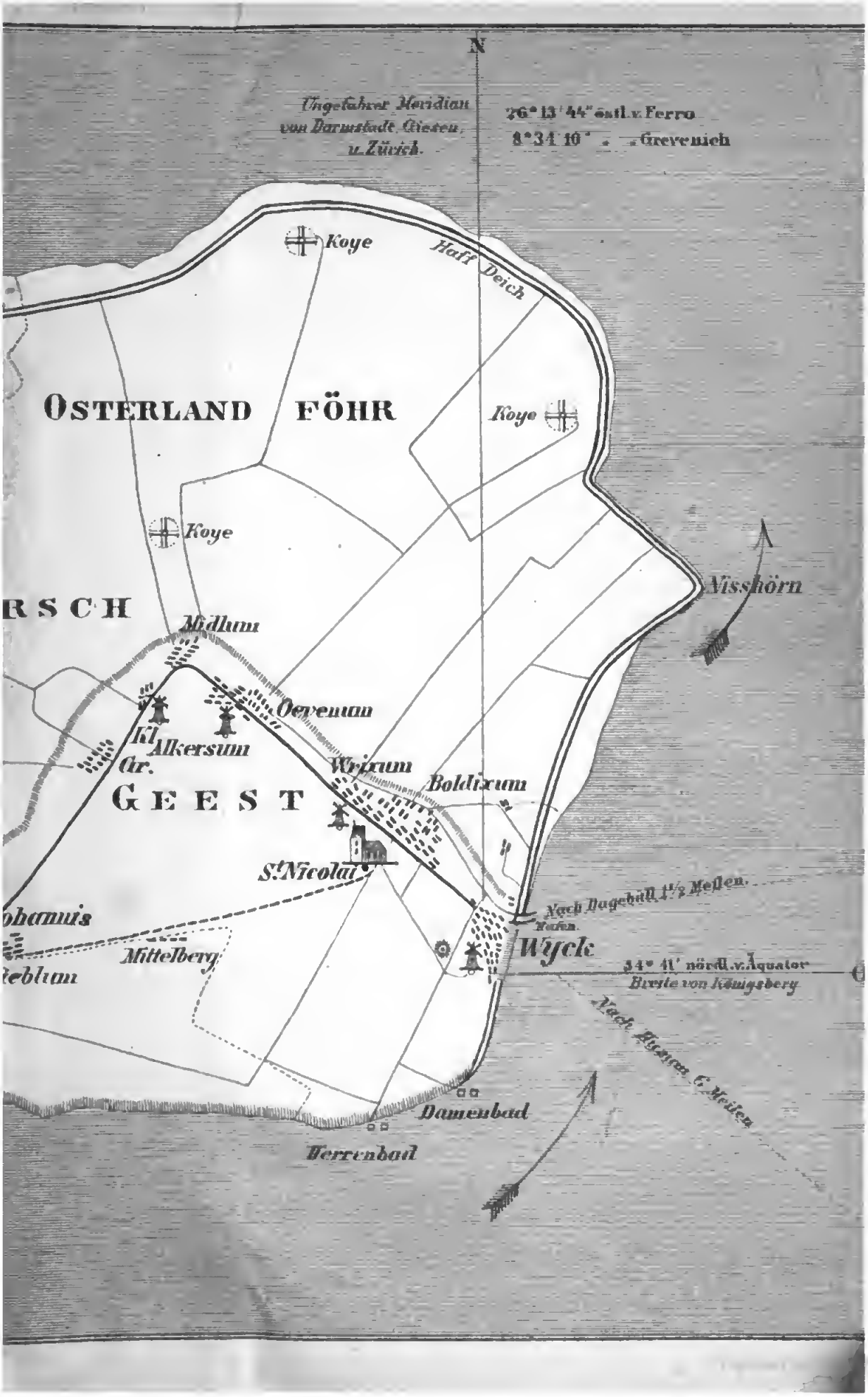
V. Zertrümmerung der Utlande durch Sturmfluthen. Mangelhafte Nachrichten. Ominöse Heilige. Nachrichten über die Umgestaltung der Utlande. Hans Kielholts Antiquitäten. Der Untergang Nordstrands. Die Opfer der Sturmfluthen. Wunderbare Lebensrettungen. Schlimme Folgen. Trauriges Schicksal der geretteten Nordstrander. Angeblich moralische Bedeutung der Sturmfluthen. Vorbedeutungen. Freundlich versöhnender Charakter des Meeres..... S. 156

VI. Die Bewohner der nordfriesischen Utlande. Allgemeine Charakteristik. Der Name Erstes Auftreten der Friesen in der Geschichte. Die Zeit des politischen Einflusses. Wechselndes Verhältniss zu Dänemark. Schluss auf den Charakter. Das nationale Bewusstsein und der Egoismus. Bauernrepubliken. Karls des Grossen Freiheitsbrief Anhänglichkeit an das nationale Recht. Treue gegen die nationalen Götter. Art des friesischen Christenthums. Der friesische Charakter im Verhältniss der Geschlechter. Ausdauer in der Arbeit. Der Deichbau als Bedingung der Cultur. Die Friesen als tüchtige Seefahrer. Egoismus im Privatleben. Charakteristische Besonnenheit... S. 182.

VII. Fluth und Ebbe. Nachtrag oder Einleitung Unklare Vorstellungen. Warum Mond und Sonne das Wasser nicht emporheben können. Anerkennung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen dem Mondlauf und den Flutherscheinungen. Die Attraction in Punkten ungleicher Entfernung. Störung des Gleichgewichtes. Grösse derselben. Gleichgewichtsstörung in einer flüssigen Masse. Fluth und Ebbe als Schwingungserscheinungen. Uebereinstimmung der Beobachtungen mit den Resultaten der Theorie. Ausdehnung der Beobachtungen durch Whewell Ergebnisse der Isorachien. Keine Originalfluth in der Nordsee, im atlantischen und indischen Ocean. Ausgang der Fluthwellen von der Südsee Ihr Weg und ihre Geschwindigkeit im atlantischen Ocean. Gleichzeitiges Zusammentreffen zweier Fluthwellen in der Nordsee.. ..... S. 238

H. G. Voigt's Buchdruckerei. Hamburg.

Karte
der
INSEL FÖHR
zu G. WEIGELT'S
Die nordfriesischen Inseln
SONST u. JETZT.
HAMBURG
Verlag von Otto Meissner
1873.
Koye
Haff Deich
WESTERLAND FÖHR
Oldsum
Kliutum
Toftum
Gr. Kl.
Dunsum
Süderende
Fluthströmung
GEEST
St. Laurentii
Uttersum
Bing. Vogel Koye
Watten Weg nach Amrum
Zur Lübbereit
Heddehusum
Kl. Gr. Borgum
Witzum
Goting
Seedeich
Feldwege
Chaussee
Projectirte Chaussee
Ehemalige Grenze zwischen Osterland
und Westerland Föhr
Grenze des erhöhten Geestlandes
gegen die See und das Marschland
Fluthströmung


N
Ungefahrer Meridian von Darmstadt, Giessen, u. Zürich.
26° 13' 44" östl. v. Ferro
8° 34' 10" " " Greenwich
Koye
Haff Deich
OSTERLAND FÖHR
Koye
Koye
RSCH
Nisshörn
Midlum
Oevenum
Kl. Alkersum
Gr.
GEEST
Wrixum
Boldixum
St. Nicolai
Nach Dagebüll 1½ Meilen.
Fähre.
ohannis
Wyck
Mittelberg
eblum
34° 41' nördl. v. Aequator
Berlin von Königsberg
Nach Husum 6 Meilen
Damenbad
Herrenbad

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

943.51
Weigelt
W4
943.51 W42
19 1931